



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Eigen- und Fremdwahrnehmung:

Afro-EuropäerInnen und Afro-ÖsterreicherInnen –

Grenzen der Schwarz-Weiß-Konstruktion“

Verfasserin

Irene Gröpel

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Zulassungsbescheid:

Internationale Entwicklung

Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Walter Schicho

***„Ich weiss nicht, ob es besser wird, wenn es anders wird. Aber es muss
anders werden, wenn es besser werden soll.“***

Georg Christoph Lichtenberg

“Quod tibi ipsi fieri non vis, alteri ne feceris!”

(„Was du nicht willst, dass man dir tut, das füg’ auch keinem andern zu.“)

Alexander Severus

Inhaltsverzeichnis

I. EINLEITUNG.....	6
II. CRITICAL WHITENESS STUDIES (CWS)	10
II.1. DIE GESCHICHTE DER CRITICAL WHITENESS STUDIES.....	10
II.3. CRITICAL WHITENESS STUDIES – THEORIE & PRAXIS	12
II.4. CRITICAL WHITENESS STUDIES UND IHR WISSENSCHAFTLICHER DISKURS ZU DEN VERSCHIEDENEN BEGRIFFSVERWENDUNGEN	14
II.6. CRITICAL WHITENESS – WEIß ODER NICHT WEIß?	18
II.7. CRITICAL WHITNESS STUDIES – DIE BEGRIFFSVERWENDUNGEN DIESER ANALYSEGEGENSTANDES NACH GRÖPEL.....	19
III. METHODIK	24
III.1. KRITISCHE DISKURSANALYSE.....	24
III.2. DAS QUALITATIVE INTERVIEW	25
III.2.1. Leitfadeninterview.....	26
III.2.2. Biographisches Interview	26
III.2.3. Problemzentriertes Interview (PZI).....	27
III.2.4. Interviewablauf.....	28
III.2.5. Interviewauswertung	29
IV. BEGRIFFSVERSTÄNDNIS/BEGRIFFSBESTIMMUNG: RASSISMUS.....	31
IV.1. RASSISMUS UND KULTUR	32
IV.2. „FREMDE“- UND „AUSLÄNDERFEINDLICHKEIT“ – IHRE DIFFERENZ ZU UND IHRE VERWOBENHEIT MIT RASSISMUS.....	34
V. DIE POSITION DER AFRO-EUROPÄERINNEN INNERHALB DES HISTORISCHEN UND GEGENWÄRTIGEN SCHWARZ-WEIß-KONSTRUKTIONSGEFÜGES	36
V.1. HISTORISCHER DISKURS.....	36
V.1.1. Die Konstruktion des phänotypischen Merkmals Hautfarbe im europäisch- wissenschaftlichen Diskurs des 18. und 19. Jahrhunderts: Bilder – Wahrnehmungen – Askriptionen	36
V.1.2. Rassistische Handlungsweisen des 20. Jahrhunderts am Beispiel Afro-Deutscher ..	47
V.1.3. Der persistente Mythos „Rasse“ und seine Entlarvung	52
V.2. GEGENWÄRTIGER DISKURS	54
V.2.1. Rassismus und Sprache: persistente Wahrnehmungen und Askriptionen am Beispiel einer Schwarz-Weiß-Konstruktion in der deutschen Standard- und Alltagssprache.....	54
V.2.1.1. Weiß und Schwarz – ihre Etymologie	55
V.2.1.2. Symbolik von Schwarz und Weiß.....	55
V.2.1.3. Das Konstrukt Schwarz-Sein	59
V.2.2. Die gegenwärtige Situation von Afro-ÖsterreicherInnen im Alltag	78

VI. AFRO-ÖSTERREICHISCHE JUGENDLICHE IM INTERVIEW	91
VI.1. ERFAHRUNGEN MIT RASSISTISCHER DISKRIMINIERUNG IN ÖSTERREICH	92
<i>VI.1.1. Erfahrungen mit rassistischen Äußerungen</i>	93
<i>VI.1.2. Erfahrungen mit rassistischen Handlungsweisen</i>	99
<i>VI.1.3. Fragen zum äußeren Erscheinungsbild afro-österreichischer Jugendlicher</i>	104
<i>VI.1.4. Handlungsstrategie mit rassistischen Erfahrungen afro-österreichischer Jugendlicher und darauf resultierende Reaktionen des Umfelds</i>	105
<i>VI.1.5. Afro-österreichische Jugendliche: wie sie sich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen fühlen</i>	105
VI.2. ERFAHRUNGEN MIT RASSISTISCHER DISKRIMINIERUNG IN AFRIKANISCHEN LÄNDERN	107
<i>VI.2.1. Afro-österreichische Jugendliche: wie sie sich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen fühlen.....</i>	109
VI.3. SELBSTBEZEICHNUNG UND IDENTITÄTSBEGRIFFE AFRO-ÖSTERREICHISCHER JUGENDLICHER	109
VI.4. DIE SICHTWEISE AFRO-ÖSTERREICHISCHER JUGENDLICHER ÜBER DIE VERSCHIEDENEN KULTURELLEN EINFLÜSSE IHRER ERZIEHUNG	111
VI.5. WELCHEN RAUM BIETET DIE SCHWARZ-WEIß-KONSTRUKTION ZUR SELBSTIDENTIFIKATION AFRO-ÖSTERREICHISCHER JUGENDLICHER?	112
VI.6. AFRO-ÖSTERREICHISCHE JUGENDLICHE: WIE SIE SICH SELBST SEHEN UND WIE SIE VON IHREM UMFELD WAHRGENOMMEN WERDEN WOLLEN.....	113
VI.7. AUSWERTUNG DER TEILNEHMENDEN BEOBACHTUNG.....	114
VI.8. ZUSAMMENFASSUNG DER AUSWERTUNG.....	114
VII. RESÜMEE	116
VII. LITERATURVERZEICHNIS.....	120
VIII. APPENDIX	137
POSTSKRIPT ZUR INTERVIEWERHEBUNG	137
INTERVIEWLEITFADEN	138
INTERVIEW MIT MARTIN.....	143
INTERVIEW MIT AISHA	155
INTERVIEW MIT JULIA	163
INTERVIEW MIT DANIELA	184
INTERVIEW MIT THOMAS.....	195
INTERVIEW MIT LUISE	208
INTERVIEW MIT KATHY	221
ZUSAMMENFASSUNG.....	238
ABSTRACT	239
CURRICULUM VITAE	240

I. Einleitung

Ziel des Erkenntnisinteresses besteht in der Dokumentation der Eigen- und Fremdwahrnehmung von Afro-EuropäerInnen¹ im historischen als auch im gegenwärtigen Diskurs.

Zunächst wird dem/der LeserIn der theoretische Gegenstand der „Critical Whiteness Studies“ näher gebracht. In diesem Zusammenhang werden die Etablierung der Critical Whiteness Studies im wissenschaftlichen Diskurs, die Kernelemente sowie die Schwächen der Theorie durchleuchtet.

Im folgenden Kapitel werden die methodischen Werkzeuge der Arbeit präsentiert. Diese umfassen zum einen die kritische Diskursanalyse und zum anderen das qualitative Interview. Wie bereits vorhin angeführt, werden mit Hilfe dieser methodischen Verfahren sowohl die Fremd- als auch Eigenwahrnehmung von Afro-EuropäerInnen ins Blickfeld genommen. Insbesondere im historischen Diskurs kommt die Methode der kritischen Diskursanalyse zum Einsatz. In diesem Zusammenhang wird die soziale Position der Afro-EuropäerInnen innerhalb des Schwarz-Weiß-Konstruktionsgefüges erarbeitet. Dazu werden verschiedene Werke des wissenschaftlichen Rassismus im 17. und 18. Jahrhundert beschrieben um zu sehen welche Bilder über Afro-EuropäerInnen konstruiert wurden. Darüber hinaus werden nicht nur Denkweisen des wissenschaftlichen Rassismus präsentiert, sondern auch rassistische Handlungspraktiken gegenüber afro-deutschen Kindern behandelt. An dieser Stelle wird die gesellschaftliche Rolle der Afro-EuropäerInnen im Nationalsozialismus untersucht.

Rassismus äußert sich in einer Denk- und Handlungsweise, die sich darüber bestimmt, Menschen aufgrund körperlicher Merkmale einem Klassifikationsschema zu unterziehen, welches mit einem Set von Fremdzuschreibungen ausgestattet wird. Diese physiologische Eigenschaften sowie Askriptionen fungieren im rassistischen Diskurs als Bedeutungsträger für biologische Differenz. Insbesondere das „Merkmal Hautfarbe“ erwies sich, aufgrund des phänotypischen Charakters, als bevorzugte Klassifizierungskategorie sozialer Gruppen und Individuen um auf diese Weise den rassistischen Diskurs im Alltag zu verankern. Mit Hilfe der Critical Whiteness Studies soll in dieser Arbeit aufgezeigt werden, dass die Konzeptionierung von Kategorien anhand äußerlicher Merkmale, wie etwa Weiß- und Schwarz-Sein, keine biologische

¹ Menschen mit einem afrikanischen sowie einem europäischen Elternteil

Realität verkörpert, sondern sozial konstruiert ist. Darüber hinaus ist zu fragen, in welcher Weise diese Klassifizierungsmerkmale konstruiert werden bzw. welche Bedeutung ihnen zugeschrieben wird und ob sie sich in der Gegenwart fortsetzen. In diesem Zusammenhang wird die Konstruktion von Schwarz und Weiß anhand von Begriffen und Sprichwörtern gebräuchlicher Wörterbücher (Duden, Österreichisches Wörterbuch) sowie medialer Meinungsäußerungen in der deutschen Standard- und Alltagssprache beleuchtet.

Ausgehend von dem theoretischen Ansatz, dass Weiß-Sein einen sozial konstruierten Ort der Unsichtbarkeit, der Unmarkiertheit sowie der Norm innerhalb der europäischen Gesellschaft einnimmt, während Schwarz-Sein eine Stigmatisierungsfunktion zugeschrieben und zum „Un-Normalen“ erklärt wird, werden die folgenden Hypothesen aufgestellt:

- Sozial konstruierte Bilder und Askriptionen des Schwarz-Weiß-Gegensatzes im wissenschaftlichen Rassismus des 18. und 19. Jahrhunderts setzen sich in gegenwärtiger Sprache und Alltag der österreichischen Gesellschaft fort.
- Der Begriff Schwarz ist in seiner kulturellen Symbolik bis heute einer Abwertung und einer Negativkonnotation innerhalb der deutschen Standardsprache und Alltagssprache ausgesetzt.
- Die Darstellung von Schwarz als schlecht, böse und bedrohend, findet auch seine Anwendung beim Menschen.
- Die Funktionalisierung von phänotypischen Merkmalen wie der Hautfarbe, die als Bedeutungsträger biologischer Differenz im rassistischen Diskurs fungieren, dienen auch als Mittel der Legitimierung und Reproduktion gesellschaftlicher Privilegien.

Neben der Herausarbeitung von Schwarz und Weiß als soziales Produkt, welches sich im rassistischen Diskurs als antagonistisches sowie mit Fremdzuschreibungen beladenes Konzept erweist, richtet sich der Fokus auf die Eigen- und Fremdwahrnehmung von Afro-EuropäerInnen innerhalb der Schwarz-Weiß-Gesellschaftsschemata sowohl in der Geschichte als auch in der Gegenwart.

Wie bereits vorhin erwähnt, erfolgt die Analyse hinsichtlich der sozialen Position von Afro-EuropäerInnen unter Anwendung der kritischen Diskursanalyse sowie des

Leitfadeninterviews. Für das Interview wurden afro-österreichische Jugendliche² im Alter von 19 bis 29 Jahren als Zielgruppe ausgewählt. Mit Hilfe der Interviewforschung sollen sowohl die Darstellungen zur Selbstwahrnehmung bzw. Selbstidentifikation präsentiert werden, als auch die Grenzen der Schwarz-Weiß-Gesellschaftsbetrachtung aufgezeigt werden. Die analytische Erarbeitung dieser Grenzen von Schwarz und Weiß unterliegt der Hypothese, dass – obwohl der Großteil afro-österreichischer Personen in Österreich geboren und aufgewachsen ist sowie mit den sozio-kulturellen Elementen, wie als „Normösterreicher“ konstruierte Personen, vertraut ist – diese im rassistischen Diskurs aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes als der/die „Andere“, der/die „Fremde“, der/die „Nicht-ÖsterreicherIn“ wahrgenommen werden. In diesem Kontext wird ebenfalls die hypothetische Äußerung getätigt, dass sich Rassismus nicht auf eine Migrations-, „Fremden-“ sowie „Ausländerdebatte“ beschränkt, sondern, dass eine bestimmte Gruppe von ÖsterreicherInnen ebenfalls rassistische Tendenzen gegenüber anderen ÖsterreicherInnen zeigen. Um nicht Gefahr zu laufen Rassismuserfahrung als ausschließlich europäisches Phänomen darzustellen, wird mit Hilfe der Interviews die Untersuchung hinsichtlich der Begegnung mit Rassismus nicht ausschließlich auf Österreich beschränkt, sondern richtet seinen Blick auch auf Erfahrungen in afrikanischen Ländern.

Zur Untersuchung der verschiedenen Annahmen werden die folgenden Fragestellungen herangezogen:

- Gibt es Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung und welche Rolle spielt die Hautfarbe dabei?
- Was sind die Handlungsstrategien afro-österreichischer Jugendlicher in Konfrontation mit rassistischer Diskriminierung?
- Wie fühlen sich afro-österreichische Jugendliche von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen?

² Definition von Jugendlicher/e nach Mienert: Als Jugendliche werden Personen bezeichnet, die durchschnittlich zwischen dem 12. und 30. Lebensjahr sind. Zum einen setzt die biologische Reifung heute deutlich früher ein. Heranwachsende sind heute schon mit 11 oder 12 Jahren fortpflanzungsfähig.

Auf der anderen Seite hat sich jedoch durch die gesellschaftliche Veränderung das Alter für die wirtschaftliche und familiäre Unabhängigkeit sehr viel weiter nach hinten verlagert. Das durchschnittliche Heiratsalter liegt heute bei 25 Jahren, während vor 60 Jahren mit 20 Jahren geheiratet wurde. Jugendliche, die nicht unmittelbar in eine Ausbildung oder Festanstellung wechseln können oder studieren, blieben heute bis zum Alter von 30 Jahren und darüber hinaus von ihren Eltern wirtschaftlich abhängig.

Die heutige Jugendzeit ist somit eine Zeitspanne von 18 Jahren, in der sich Heranwachsende in einem unklaren Status befinden, in dem sie „noch nicht erwachsen“ sind (Vgl. Mienert 2008: 20-21).

- Wie fühlen sich afro-österreichische Jugendliche von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen?
- Wie nehmen sich afro-österreichische Jugendliche selbst wahr und wie möchten sie von ihrer Umwelt wahrgenommen werden?
- Wie bezeichnen sich die befragten Personen selbst?
- Warum verwenden die befragten Personen diese Selbstbezeichnung? Hat sich die Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe ihres Lebens verändert?
- Bieten die Kategorien Schwarz/Weiß genügend Raum zur Selbstbestimmung afro-österreichischer Jugendlicher?
- Sind heterogene und homogene Sichtweisen in der Selbstwahrnehmung und Selbstbezeichnung der Jugendlichen vorhanden?

II. Critical Whiteness Studies (CWS)

II.1. Die Geschichte der Critical Whiteness Studies

Die Critical Whiteness Studies sind aus der „Critical Race Theory“ hervorgegangen, die sich Mitte der 1970er Jahre in den USA entwickelt hatten. Mit den entstandenen Bürgerrechtsbewegungen der 1950er Jahre, der vehementen Kritik gegenüber einem politischen System, das Weiß-Sein gegenüber Afro-AmerikanerInnen privilegierte, konnte die sogenannte „Rassentrennung“ mit dem „Civil Rights Act“ von 1964 für illegal erklärt werden. Die Gleichstellung der sozialen Gruppen war zwar offiziell im amerikanischen Bürgerrechtsgesetz verankert worden, jedoch bedeutete dies nicht das Ende rassistischer Diskriminierung für afro-amerikanische Personen. Mit der „Critical Race Theory“ wurden für weiter bestehende Formen des Rassismus neue Theorien und Strategien entwickelt. Zu den Anhängern dieser Strömung zählen u.a. Anwälte, AktivistInnen und WissenschaftlerInnen, darunter auch die zwei afro-amerikanischen Professoren der Rechtswissenschaften, Richard Delgado (University of Pittsburgh) und Derrick Bell (New York University School of Law). Delgado beschreibt die Critical Race Theory wie folgt: “Unlike some academic disciplines, critical race theory contains an activist dimension. It not only tries to understand our social situation, but to change it; it sets out not only to ascertain how society organizes itself along racial lines and hierarchies, but to transform it for the better” (Delgado 2001: 3).

II.2. Verankerung der Critical Whiteness Studies im wissenschaftlichen Diskurs

Die Critical Whiteness Studies etablierten sich im wissenschaftlichen Diskurs zwischen den 80er und 90er Jahren. Afro-amerikanische Autorinnen, wie etwa Bell Hooks und Angela Davis, kritisierten die bis dahin bestehende Wahrnehmung innerhalb des feministischen Diskurses, Geschlechterdiskriminierungen ausschließlich aus der Perspektive einer europäisch-amerikanischen Frau zu begreifen. Weiße Frauen, wie die Philosophinnen Marilyn Frye mit ihrem Buch *On Being White, Thinking towards and Understanding of Race and Race Supremacy* (1982) sowie Elizabeth Spelman mit ihrer Publikation *Inessential Women, Problems*

of Exclusion in Feminist Thought (1988) entwickelten in den Achtzigern theoretische Konzeptionen hinsichtlich Whiteness (Vgl. Dietze 2006: 223). In den 90er Jahren demonstrierte Ruth Frankenberg in ihrem Werk *White Women, Race Matters* die verschiedenen Formen des Rassismus anhand von Interviews mit US-amerikanischen Weißen Frauen. Im deutschsprachigen Raum erreichte Ursula Wachendorfer mit ihrem Aufsatz „Weißsein in Deutschland“ ein hohes Leserpublikum, der eine grundlegende Darstellung der Critical Whiteness Studies bietet.

Über den Beginn der Critical Whiteness Studies herrscht innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses Uneinigkeit, da, aufgrund einer Reihe von Publikationen (Frankenberg 1993, Morrison 1992), die Weiß-Sein zum Thema ihrer Analyse machten, die Critical Whiteness Studies in den 90er Jahren verortet werden. Mit der Philosophin Bell Hooks wird jedoch konstatiert, dass Weiß-Sein bereits von Afrikanern im Zuge der europäischen Sklaverei und des Kolonialismus behandelt wurde (Hooks 1992: 165) und somit schon immer einen Untersuchungsgegenstand darstellte. Das Wissen fungierte als Überlebenswissen innerhalb einer Weiß–privilegierten Gesellschaft. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts wurde dieses Wissen in Form von Publikationen, Romanen, Gedichten, Theaterstücken und wissenschaftlichen Abhandlungen weitertradiert, womit ein größeres Publikum erreicht wurde (Vgl. Wollrad 2005: 32-33). Bereits die Werke *The Soul of Black Folk* (1903) des afroamerikanischen Bürgerrechtsaktivisten W.E.B. du Bois und *Peau Noir, Masques blanches* (1952) des afrokaribischen Theoretikers Frantz Fanon Anfang sowie Mitte des 20. Jahrhunderts, beschreiben, dass ihr äußeres Erscheinungsbild bzw. ihr Schwarz-Sein innerhalb einer Weißen Dominanzgesellschaft problematisiert wurde (Vgl. Dietze 2006: 222). Ihre Publikationen lieferten wichtige Beiträge zu den Critical Whiteness Studies, da die weiter gegebenen Erfahrungen ein Umdenken bzw. einen Reflektionsprozess Weißer WissenschaftlerInnen für sozial-gesellschaftliche Problematiken – wie etwa rassistischer Diskriminierung – einleiteten.

II.3. Critical Whiteness Studies – Theorie & Praxis

Bewertungen und Zuschreibungen von Gruppen und Individuen aufgrund ihrer Pigmentierung, sowie der damit einhergehende Glaube einer „Rassenexistenz“ besitzen eine lange Tradition innerhalb der europäischen Geschichte und setzen sich bis heute fort. Mit Hilfe der Critical Whiteness Studies soll aufgezeigt werden, dass rassifizierte Einteilungen, wie etwa nach der „Kategorie Hautfarbe“, keinen biologischen und genetischen „Naturzustand“ beschreiben, sondern sozial konstruiert werden. Aufgrund ihrer Konstruktion spiegeln sie somit keine universellen statischen Gültigkeiten wider, sondern haben sich im Laufe der Zeit verändert. Die rassistisch-ideologische Wahrnehmung von Hautfarbe als Kriterium rassifizierter Gruppen ist als „historisch wandelbare und kontextabhängige Kategorie zu begreifen“ (Ludvig 2005: 231).

Delgado, Professor der Rechtswissenschaften, beschreibt Weiß-Sein bzw. Whiteness als relationale Kategorie, die im Kontext des amerikanischen Immigrationsgesetzes von 1790 definiert wurde, um zu entscheiden wer das Privileg erhielt in den USA leben zu dürfen. In Zusammenhang mit der Migrationsgeschichte der USA wurde ein oppositionelles Schwarz-Weiß-Verhältnis gesellschaftlich geschaffen. Dieses Gesetz blieb bis auf wenige Änderungen bis 1952 bestehen (eine Dauer von 162 Jahren).

Ein praktisches Beispiel hinsichtlich der sozialen Konstruktion von Schwarz und Weiß liefern Omi und Winant. Sie machen darauf aufmerksam, dass Kategorisierungsbezeichnungen menschlicher Gruppen innerhalb der Zensusdaten einem Wandel unterliegen. Während „Japanese Americans“ früher als „non-White“, „Oriental“ oder „Other“ bezeichnet wurden, änderte sich diese Bezeichnung in „Asian and Pacific Islanders“ (Vgl. Omi, Winant 1994: 3). Ruth Frankenberg beschreibt den Konstruktionswandel wie folgt: "(...) Jewish Americans, Italian Americans, and Latinos have, at different times and from varying political standpoints, been viewed as both 'white' and 'nonwhite'. And as the history of 'interracial' marriage and sexual relationships also demonstrates, 'white' is as much as anything else an economic and political category maintained over time by a changing set of exclusionary practices, both legislative and customary" (Frankenberg 2005: 11-12). Die Daten des Zensus sind keineswegs als neutrale Erhebungen einzuordnen, sondern verstärken den Gedanken von „Rassenkonstruktionen“. Hautfarbe fungiert im rassistischen

Diskurs als Selektions- und Distinktionsmittel zwischen „dem Eigenen“ und „dem Fremden“. Das „Fremde“ wird in solchen Diskursen als Problem wahrgenommen, während das „Eigene“ normativen Charakter besitzt sowie mit Privilegien ausgestattet ist. In diesem Zusammenhang ist zu betonen, dass durch den mehrere Jahrhunderte andauernden Kolonialismus afrikanischen Bevölkerungsgruppen die Position der Inferioren zugeschrieben wurde, während Weiße sich selbst an die Spitze der „Rassenpyramide“ setzten (Vgl. Ha 2007: 31). Weiß-Sein bzw. Whiteness ist somit eine verhältnismäßige Kategorie – denn sie erhält ihre Bedeutung vorwiegend im Zusammenhang mit und im Gegensatz zu anderen, ebenfalls gesellschaftlich hergestellten „rassischen“ Kategorien (wie Black, Schwarz, Mulatto, etc.) (Vgl. Ludvig 2005: 230-231).

Weiß-Sein stellt somit einen Ort dar:

- von dem aus Weiße Leute sich selbst, andere und die Gesellschaft betrachten und bestimmen;
- der selbst unsichtbar, unbenannt, unmarkiert ist und dennoch Normen setzt;
- wo es strukturelle Vorteile und Privilegien gibt (Vgl. Wachendorfer 2006: 57).
- der sich durch sozial konstruierte Bedeutungen kennzeichnet, da Weiß-Sein – wie andere rassistische Zuschreibungen – ein Produkt der Geschichte ist (Vgl. Frankenberg 1996: 56).

Innerhalb einer Weißen Dominanzgesellschaft wird Weiß-Sein nicht wahrgenommen, während Schwarz-Sein bedeutungsvoll ist und thematisiert wird (...) (Wachendorfer 2006: 58). Verabreden sich etwa Weiße Menschen der nordwestlichen Hemisphäre mit Unbekannten, würden sie eher Körpergröße und Haarfarbe zur Selbstbeschreibung anführen als die Hautfarbe. Weiß-Sein ist somit keine gefühlte Identität, ausgenommen Personen, die um ihre helle Haut ein rechtsradikales Wesen machen, hält der Weiße Mensch seinen Phänotypus für unmarkiert und „normal“. Allerdings sieht er sofort, wenn jemand nicht Weiß ist, und vielfach ist er aktiv oder passiv daran beteiligt, dass der Nicht-Weiße Mensch seine „Farbigkeit“ fühlt (Vgl. Dietze 2006: 222).

Dieses Phänomen ist vor allem in der Berichterstattung, zu beobachten. Während sich alltägliche Werbung für Produkte oder Dienstleistungen, etwa in Form von Plakaten, Werbespots u.v.m, fast ausschließlich auf normkonstruierte Gesellschaftsbilder bezieht, wird etwa bei Gesetzesverstößen in der Berichterstattung auf das Schwarz-Sein der Person hingewiesen. In diesem

Zusammenhang wird Hautfarbe zu einem Indikator für Kriminalitätsbereitschaft konzipiert. Leistungen, der als Schwarz konstruierten Menschen bleiben somit gesellschaftlich unsichtbar. Sobald jedoch kriminelle Aktivität vorliegt, erlangt Schwarz-Sein erhebliche Bedeutung. Durch die Reduktion des Menschen auf ein äußerliches Merkmal, der gleichzeitigen Beladung mit negativen Askriptionen wird eine Stigmatisierungsfunktion initiiert.

Die mediale Darstellung einer Weißen Gesellschaft als „Norm“ verdeckt zugleich asymmetrische Machtverhältnisse, in denen etwa Afro-ÖsterreicherInnen als Teil einer österreichischen Gesellschaft ausgeblendet werden. Susan Arndt kommt ebenfalls zu dem Schluss, dass Werbetexte betreffend gesamtgesellschaftlicher Probleme und Themen sich in der Regel auf Weiße beziehen. Durch diese Art der Darstellung nimmt zugleich auch das Bewusstsein für komplexere, vielschichtigere Diskriminierungen und Diskriminierungsstrukturen ab sowie die Bereitschaft, diese zu reflektieren. Letztlich manifestieren sich durch dieses Nicht-Vorkommen vielfältige Ausgrenzungsstrategien (Vgl. Arndt 2004: 54-55).

Mit Hilfe der Critical Whiteness Studies sollen asymmetrische Machtverhältnisse aufgezeigt werden, in denen „Weißsein als Norm, als Signatur von Überlegenheit, Intelligenz und Zivilisation“ (Amesberger, Halbmayr 2005: 7) verstanden wird. Diese Normkonstruktion und die daraus resultierende Superioritätsvermutung sowie die problembehaftete Darstellung der „Anderen“/ „Nicht-Weißen“ gilt es mittels dieses Konzepts sichtbar zu machen.

Die Critical Whiteness Studies sind vor allem in der Rassismusforschung verwurzelt und verfolgen einen bewussteinsschaffenden Ansatz mit dem die Wahrnehmung von Weiß-Sein als menschliche „Benchmark-Kategorie“ kritisch hinterfragt wird.

II.4. Critical Whiteness Studies und ihr wissenschaftlicher Diskurs zu den verschiedenen Begriffsverwendungen

Innerhalb der CWS lassen sich zwei Argumentationslinien festmachen:

Erstere Strömung setzt sich für die Beibehaltung von „race“³ als Kategorie der Sozialwissenschaft ein, da die Abschaffung des Begriffs einem „terminologischen Ausweichmanöver“ gleich käme und gleichzeitig soziale Ungleichheit nicht aufgezeigt würde (Vgl. Amesberger, Halbmayr 2005: 136-137). Dieser Ansatz

³ Erläuterung der spezifischen Orthografie: Siehe Kap. 2.7.

verfolgt eine Neubesetzung des Begriffs, indem er eine Wandelbarkeit und Flexibilität hinsichtlich seiner Bedeutung voraussetzt.

Die zweite Strömung, die in dieser Arbeit ebenfalls vertreten wird, tritt für die Abschaffung des „race“-Begriffs in der Gesellschaftsanalyse ein. Der Soziologe Yehudi Webster macht auf die historische Belastung und somit auf die Definitionsproblematik von „race“ als soziale Kategorie aufmerksam (Vgl. Amesberger, Halbmayr 2005: 138-139).

Yehudi Webster beschreibt „race“ als Kerninstrumentarium innerhalb der Sozialwissenschaften, jedoch wird der Begriff selbst von diesen kaum analysiert. Er tritt für die Abschaffung des „race“-Begriffs ein, da durch ihn rassifizierte Konzepte reproduziert werden. Stattdessen konstatiert Webster, dass es einer Analyse der Methoden, mit denen gesellschaftliche „race“-Kategorien geschaffen werden, bedarf. Zudem identifiziert er eine Zuordnung von Gruppen und Individuen nach rassifizierten Kategorien aufgrund der verschiedenen Positionen als nicht möglich. Webster verweist ebenfalls auf die historische Belastung des Begriffs. Wie fast jeder Terminus, unterliegt auch „race“ einem semantischen Wandel. Während „race“ im 17. Jahrhundert eine relationale Kategorie ausmachte, die sowohl über den sozialen Status („soziale Klasse“) definiert wurde, aber ebenso als diffuser Unterschied (→ kein wissenschaftlicher Konsens über die Einteilung) in der Abstammungslinie verstanden wurde, hat sich der Begriff im Laufe vergangener Jahrhunderte zu einer systematisch, biologisch orientierten Taxonomie entwickelt. Mit diesem gesellschaftlichen Wandel wurde „race“ plötzlich über physische Attribute, wie etwa Hautfarbe, Schädel-, Gesichtsform und Augenform, Körperstatur u.v.m. festgelegt. Das äußere Erscheinungsbild wurde dabei zusätzlich mit fremdzuschreibenden Eigenschaften ausgestattet.

Die semantische Veränderung des „race“-Begriffs setzte mit dem Aufschwung der europäischen Seefahrt sowie des damit verbundenen afrikanischen Sklavenhandels und der Kolonialisierung ein (Vgl. Webster 1993: 5, 32-33).

Ähnlich zu Webster betont der Sozial- und Politikphilosoph Bernard Boxill die kritische Reflektion des „race“-Begriffs, da er sehr stark über physische Eigenschaften determiniert wird, die an kategorisch vordefinierten Schemata festhalten, welche gleichzeitig mit einem Set an Fremdzuschreibungen ausgestattet sind. Er beschreibt diese Problematik wie folgt: “The focus of the present essay will be the rethinking of ‘race’. A primary concern will be to question ‘race’ as an obvious,

biologically or metaphysically given, thereby self-evident reality – to challenge the presumptions sedimented in the ‘reference schemata’ that, when socially shared, become common sense, whether through a group’s construction of its life world and / or through hegemonic imposition” (Boxill 2001: 60).

Auch hinsichtlich der Begriffsverwendung und Schreibweise von Whiteness sowie Weiß-Sein divergieren die Meinungen innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses der Critical Whiteness Studies.

Die Pädagogin Walgenbach identifiziert Whiteness als ein umfassenderes Konzept mit dem Konnotationen, Subjektpositionen, soziale Ordnungen, Kategorien, Wahrnehmungsmuster, soziale Erfahrungen, Dominanz sowie Privilegien – im Vergleich zu Weiß-Sein – erfasst werden können (Vgl. Walgenbach 2005a: 18, Walgenbach 2008: 46). Walgenbach vertritt die Position, dass anders als bei Whiteness sich der Fokus beim Begriff Weiß-Sein auf die Konstruktion biologischer Zusammenhänge richtet (Vgl. Walgenbach 2005b: 378).

Eine gegenteilige Meinung wird von Autorinnen wie etwa Wollrad, Amesberger, Halbmayer und Ha, Lauré al-Samarai sowie Mysorekar vertreten, die Whiteness als geeignetere Begriffswahl für den angloamerikanischen Kontext erachten. Sie verwenden Weiß-Sein um auf die deutsche Dominanzstruktur und seine Verwobenheit zu Rassismus, der wiederum in deutscher Geschichte, deutscher Philosophie und Anthropologie u.v.m. verortet ist, aufmerksam zu machen. Mit dieser Strategie sollen Herrschaftsverhältnisse sichtbar gemacht werden. Darüber hinaus wird die Großschreibung von Weiß präferiert um den/die LeserIn durch die ungewohnte Schreibweise stutzig zu machen sowie um gleichzeitig seine soziale Konstruktion zu betonen (Vgl. Wollrad 2005: 19-21 /Amesberger und Halbmayer 2005: 19).

Obwohl der Begriff Schwarz eine rassistische Fremdbezeichnung verkörperte, wurden seine jahrhundertalten rassistischen Konnotationen mittels offensiver politischer Selbstbehauptung in den 1960er Jahren semantisch umbesetzt. Mit diesem Bedeutungswandel fungierte Schwarz-Sein gleichzeitig als Empowerment-Begriff. Im Gegensatz zu Schwarz sollen jedoch mit der Großschreibung von Weiß keine Selbstermächtigungsprozesse einhergehen (Vgl. Ha / Lauré al-Samarai / Mysorekar 2007: 13).

Neben der häufig gebrauchten Großschreibung von Weiß innerhalb der Sozialwissenschaften, sprechen sich die Herausgeberinnen Eggers, Kilomba,

Piesche und Arndt in ihrem Sammelband mit dem Titel *Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* für die Klein- und Kursivschreibung des Begriffs *weiß* aus. Als Argumentation wird einerseits die assoziative und konnotative Abgrenzung von Weiß im Sinne eines politischen Empowerment-Begriffs (wie etwa bei Schwarz) angestrebt. Andererseits wird eine Vergleichbarkeit zu „weiblich“ angestellt (Vgl. Dietrich 2007: 47, Lorey 2006: 61). Trotz unterschiedlicher Schreibweisen der Autorinnen steht hinsichtlich der Bedeutung der Begriffe die soziale Konstruktion im Vordergrund sowie die Abgrenzung von Weiß im Hinblick auf eine politische Tradition, mit der Bürgerrechtsbewegungen der afro-amerikanischen Bevölkerung einhergehen. Die Critical Whiteness Studies bilden somit ein heterogen umkämpftes Terrain hinsichtlich Positionen, Begriffsverwendungen und ihrer Schreibweisen.

II.5. Kritik an Critical Whiteness Studies

Obwohl die Critical Whiteness Studies mit ihrer kritischen „Weißsein-Forschung“ die Denk-, Handlungsweisen und Strukturen von Rassismus aufdecken, greifen sie in ihrer konzeptionellen Darstellung oftmals zu kurz.

Es stellt sich in Bezug auf die Critical Whiteness Studies die Frage, ob es gelingt anhand der Verwendung von Bezeichnungen wie „race“, „Rasse“, Schwarz und Weiß rassistische Strukturen aufzubrechen, oder ob das Gegenteil damit ausgelöst wird, in dem der Mythos von „Rassenkonstruktionen“ gesellschaftlich verankert bleibt sowie ein Schwarz-Weiß-Gegensatz prolongiert wird. Amesberger und Halbmayr greifen in ihrem Buch – *das Privileg der Unsichtbarkeit* – diesen kritischen Aspekt auf und schildern diesen wie folgt: Aufgrund der assoziativen wie konnotativen Nähe des Begriffs Whiteness zu rassialisierten⁴ Konzeptionen ist schließlich zu fragen, ob eine Dekonstruktion der Kategorien „race“, „Rasse“, Weiß und Schwarz gelingt. Ebenso stellt sich die Frage – und die Verwendung der Begriffe Weiß und Schwarz legt dies nahe –, ob die CWS nicht erneut zwei essentialisierte, in Opposition zueinander stehende, rassisierte Gruppen erzeugen (Vgl. Amesberger, Halbmayr 2005: 20-21).

Amesberger und Halbmayr betonen im Hinblick auf die Verwendung des „Rasse“- sowie des „race“-Begriffs, dass die Analyse von Rassismus kein Beharren auf

⁴ Die Bezeichnungen rassialisieren, rassisieren sowie rassifizieren werden synonym gebraucht.

„Rassen“ oder „races“ (konstruiert oder nicht) braucht (Vgl. Amesberger, Halbmayer 2008: 177). Die Kritik der beiden Politikwissenschaftlerinnen Amesberger und Halbmayer ist insofern berechtigt, in dem sie sich die Frage stellen, ob eine De-Essentialisierung dieser Begriffe gewährleistet werden kann um rassistische Strukturen mit seinen Bildern zu entlarven sowie in weiterer Folge zu durchbrechen, wenn sich zugleich die Critical Whiteness Studies der selben rassifizierten Begrifflichkeiten, wie Vertreter der „Rassenkonzeptionen“, bedienen. Entgegen der Auffassung der beiden Politikwissenschaftlerinnen jedoch, wird in dieser Arbeit die Position vertreten, sich bei der Problematik, die mit der Verwendung des „Rasse“-Begriffs einhergeht, nicht ausschließlich auf die deutsche Begrifflichkeit zu versteifen. Die historisch rassistische Belastung dieses Begriffs ist nicht auf den deutschsprachigen Raum beschränkt, sondern eine Angelegenheit europäischer sowie aber auch globaler Geschichte und bezieht sich daher ebenfalls auf den englischen Begriff „race.“ Der Glaube an die Erarbeitung einer positiven Konnotation bzw. Neubesetzung des Begriffs „Rasse“ oder „race“ blendet die Verwurzelung der beiden Wörter in Systemen der Ausbeutung und Vernichtung (Sklaverei, Kolonisation, Eugenik) aus (Vgl. Amesberger, Halbmayer 2008: 10).

II.6. Critical Whiteness – Weiß oder Nicht Weiß?

Eine alternative Gegenüberstellung der beiden Klassifikationen stellen die Begriffe „Weiß“ und „Nicht-Weiße“ dar. Die Benützung dieser Ausdrücke ist insofern kritisch zu hinterfragen, da Weiß benannt wird, während Menschen mit „anderen“ äußerlichen Merkmalen unter dem Begriff „Nicht-Weiß“ subsumiert werden – nach dem Motto: „the west and the rest“. Der ungleiche sprachliche Umgang deutet auf das asymmetrische Machtverhältnis zwischen den sozialen Gruppen hin und spiegelt ebenfalls die Dominanz einer eurozentristischen Sichtweise wider.

Neben der Weiß- / Nicht-Weiß-Klassifikation besitzt Weiß außerdem wie die Farbe Schwarz viele Schattierungen (z.B. cremefarben, perlmuttfarben, vergilbt), aber whiteness weist diese Unterscheidungen zurück. (Vgl. Amesberger, Halbmayer 2005: 38-39) „Whiteness has reigned archetypically supreme for so long only because it has denied the differences that do exist within it“ (Adams 1996: 28-29).

II.7. Critical Whitness Studies – die Begriffsverwendungen dieses Analysegegenstandes nach Gröpel

Die Begriffe „race“ und „Rasse“ werden in dieser Arbeit nicht synonym gebraucht, da sie einen unterschiedlich konnotierten historischen Werdegang besitzen.

Der „Rasse“-Begriff bezieht sich in seiner Bedeutung auf eine züchtende Tätigkeit. In diesem Zusammenhang übernimmt der Mensch die Rolle des Züchters von Pflanzen und Tieren. Während des Nationalsozialismus wurde jedoch diese Komponente des Züchtens, in Form von Ermordungen, Sterilisationsmaßnahmen und sogenannten „Zuchtprogrammen für den nordischen Deutschen“, auf den Menschen übertragen.

Aufgrund des rassistischen und antisemitischen Bedeutungsgehalts des „Rasse“-Begriffs im Nationalsozialismus sowie seinen real-gesellschaftlichen Auswirkungen, die ca. sechs Millionen Menschen das Leben kostete, gilt seine Anwendung auf den Menschen heute als allgemein unwissenschaftlich und beschränkt sich auf die Bereiche der Zoologie sowie Biologie (Vgl. Gingrich 2004: 158). Bedauerlicherweise ist der Gebrauch dieses Begriffs in der Alltagspraxis noch immer sehr stark präsent. Das äquivalente Pendant zu „Rasse“ ist nicht die Bezeichnung „race“, sondern „breeding“. Ein geläufiges Wort stellte früher in diesem Zusammenhang die rassistische sowie fremdbestimmte Terminologie „half-breed“ zur Bezeichnung von Afro-Europäern dar.

Bedingt durch seine historisch-konnotative Entwicklung wird in dieser Arbeit auf den Gebrauch des „Rasse“-Begriffs verzichtet. Die Ausnahme bildet seine Entlarvung und Entmythisierung. Denn obwohl „Rasse“ mit seinen Konzeptionen über einen starken Bedeutungsgehalt im rassistischen Diskurs verfügt, entspricht sie keiner real feststellbaren Gegebenheit (Vgl. Hofbauer 1995: 60) und wird daher unter Anführungszeichen gesetzt.

Der englische Begriff „race“ hingegen definiert ethnische Zuschreibungen mit Hilfe von physischen Merkmalen (z.B. Hautfarbe). Ebenso werden weitere Formen der Zuschreibung – z.B. Religion oder Sprache – von der Bedeutung erfasst (Vgl. Boxill 2001: 58).

Der „race“-Begriff findet ebenso keine Anwendung für diesen Untersuchungsgegenstand, da sich das englische Konzept von „race“ – wie bereits vorhin mit Webster konstatiert wurde –, im Zuge der europäischen Expansionsbestrebungen und des damit verbunden Sklavenhandels sowie der

Kolonialisierung, sich von einer relationalen Kategorie zu einer systematisch, auf körperliche Merkmale orientierten Taxonomie entwickelte.

Ähnlich dem deutschen Konzept von „Rasse“ findet beim Konzept von „race“ eine Einteilung der Menschen nach körperlichen Merkmalen – wie der Hautfarbe – statt. Durch die Gleichsetzung der Hautfarbe und anderer phänotypischer Merkmale eines Menschen mit seiner Migrationsgeschichte läuft das Konzept „race“ Gefahr sich auf Vorannahmen sowie auf stereotype Bilder zu stützen – mit dem Schwarze Menschen ausschließlich als Afrikaner und Weiße zu Europäern konstruiert werden. Durch die klischeebehaftete Konstruktion des Schwarzen als Afrikaner und des Weißen als Europäer oder US-Amerikaner wird die tatsächliche, geografische Herkunft der Person nicht wahrgenommen. Stattdessen bedarf es ähnlich der Position Websters, einer Analyse der Methoden, mit denen gesellschaftliche „race“-Kategorien geschaffen werden.

Während der Begriff Whiteness stärker im US-amerikanischen Sprachraum verortet ist, stellt Weiß bzw. Weiß-Sein eine Analysekategorie dar, die mit dem deutschsprachigem Kontext verbunden ist. Im Gegensatz zu der Sichtweise von Wachendorfer, wird jedoch Whiteness nicht als umfassenderes Konzept von Weiß-Sein interpretiert. Aufgrund dessen wird Whiteness und Weiß-Sein als äquivalent in seinem Bedeutungscharakter verstanden und in dieser Arbeit behandelt. Denn im Vordergrund der beiden Analysekategorien steht die Demonstration und Betonung dieser Einheiten als soziale Konstruktion. Darüber hinaus beschäftigen sie sich gleichermaßen mit der Unmarkiertheit und normierenden Funktion, die Weiß-Sein übernimmt. Aus diesem Grund wird argumentiert, dass ebenso Kategorien, Wahrnehmungsmuster, Konnotationen, soziale Erfahrungen, Subjektpositionen, soziale Ordnungen, Privilegierung, asymmetrische Machtverhältnisse sowie Dominanzstrukturen erfasst werden können.

Anders als die Autorinnen Lorey und Dietrich oder die Herausgeberinnen des Sammelbandes *Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* wird Weiß-Sein und Whiteness groß geschrieben um sich von einer Adjektivisierung, die mit diesem Wort einhergeht, abzugrenzen sowie gleichzeitig mit der ungewohnten Schreibweise die Konstruiertheit der Begriffe zu betonen.

Durch die eingeschränkte und antagonistische Konzeptionierung der Critical Whiteness Studies stellt sich die Frage, ob sie auf diese Weise viele Individuen und Gruppen ausschließt und somit an Grenzen stößt. Mittels der Implementierung

anderer „Farbgebungen“ als soziale Analysekategorie könnte zwar die dichotome bzw. zweigeteilte Schwarz-Weiß-Konstruktion aufgebrochen werden, jedoch würde sie Gefahr laufen anstatt den Mythos von Rassenkonzeptionen aufzubrechen diesem Nährboden zu verschaffen und ihn zu verstärken.

Daher wird in der Arbeit versucht eine geografisch-orientierte Begriffswahl zu benützen um eine assoziative wie konnotative Nähe der Begriffe Weiß und Schwarz hinsichtlich rassifizierter sowie dichotom gestalteter Konzeptionen zu vermeiden. Genauso aber versuche ich aufzuzeigen, dass die meisten Menschen migrieren oder immigrierte Vorfahren haben, da der Familienstammbaum und die -geschichte nie in einer einzigen Nation oder nationalen Einheit (z.B. Bundesstaat, Bundesländer) verortet ist. Im Gegensatz zu den Bezeichnungen Schwarz und Weiß sehe ich den Vorteil geografischer Begriffe darin, dass sie Aufschluss über die Herkunftsgeschichte des Menschen geben und sich nicht auf die Vorannahme „Schwarzer/e“ = AfrikanerIn und „Weißer/e“ = EuropäerIn, stützen. Eine ähnliche Position hierzu vertritt Frankenberg: “Thus whiteness needs to be examined and historicized. We need to look more closely at the content of the normative and attempt to analyze both its history and its consequences. Whiteness needs to be delimited and ‘localized’. One step in this direction is antiracist writers’ increasing use of the terms Euro-American or European American alongside African American, Asian American (...). Using ‘European American’ to describe white Americans has the advantage that it parallels and in a sense semantically equates communities of a range of geographical origins in relation to the United States” (Frankenberg 2005: 231).

In Anlehnung an verschiedene AutorInnen, wie etwa Frankenberg, Vron Ware⁵, Shirley Better⁶, van Dijk⁷, werden für die Analyse des deutschsprachigen Raums sowie für diesen Untersuchungsgegenstand die Begriffe Afro-EuropäerInnen, Afro-ÖsterreicherInnen, Afro-AmerikanerInnen sowie Euro-AmerikanerInnen verwendet. Diese Bezeichnungen werden auf ähnliche Weise eingesetzt wie in US-amerikanischen Formulierungen. Dies bedeutet, dass die amerikanischen Termini ebenfalls synonym zu den deutschen Begriffen verwendet werden.

⁵ Vgl. Ware, Vron (2002): Out of whiteness: color, politics, and culture

⁶ Vgl. Better, Shirley (2008): Institutional Racism: A Primer on Theory and Strategies for Social Change.

⁷ Vgl. van Dijk, Teun Adrianus (2005): Racism and discourse in Spain and Latin America

Der Verzicht auf dichotome Kategorisierungen wie Schwarz und Weiß mündet keineswegs in eine „colour-blindness“, wie dies etwa von Arndt (Vgl. Arndt 2004: 13-14) unterstellt wird. Phänotypische Merkmale verschwinden keinesfalls für die Augen des/der Betrachters/-in, jedoch treten sie zu Gunsten regionaler Spezifizierungen in den Hintergrund.

Denn mit den Begriffen Afro-EuropäerIn, Afro-Deutsche sowie Afro-ÖsterreicherIn möchte ich einen Gegensatz zu den früheren Begriffen wie „Mischling“, „MulattIn“ oder „Farbiger/e“ schaffen, allesamt Begriffe, die entweder rassifizierten Kategorisierungen (z.B. Mischling, MulattIn) entstammen oder aus dem „Farbdiskurs“ abgeleitet sind. Gleichzeitig spiegeln diese Bezeichnungen einen Versuch dar, sich selbst zu benennen, statt benannt zu werden (Vgl. Oguntoye/Opitz/Schultz 2006: 18). Die Selbstbezeichnung „Afro-Deutsche“ wurde in Anlehnung an „afro-amerikanisch“ entwickelt. Sie ist Ausdruck der jeweiligen Herkunft.

Darüber hinaus fungiert der Begriff als Gegenkonzept zu der dichotomen Konstruktion einer als Weiß und Schwarz wahrgenommenen Gesellschaft, in der Afro-ÖsterreicherInnen entweder als nicht zuordenbar verstanden werden oder ihre Identität unter eine Kategorie subsumiert wird und sie als Schwarz oder Weiß konstruiert werden. Eine weitere Variante der Fremdbezeichnung sind die bereits erwähnten Begriffe „Mischling“, „MulattIn“, „Farbiger“. Ausgehend von der Schwarz-Weiß-Gesellschaftskonstruktion stellt sich die Frage, ob es ebenfalls eine „Braune“ Kategorie gibt, die man natürlich einer weiteren Einteilung unterziehen könnte. Dies ist abzulehnen, da es sich ausschließlich um eine Ausgestaltung des „farblichen“ Konzepts handeln würde. Auch in diesem Fall stellt der Begriff Afro-ÖsterreicherIn einen Gegenversuch dar, Menschen nicht anhand einer Farbschablone zu sortieren. Der Begriff wurde für diese Arbeit gewählt um auch den Aspekt der colour-blindness entkräften zu können, sowie gleichzeitig eine alternative Position gegenüber dem Begriff „people of colour“ anzubieten. Denn auch diese Bezeichnung birgt die Gefahr einer dichotomen Zweiteilung der Gesellschaft in „Farbige“ und „Weiße“. Ebenso impliziert sie eine homogene Gruppenbetrachtung der „Nicht-Weißen“ Gesellschaft. Mit der Bezeichnung Afro-ÖsterreicherIn werden für die Beschreibung eines Menschen anhand äußerlicher Merkmale die individuell geprägten geografischen Bezugspunkte herangezogen anstatt der Verwendung von „Farbkategorien“. Ein gutes Beispiel bietet die europäische Wahrnehmung hinsichtlich asiatischer

Bevölkerungsgruppen. Während Menschen asiatischer Herkunft innerhalb der europäischen „Rassenkonstruktionen“ als „Gelbe“ bezeichnet wurden und sogar „die gelbe Gefahr“ „yellow peril“, „péril jaune“ im 19. Jahrhundert ein geläufiges Schlagwort des europäischen Imperialismus bildete (Vgl. Hund 1999: 20), änderte sich diese Sichtweise und es wurden geografische Bezugspunkte zur Beschreibung der Person herangezogen. Die Veränderung dieser Kategorien impliziert ebenfalls eine veränderte Sichtweise gegenüber der Wahrnehmung der als „Andere“ aufgefassten Gruppen.

Die Fokussierung u.a. auf den Bedeutungsgehalt von Wörtern demonstriert in dieser Arbeit, dass Wörter nicht bloß leere Worthülsen verkörpern, sondern auch ideologisch besetzt sind. Zudem haben viele der hier diskutierten Begrifflichkeiten aufgrund der mit ihrer Verwendung beabsichtigten gesellschaftlichen Auf- bzw. Abwertung einen Zusammenhang mit den bestehenden ethnisch konstruierten Machtverhältnissen. Es besteht somit eine enge Korrelation zwischen den Bereichen Sprache, Ideologie und Macht. Der Linguist Norman Fairclough, geht auf dieses Verhältnis ein und beschreibt es wie folgt: „Ideologies are closely linked to language, because using language is the commonest form of social behaviour (...). [Further more] Ideologies are closely linked to power, because the nature of the ideological assumptions embedded in particular conventions, and so the nature of those conventions themselves, depends on the power relations which underlie the conventions; and because they are a means of legitimizing existing social relations and differences of power (...)“ (Fairclough 1989: 2).

III. Methodik

Aufgrund der thematischen Schwerpunktsetzung umfasst die methodische Herangehensweise der sozial-wissenschaftlichen Analyse einerseits die kritische Diskursanalyse und andererseits das qualitative Interview mit afro-österreichischen Jugendlichen. An dieser Stelle sollen zunächst beide methodische Verfahren genauer erläutert werden.

III.1. Kritische Diskursanalyse

„Ein Diskurs ist ein System von Äußerungen, die sich aufeinander beziehen und so ein System von Bedeutung schaffen“ (El-Tayeb 2001: 8). Aufgabe der kritischen Diskursanalyse ist es Gültigkeiten, Normen und Werte einer Gesellschaft zu hinterfragen, die einen „Wahrheitscharakter“ beanspruchen, indem sie als objektives sowie neutrales Wissen dargestellt werden. „[Denn] Wirklichkeitskonstruktion ist kein passiver Prozess individueller Aufnahme und Verarbeitung von Wahrnehmungen, sondern ein interaktiver und sozialer Prozess der Auseinandersetzung mit der physischen und sozialen Umwelt“ (Lueger 2000: 19). Die Wirklichkeitskonstruktion wird somit von der Sozialisation und der Lebenserfahrung mit Mitmenschen bestimmt. Letztere Faktoren prägen Ansichten, Anschauungen sowie Interessen. Die Wahrheit ist somit der persönlichen Interpretation des Betrachters unterstellt. „(...) denn Human-, [Geschichts-, Sprach-] und Sozialwissenschaften sind immer, ob sie es zugeben oder nicht, politisch. Sie haben immer schon gesellschaftliche Wirklichkeit gedeutet, und das geschah und geschieht immer auf [sic!] dem Hintergrund eines Wissens, das das jeweilige wissenschaftliche Subjekt im Laufe seines Lebens erworben hat, das an es weitergegeben worden ist und während seines Lebens mancherlei Veränderungen erfahren hat. Und dies gilt nicht nur für die in den jeweiligen Wissenschaften agierenden Subjekte, sondern auch für den jeweiligen wissenschaftlichen Diskurs“ (Jäger 2007: 15). Diskurse verkörpern somit ebenfalls eine „soziale Praxis, indem Reden und Sprechen wie auch Schreiben immer Handlungen impliziert bzw. sowohl Einstellungen produziert und auch reproduziert“ (Wodak 2001: 77). In seinem Werk *Archäologie des Wissens* definiert Foucault den Diskurs als soziale Praxis, wie folgt: „[Diskurse sind] als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar

bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. (...) Dieses mehr muss man ans Licht bringen und beschreiben“ (Foucault 2003: 74).

Da vermitteltes Wissen nicht wertfrei, sondern von der erworbenen Einstellung eines Individuums sowie seinen Interessen bestimmt wird, ist ebenso der Zusammenhang zwischen objektiv deklariertem Wissen und Macht sowie Machtverhältnissen zu hinterfragen. „Diskurse üben als ‚Träger‘ von (jeweils gültigem) ‚Wissen‘ Macht aus; sie sind selbst ein Machtfaktor, indem sie Verhalten und (andere) Diskurse induzieren. Sie tragen damit zur Strukturierung von Machtverhältnissen in einer Gesellschaft bei“ (Jäger, Jäger 2007: 20).

Mit Hilfe der kritischen Diskursanalyse wird der Zusammenhang zwischen Textproduktion – ob nun mündlich oder schriftlich – und der Konstruktion von Wirklichkeiten unter dem Aspekt der Reproduktion von Privilegien und Macht untersucht. An dieser Stelle wird die Position der Afro-EuropäerInnen innerhalb des historischen und gegenwärtigen Schwarz-Weiß Konstruktionsgefüges betrachtet, indem die Kategorie Hautfarbe im wissenschaftlichen Rassismus bedeutungsvolle Aufladung erfuhr und zu einem real-gesellschaftlichen Distinktionskriterium sozialer Gruppen sowie als Mittel der Inklusion und Exklusion von Menschen fungierte.

III.2. Das qualitative Interview

Mit Hilfe des qualitativen Interviews mit afro-österreichischen Jugendlichen wird erfragt, welche Rolle die Konstruktion sowie Kategorisierung von Hautfarben in ihrem Leben spielt. In diesem Zusammenhang werden Rassismuserfahrungen erfragt sowie, ob die soziale Konstruktionsbeschaffenheit einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für Selbstidentifikation bietet und wie sie sich selbst wahrnehmen sowie wahrgenommen werden möchten.

Während Bilder und Wahrnehmungen über Afro-EuropäerInnen bzw. die Aspekte der Fremdwahrnehmung ausgiebig im historischen Diskurs behandelt werden, wird versucht im gegenwärtigen Diskurs die Selbstwahrnehmung von Afro-EuropäerInnen festzuhalten. Mittels Leitfadeninterviews werden am Beispiel afro-österreichischer Jugendlicher im Alter von 19-29 Jahren biografisch-problemzentrierte Interviews geführt. Insgesamt wurden sieben Interviews geführt, wovon fünf Teilnehmerinnen weiblich und zwei Partizipanten männlich waren. In diesem Zusammenhang werden

nun die einzelnen methodischen Instrumente, die den durchgeführten Interviews zu Grunde liegen, vorgestellt:

III.2.1. Leitfadeninterview

Das Leitfadeninterview bietet gegenüber dem rein standardisierten Fragebogen den Vorteil eines offenen Gesprächsverlaufs. Dadurch können die Reihenfolge, Dauer und Tiefe der Fragestellungen flexibel bestimmt werden. Ihre Stärke liegt im Potential eines erweiterten Pools der Erkenntnisgewinnung. Darüber hinaus ist der Leitfaden teilstrukturiert bzw. -standardisiert. Die Strukturierung der Interviews verschafft ein größeres Potential in der Vergleichbarkeit der Daten bedingt durch seine Beschaffenheit. Die Leitfragen des Interviews orientieren sich an dem Kodierparadigma von Anselm L. Strauss, das wie folgt lautet:

- „Bedingungen: Warum? Was führte zu der Situation? Hintergrund? Verlauf?
- Interaktion zwischen den Handelnden: Wer handelte? Was geschah?
- Strategien und Taktiken: Welche Umgangsweisen? Z.B. Vermeiden, Anpassen, ...
- Konsequenzen: Was veränderte sich? Folgen, Resultate?“ (Flick 2004: 275, Vgl. Strauss 1998: 57)

III.2.2. Biographisches Interview

Das Biographische Interview fungiert dabei „nicht als Eindringen in die private Sphäre, sondern betrifft einen Sachverhalt, der auch von öffentlichem Interesse ist und daher eine Erzählung rechtfertigt“ (Vgl. Schütze 1977: 19 zitiert nach Vgl. Hummrich 2009: 36). Das biographische Interview setzt auf diese Weise eine Vertrauensbasis voraus um dem/der InterviewerIn die Möglichkeit zu geben an der erfahrenen Lebensgeschichte teilzuhaben.

„Die biographische Methode untersucht [dabei], wie individuelle und gesellschaftliche Erfahrung verschränkt sind: Die Gesellschaft schlägt sich im individuellen Leben nieder, und das Individuum nimmt die Gesellschaft auf eine bestimmte Art und Weise wahr und formt sie. Die biographische Methode besteht also aus einer Verschränkung von Biographie, Geschichte und Struktur“ (Baur 2003: 5)

III.2.3. Problemzentriertes Interview (PZI)

Im Gegensatz zum biographischen Interview, das von seiner Kommunikationsform stärker offen gestaltet ist, orientiert sich das problemzentrierte Interview an einem gewissen Gesprächsgegenstand um den Anspruch der thematischen Fokussierung zu gewährleisten. Insbesondere biographische Daten werden anhand eines bestimmten Problems thematisiert. Das PZI umfasst drei zentrale Kategorien:

- **Problemzentrierung:** Das PZI wird deshalb so bezeichnet, weil es an gesellschaftlichen Problemstellungen ansetzt, die der/die ForscherIn vor dem Interview wahrgenommen und in wesentlichen Aspekten herausgearbeitet hat. Dieses Vorwissen bleibt jedoch grundsätzlich offen gegenüber der Empirie, indem der/die ForscherIn einem Lernprozess unterliegt“ (Vgl. Witzel 1995: 230 zitiert nach Szczyrba 2003: 71), oder kurz gefasst: „die Orientierung des Forschers an einer relevanten gesellschaftlichen Problemstellung“ (Witzel 1989: 230, Flick 2004: 135).
- **Gegenstandsorientierung:** „das heißt, dass die Methoden am Gegenstand orientiert entwickelt bzw. modifiziert werden sollen“ (Flick 2004: 135).
- **Prozessorientierung:** „bezieht sich somit auf die flexible Analyse des wissenschaftlichen Problemfeldes, die aus einer schrittweisen Gewinnung und Prüfung von Daten besteht“ (Vgl. Witzel 1982: 72 zitiert nach Szczyrba 2003: 71).

„Das Grundprinzip der Fragetechnik [des qualitativen Interviews] besteht darin, Erzählungen über Erlebtes anzuregen und dadurch einen Zugang zu ansonsten nicht beobachtbaren Ereignissen und deren retrospektive Deutung zu schaffen. Damit sollen bedeutungsrelevante Daten erhoben werden, die Hinweise auf sozial konstituierte gesellschaftliche Sozialstrukturen aus der Perspektive der Handelnden geben“ (Froschauer, Lueger 2003: 75).

III.2.4. Interviewablauf

Die Kontaktaufnahme potentieller TeilnehmerInnen erfolgte mittels persönlicher Anfragen, elektronischem Rundschreiben, der Plattformen Studivz, Facebook und durch Mundpropaganda. Diese Gespräche wurden in Form von persönlichen Einzelinterviews geführt. Die Interviews wurden sowohl an Orten des öffentlichen (z.B. Universität) als auch des privaten Bereichs (z.B. Privatwohnung) geführt.

Das Einverständnis für die Dokumentation des Gesprächsverlaufs wurde im Vorfeld von den PartizipantInnen eingeholt. Mit Hilfe von selbst ausgewählten fiktiv konstruierten Vornamen der Befragten konnte die Anonymität der Interviewten gewahrt werden. Die verschiedenen Interviews wurden von einem digital voice recorder aufgezeichnet. Auf diese Weise konnte der Fokus auf das Subjekt, – in Form von Äußerungen bzw. Inhalt, non-verbale Kommunikationsformen – gerichtet sowie eine detaillierte Datenwiedergabe für die anschließende Transkription gewährleistet werden. Vor und nach den Interviewaufzeichnungen wurde ein Postskript angefertigt, das persönliche Angaben, wie etwa Alter, Herkunft, Familiensituation, schulische Ausbildung enthält. Darüber hinaus wurden ebenfalls nonverbale Reaktionen aus Sicht der teilnehmenden Beobachtung des Forschers notiert.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit fiel die Entscheidung hinsichtlich der Verschriftlichung des Interviews auf die wortwörtliche Transkription, da „sie eine vollständige Textfassung verbal erhobenen Materials herstellt, was die Basis für eine ausführliche interpretative Auswertung bietet“ (Mayring 1999: 69). Zur besseren Lesbarkeit wurde im zweiten Schritt eine „Übertragung in normales Schriftdeutsch“ (Mayring 2002: 91) vorgenommen, indem grammatikalische Fehler, Satzbaufehler, Füllwörter (z.B. „Äh, „ähm“, „hmm“) wegelassen wurden außer sie waren für den Inhalt von besonderer Relevanz. Der dialektische Sprachstil wurde jedoch aus Gründen einer authentischen Wiedergabe beibehalten.

III.2.5. Interviewauswertung

Für die Auswertung des Textmaterials bietet die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring drei verschiedene Techniken an:

- die **zusammenfassende Inhaltsanalyse**: mit der weniger relevante Passagen gestrichen und ähnliche Paraphrasen zusammengefasst werden (Vgl. Flick 2004: 280).
- die **explizierende Inhaltsanalyse**: „Sie klärt diffuse, mehrdeutige oder widersprüchliche Textstellen durch die Einbeziehung von Kontextmaterial auf“ (Flick 2004: 281).
- die **strukturierende Inhaltsanalyse**: Der Ansatz eignet sich vor allem für die reduktive und an der Klassifikation von Inhalten orientierte Auswertung von großen Textmengen“ (Flick 2004: 282). Ihr Ziel ist es „eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern“ (Mayring 2003: 58). Die Strukturierung des verschriftlichten Textes kann nach formalen inhaltlichen, typisierenden und skalierenden Gesichtspunkten erfolgen:
 - **„Formale Strukturierung** (nach formalen Strukturierungsgesichtspunkten kann eine innere Struktur herausgefiltert werden);
 - **Inhaltliche Strukturierung** (es kann Material zu bestimmten Inhaltsbereichen extrahiert und zusammengefasst werden);
 - **Typisierende Strukturierung**: (man kann auf einer Typisierungsdimension nach einzelnen markanten Ausprägungen im Material suchen und diese genauer beschreiben).
 - **Skalierende Strukturierung**: schließlich kann das Material nach Dimensionen in Skalenform eingeschätzt werden“ (Mayring 1983: 53-54, 2003: 59).

In dieser Arbeit wurde die Technik der strukturierenden Inhaltsanalyse gewählt, da mit ihr soziale Strukturmuster bzw. -ähnlichkeiten aufgezeigt werden können ebenso aber typisierende Elemente.

Die strukturierende Auswertung erfolgt nach den folgenden Regeln von Mayring:

- 1) „Definition der Kategorien: Es wird explizit bzw. genau definiert, welche Textbestandteile unter eine Kategorie fallen.
- 2) Ankerbeispiele: Es werden konkrete Textstellen angeführt, die unter eine Kategorie fallen und als Beispiel für diese Kategorie gelten sollen.

3) Kodierregeln

4) Es werden dort, wo Abgrenzungsprobleme zwischen Kategorien bestehen, Regeln formuliert, um eindeutige Zuordnungen zu ermöglichen“ (Mayring 2002: 118, 2003: 83)

Mit Hilfe des qualitativen Interviews bildet der Mensch folglich den Ausgangspunkt der Untersuchung. Es ist die Subjektbezogenheit, die vor allem in einem engen Verhältnis zur Alltagsorientierung steht und somit die Möglichkeit einer detaillierten Datenerhebung und Inhaltsanalyse bietet, sodass die Komplexität des Gegenstands genauer erfasst werden kann. In Form von biografisch-problemzentrierten Interviews erhält der/die InterviewerIn Teilhabe an einer erfahrenen, sozialen Wirklichkeit des/der Erzählenden. Abels drückt die Essentialität dieses Zugangs mit den folgenden klaren Worten aus: „Statt uns auf immer abstraktere Generalisierungen zu konzentrieren, die wir mit immer größeren Datenerhebungen zu finden hoffen, sollten wir versuchen, in intensiven Fallstudien Material zu sammeln, das Aussagen über konkrete Wirklichkeit und Wahrnehmungen dieser Wirklichkeit durch konkrete Personen zulässt“ (Abels 1975: 230).

IV. Begriffsverständnis/Begriffsbestimmung: Rassismus

Das Kapitel IV widmet sich der Begriffsbestimmung von Rassismus. An dieser Stelle werden verschiedene Definitionen zu Rassismus vorgestellt. Des Weiteren wird die Instrumentalisierung des Kulturbegriffs für den rassistischen Diskurs thematisiert. Ebenso werden unterschiedliche Positionen des wissenschaftlichen Diskurses hinsichtlich der definitorischen Abgrenzung von Rassismus, Fremden- sowie Ausländerfeindlichkeit präsentiert.

„Rassismus“ ist keine einmalige, statische Ideologie, die sich an Hand spezifischer Vorstellungen, Bilder und Stereotypen identifizieren ließe. „Empirisch hat es viele Rassismen gegeben, wobei jeder historisch spezifisch und in unterschiedlicher Weise mit den Gesellschaften verknüpft war, in denen er aufgetreten ist“ (Miles 2000: 26). Der Soziologe Wulf D. Hund betont ebenfalls die räumliche und zeitliche Verknüpfung, die mit Rassismus einhergeht und spricht ebenfalls von Rassismen. Was die verschiedenen rassistischen Erscheinungsformen im Laufe der Geschichte gemeinsam haben, ist, dass sie auf dem Prinzip der Inklusion und Exklusion beruhen bzw. mit ihm In- und Outgroups geschaffen werden. Die inhaltlichen Begründungen änderten sich freilich, nicht aber das Prinzip von Inklusion und Exklusion (Vgl. Torres/Schmale 2003: 3).

Aufgrund der zeitlich-räumlichen Verbundenheit von Rassismus, seiner Begriffsweitläufigkeit sowie der Interpretationsunterschiedlichkeit bedarf es zunächst einer genaueren Bestimmung dieses Begriffs um ihn für den vorliegenden Analysegegenstand konkretisieren zu können. In diesem Zusammenhang wurden folgende Definitionen für die Arbeit herangezogen:

- Rassismus: „eine eigene Art des Denkens von und über Menschen [...]. Diese besteht darin, Individuen und Gruppen Eigenschaften zuzuschreiben, die man als naturgegeben ansieht. [...] Die Ideologie des Rassismus versucht also immer, bestimmte Eigenschaften als naturgegeben zu konstruieren“ (Miles 1999: 10).
- „Rassismus im modernen westlichen Sinn basiert auf der ‚Theorie der Unterschiedlichkeit‘ menschlicher ‚Rassen‘ aufgrund biologischer Merkmale“ (Rommelspacher 2002: 132).
- „Rassismus ist eine soziale Praxis, bei der körperliche Merkmale zur Klassifizierung bestimmter Bevölkerungsgruppen benutzt werden, etwa wenn man die Bevölkerung (...) z. B. in Weiße und Schwarze einteilt. Kurz gesagt, in

rassistischen Diskursen funktionieren körperliche Merkmale als Bedeutungsträger, als Zeichen innerhalb eines Diskurses der Differenz“ (Räthzel 2000: 7). Die rassistische Praxis besteht darin Menschen zu rassifizieren, diese Distinktionskonstitutierung als Anleitung zur Legitimation von Privilegien für die als „eigen“ wahrgenommene Gruppe heranzuziehen um gleichzeitig die als „andere“ wahrgenommene Gruppe von materiellen oder symbolischen Ressourcen auszuschliessen. Rassistische Ideologien entstehen also im Zusammenhang mit Machtstrategien.

- „Rassismus ist damit sowohl eine Ideologie als auch diskriminierende soziale Praxis“ (Amesberger, Halbmayr 2005: 6).

IV.1. Rassismus und Kultur

Neben der Annahme einer „Rassenexistenz“ aufgrund biologischer Merkmale gewann ebenfalls der Begriff der Kulturdifferenz innerhalb des rassistischen Diskurses an Bedeutung. Dabei wird Kultur als statische, fixierte, räumlich-abgegrenzte und homogene Einheit aufgefasst, in der es keine Akkulturations- und Inkulturationsprozesse gibt. Aufgrund dieser Präsuppositionen von einheitlichen Kulturkategorien wird im rassistischen Diskurs die Wahrung der eigenen kulturellen Identität großgeschrieben. Diese Denkweise spiegelt sich somit in gesellschaftlichen und politischen Meinungen wider. Ein praktisches Beispiel hinsichtlich der „Verteidigung der eigenen Kultur“ liefert das Parteiprogramm der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) für Salzburg von 2005: „Angesichts des großen Anteils des alten Österreichs an der gesamtdeutschen und gesamteuropäischen Geschichte ist das historische und kulturelle Erbe Österreichs berechtigt zu Stolz auf die erbrachten Leistungen, Traditionen und Errungenschaften. Der daraus erwachsende Patriotismus verpflichtet zu einer selbstbewussten österreichischen Politik und zu Widerstand gegen die kulturelle Verflachung, gegen die stets stärker werdenden Bestrebungen, Traditionen zu verunglimpfen und Österreich mutwillig herabzusetzen“ (FPÖ Parteiprogramm 2005: 5).

Kultur bzw. „kulturelle Merkmale“ werden in diesem Zusammenhang oftmals mit Nationalität gleichgesetzt, indem sie als Erkennungszeichen sowie automatisch Auskunft geben über Staatszugehörigkeit und Identität. Edward W. Said argumentiert gegenüber diesem Verständnis von Kultur als in sich geschlossene

Einheit mit folgender rhetorischer Frage: "Why must we always belong to one and only one culture? Why must cultures define us and bind us, identify and confine us?" (Said 1987 zitiert nach Lutz 1991: 39). Said betont in diesem Zusammenhang, dass „das Festhalten an geographisch fest umrissenen kulturellen Identitäten zur Verarmung von Identitätskonzepten führt“ (Said 1987 zitiert nach Lutz 1991: 39). Kulturelle Differenzen werden auf diese Weise als problematisch und disparat konstruiert. Der gesellschaftlich generierte Kulturkonflikt unterliegt im rassistischen Diskurs einem kulturelrelativistischen Verständnis, das Kulturen in hierarchischen Einheiten auffasst und gleichzeitig die eigene Kultur einer Superioritätsvermutung bzw. einem Aufwertungsprozess unterliegt. Des Weiteren wird im Zusammenhang mit dem Kulturkonflikt die „Unvereinbarkeit der Kulturen“ (Rommelspacher 2002: 171) postuliert. Entkräftet wird dieser Mythos mit der Befragung türkischer Jugendlicher des Pädagogen Wilhelm Heitmeyer, indem die interviewten Personen festhielten „dass die türkische Kultur beziehungsweise der Islam mit der deutschen Kultur sehr wohl vereinbar sei und sie im Konflikt zwischen den Kulturen kein Problem sähen. Probleme sähen sie sehr viel mehr in ihrer Ausgrenzung durch die Mehrheitsgesellschaft“ (Heitmeyer 1997 zitiert nach Rommelspacher 2002: 171). Die These des Kulturkonflikts wird des Weiteren auf österreichische Kinder und Jugendliche binationaler Partnerschaften sowie auf ÖsterreicherInnen mit Migrationshintergrund übertragen, indem ihnen eine Identitätsdiffusion unterstellt wird, d.h. sie seien von Verhaltensunsicherheit, innerlicher Zerrüttung und Persönlichkeitskrisen geprägt aufgrund der Unvereinbarkeit der Kulturen.

Eine Gegenposition zu dieser Sichtweise bietet der Kultur- und Sozialanthropologe Gröpel, der in seiner Dissertation *Kindheit, Migration und Schullaufbahn* kulturdiffusionistische Herangehensweisen und sozialwissenschaftliche Begriffe wie „zwischen zwei Welten“, Bikulturalismus, „KulturpendlerIn“ oder „GrenzgängerIn zwischen Kulturen“ aufbricht, indem er folgendes festhält: „Das abstrakte Ziel der ‚Wahrung kultureller Identität‘ soll einem Konzept weichen, das (...) berücksichtigt, dass diese Kinder und Jugendlichen die Sprache, die Denk- und Handlungsmuster, die Normensysteme, die sozialen Beziehungen, ja sogar die Geschichte sowohl der Herkunfts- als auch der Aufnahmegesellschaft kennen bzw. zunehmend kennenlernen, in dieser agieren (lernen) und insofern über einen sich erweiternden Pool an Identifikationen und Interpretationen verfügen, der die vereinfachte Abstraktion Herkunfts- bzw. Aufnahmekultur übersteigt. Eine solche Definition geht

von polyvalenter Identität aus“ (Gröpel 1999: 68-69). „In dieser Sichtweise wird Kultur nicht als homogene und statische Einheit betrachtet, sondern ist dynamisch und wandelbar konzipiert, ist letztlich Produkt der individuellen Internalisierungsprozesse, zumindest in der subjektivistischen Perspektive“ (Interview Gröpel 22.08.2010).

IV.2. „Fremden“- und „Ausländerfeindlichkeit“ – ihre Differenz zu und ihre Verwobenheit mit Rassismus

Innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses existieren hinsichtlich der definitorischen Abgrenzung von Rassismus, Fremden- sowie Ausländerfeindlichkeit zu einander unterschiedliche Positionen. Kalpaka und Rätzzel gehen etwa von der Gemeinsamkeit der Begriffe „Ausländerfeindlichkeit“ sowie „Rassismus“ aus und verstehen sie als deckungsgleich. Sie betonen die Ersetzung des Begriffs „Ausländerfeindlichkeit“ durch den Begriff Rassismus, da das „Objekt der Feindlichkeit unter dem allgemeinen Begriff verschwindet, indem nur der fehlende Besitz der deutschen oder österreichischen Staatsangehörigkeit thematisiert wird, nicht aber die unterschiedliche Umgangsweise und Behandlung der verschiedenen immigrierten sozialen Gruppen“ (Vgl. Kalpaka/Rätzzel 1989: 86).

Im Gegensatz zu Kalpaka und Rätzzel akzentuiert Elfferding die Differenzierung der Begriffe und konstatiert diese wie folgt:

Fremdenfeindlichkeit: „Wenn z.B. ein Berliner in ein bayerisches Dorf verschlagen wird und er wird partout nicht akzeptiert, die Leute lassen ihn nicht rein in ihre Gemeinschaften, feinden ihn an, hänseln ihn wegen der Sprache und auch wegen seines Aussehens“ (Elfferding 1989: 105-106).

Ausländerfeindlichkeit: wird von der dichotomen Konstruktion nationaler Identitäten in Verbindung mit im Volksdiskurs gebündelten sprachlichen, kulturellen, ökonomischen etc. Sinnzusammenhängen generiert (Vgl. Elfferding 1989: 106).

„Der rassistische Diskurs erhält, im Unterschied zu Fremden- und Ausländerfeindlichkeit, seine Dynamik dadurch, dass alle Sinnschaltungen, alle diskursiven Verknüpfungen und Weichenstellungen über die Relais von Körper, Gesundheit, Fortpflanzung und Geschlecht laufen“ (Elfferding 1989: 106). Auf diese Weise wird die Gleichheit der Menschen in Abrede gestellt und gleichzeitig „biologische Differenz“ als fundamentales Argument illustriert. Neben der Trennung

der Begriffe merkt Elfferding ebenfalls ihre Verwobenheit zu einander an, indem sie in der diskursiven Praxis ineinander übergehen können.

Der definitorische Ansatz dieser Arbeit vertritt ebenfalls die Position einer differenzierten Betrachtungsweise der Begriffe und begründet dies mit den Worten von Susanne Arndt: Rassismus kann nicht einfach mit „Fremdenhass“ oder „Ausländerfeindlichkeit“ gleich gesetzt werden. Dass im öffentlichen Sprachgebrauch häufig von Fremden- oder Ausländerfeindlichkeit geredet wird, ist irreführend. Denn einerseits sehen sich „Fremde“ oder „AusländerInnen“, wie etwa Weiße aus Frankreich, Skandinavien oder Großbritannien, in Deutschland nicht mit Rassismus konfrontiert, andererseits sind ihm zum Beispiel Afro-ÖsterreicherInnen alltäglich ausgesetzt (Vgl. Arndt 2004: 15).

V. Die Position der Afro-EuropäerInnen innerhalb des historischen und gegenwärtigen Schwarz-Weiß-Konstruktionsgefüges

V.1. Historischer Diskurs

V.1.1. Die Konstruktion des phänotypischen Merkmals Hautfarbe im europäisch-wissenschaftlichen Diskurs des 18. und 19. Jahrhunderts: Bilder – Wahrnehmungen – Askriptionen

Ausgehend von der Hypothese, dass sozial konstruierte Bilder und Askriptionen des Schwarz-Weiß-Gegensatzes im wissenschaftlichen Rassismus des 18. und 19. Jahrhunderts sich in gegenwärtiger Sprache und Alltag der österreichischen Gesellschaft fortsetzen, muss zunächst der Frage nachgegangen werden welche Bilder und Zuschreibungen zu dieser Zeit geschaffen wurden. Der wissenschaftliche Rassismus ist für die Analyse des „Rasse“-Begriffs von Wichtigkeit, da er gesellschaftliche Denk- und Handlungsweisen europäischer Gesellschaften in rassistischer Weise vehement beeinflusste. Die Analyse des wissenschaftlichen Diskurses zeigt auf wie die Begriffe Weiß und Schwarz konstruiert werden. Er spiegelt, durch Negativzuschreibung, einen Abwertungsprozess afrikanischer Menschen wider, während Weiß-Sein das Attribut der Superiorität erhält. Gleichbedeutend hinsichtlich dieser Herangehensweise ist ebenfalls die Untersuchung von Afro-EuropäerInnen und welche Rolle sie innerhalb dieses dichotom-geprägten Konstruktionsgefüges einnehmen. An dieser Stelle wird der Frage nachgegangen, welches Bild Afro-EuropäerInnen in der wissenschaftlichen Debatte zugesprochen wird und mit welchen Handlungspraktiken sich diese Personengruppe konfrontiert sehen musste. In diesem Zusammenhang wird eine Reihe von Vertretern⁸ des wissenschaftlichen Rassismus des 18. und 19. Jahrhunderts behandelt. Doch eingangs soll kurz erläutert werden, woher der Begriff „Rasse“ stammt bzw. etymologisch verwurzelt ist.

In der Literatur zeichnen sich zwei wesentliche Positionen hinsichtlich der Etymologie des „Rasse“-Begriffs ab. Der erste Ansatz vertritt die Sichtweise, dass „Rasse“ sich von den lateinischen Begriffen „radix“ (als genealogische „Wurzel“), „generatio“, „ratio“ (Wesen, Natur [einer Sache], Art, chronologische Ordnung und

⁸ Begriff wird nicht gegendert, da er sich ausschließlich auf Männer bezieht

Vernunft) ableitet. Zu ihren Vertretern gehören zum Beispiel Wilhelm Meyer-Lübke (Schweizer Romanist), Albert Memmi (Schriftsteller und Soziologe) u.v.m (Vgl. Conze, Sommer 2004: 137). Die zweite Sichtweise wird von Gottfried Baist (romanischer Sprach- und Literaturwissenschaftler), Eugen Oberhummer (deutsch-österreichischer Geograf) und Imanuel Geiss (deutscher Historiker) vertreten. Sie gehen von dem Standpunkt aus, dass der „Rasse“-Begriff von dem arabischen Wort *raz* / *ras* (Kopf, Haupt, Oberhaupt eines Clans) stammt.

„Fest steht jedoch, dass [das Wort *raz* / *ras*] in den romanischen Sprachen als ‚razza‘ (ital.), ‚raza‘ (span.), ‚raca‘ (port.) und ‚race‘ (franz.) seit dem 13. Jahrhundert vereinzelt belegt ist, verstärkt aber – auch im Englischen als ‚race‘ – erst im 16. Jahrhundert gebraucht wurde. Das Wort bezeichnet (...) die Zugehörigkeit zu und die Abstammung von einer Familie (...)“ (Conze, Sommer 2004: 137). Es handelt sich hierbei um eine genealogische Ordnung.

„Gott schuf, Linné teilte ein‘, lautete ein geflügeltes Wort, das den schwedischen Biologen Carl von Linné (Linnaeus) (1707-1778) zum Vater der Klassifikationssysteme stempelte. Im vielgelesenen Werk *Systema Naturae* (1735), das die Grundlage der modernen biologischen Systematik wurde, wurde der Mensch (in der 12. Auflage 1766) explizit ins Tierreich neben den Affen gestellt“ (Hofbauer 1995: 43). Linné stellt zwar einen Vertreter der Monogenese dar, jedoch teilt er den „homo sapiens“ in sechs Subgruppen ein, wobei er auf die letzten beiden Gruppen keinen konkreten Bezug nimmt. Linné’s Einteilungs- und Zuschreibungskatalog gestaltet sich wie folgt: „1) Der ‚europaeus albus‘ wird als einfallsreich und erfinderisch beschrieben. Er ist weiß und sanguinisch und wird von Gesetzen regiert. 2) Der ‚Americanus rubescens‘ gibt sich mit seinem Los zufrieden, seine Hautfarbe ist rotbraun. Er liebt allerdings die Freiheit, ist jähzornig und lässt sich von Sitten (Bräuchen) lenken. 3) Der ‚Asiaticus luridus‘ ist gelblich, stolz, habsüchtig und melancholisch; er lässt sich von der allgemeinen Meinung leiten. 4) Der ‚Africanus / Afer niger‘ wird als faul, verschlagen, nachlässig, phlegmatisch und schwarz definiert. Er wird von der Willkür seiner Herrscher gelenkt. Neben diesen vier ‚normalen‘ Rassen zitiert Linné noch die Gruppe der Wilden (‚ferus‘) und der Missgestalteten (‚monstrosus‘)“ (Hofbauer 1995: 43). Die Konstruktion von Hautfarben wurde zu einem fundamentalen Distinktionskriterium zwischen „dem Eigenen“ und „dem Fremden“ innerhalb des rassistischen wissenschaftlichen Diskurses.

Der wissenschaftliche Rassismus teilte Menschengruppen willkürlich ein. Während etwa Linné den „Asiaticus luridus“ als blassgelb definiert, bezeichnet ihn Johann Friedrich Blumenbach als weizengelb (Vgl. Hund 1999: 20). Der rassistische Gehalt Linnés besteht nicht nur in der Aufoktroierung von vorbestimmten Askriptionen, sondern bereits in der Kategorisierung. Hund findet dabei für diesen Prozess der auferlegten Klassifizierung und Zuschreibung folgende Worte: „Das Schicksal des ‚Americanus rufus‘ legt die These nahe, dass die von Hautfarben ausgehende Rassentypologie nicht Ausdruck nach und nach in wissenschaftliche und gesellschaftliche Bewusstsein getretener natürlicher Sachverhalte ist, dass es also keine von Natur aus verschiedenfarbigen Rassen gibt, sondern dass die an Farben orientierte Rasseneinteilung das Resultat eines komplexen Produktionsvorgangs darstellt. Für [die indigene Bevölkerung Amerikas] bedeutet dies, dass mit ihnen keine rothäutige Menschenrasse in den Gesichtskreise Europas getreten ist, sondern dass die Europäer im Verlauf eines rassistischen Konstruktionsprozesses Rothäute aus ihnen gemacht haben“ (Hund 1999: 19).

Der wissenschaftlich umkämpfte Diskurs hinsichtlich polygenetischer oder monogenetischer Menschheitsentwicklung sowie der Schaffung einer Legitimationsgrundlage von Ausgrenzungsstrategien für AfrikanerInnen und Afro-EuropäerInnen bildeten bereits im 17. Jahrhundert den Nährboden für die Etablierung des Begriffs „MulattIn“. Aufgrund der Beschäftigung mit „Rassen“, „Spezien“ und „Kreuzungen“ entwickelte sich die Klassifizierung von Afro-EuropäerInnen und ihren Nachkommen zu einer fundamentalen wissenschaftlichen Diskussion, die selbst, wie im folgenden Zitat aus dem Jahre 1815 veranschaulicht wird, in der Mathematik Aufmerksamkeit fand: „As the issue has one-half of the blood of each parent, and the blood of each of these may be made up of a variety of fractional mixtures, the estimate of their compound in some cases may be intricate; it becomes a mathematical problem of the same class with those on the mixtures of different liquors or different metals; as in these, therefore, the algebraical notation is the most convenient and intelligible (...):

- Let the first crossing be of a , a pure negro, with A , pure white. The unit of blood of the issue being composed of the half of that of each parent, will be $\frac{a}{2} + \frac{A}{2}$. Call it, for abbreviation, h (half blood).

- Let the second crossing be that of b and B , the blood of the issue will be $\frac{b}{2} + \frac{B}{2}$, or substituting for $\frac{b}{2}$ its equivalent, it will be $\frac{a}{4} + \frac{A}{4} + \frac{B}{2}$ $a + A + B$, call it q (quarteroon) being $\frac{1}{4}$ negro blood.
- Let the third crossing be q and C , their offspring will be $\frac{q}{2} + \frac{C}{2} = \frac{a}{8} + \frac{A}{8} + \frac{B}{4} + \frac{C}{2}$, call this e (eighth), who having less than $\frac{1}{4}$ of a , or a pure negro blood, to wit $\frac{1}{8}$ only, is no longer a mulatto, so that a third cross clears the blood" (Sollors 1997: 113-114).

Die erwähnten Zitate spiegeln nur einen Teil der durchgeführten Berechnungen wider. Der Textauszug verdeutlicht anhand der Berechnungen von „Rassen“, wie versucht wird innerhalb des rassistisch-wissenschaftlichen Diskurses sozial konstruierte Kategorien als biologische und essentialistische geltend zu machen. Der Mensch wird an dieser Stelle bis ins kleinste Detail anhand des Selektionskriteriums Hautfarbe determiniert und charakterisiert.

Eine Persönlichkeit, die Afro-EuropäerInnen im wissenschaftlich-rassistischen Diskurs vehemente Bedeutung zuschrieb, war der britische Kolonialbeamte und Arzt Edward Long (1734-1813). Er zählt zu den Vertretern polygenetischer Ansätze und der „Mulatto sterility hypothesis“, auf die er in seinem Werk *History of Jamaica* – veröffentlicht im Jahre 1774 – eingeht und die Behauptungen aufstellt, dass AfrikanerInnen sowie EuropäerInnen hinsichtlich der Menschheitsentwicklung einen unterschiedlichen Ursprung hätten und in Folge dessen somit unterschiedliche „Spezien“ verkörpern würden. Long vertritt die Position der Unkreuzbarkeit von AfrikanerInnen und EuropäerInnen und bezeichnet deren Kinder als „unfruchtbare Bastarde“. Dies ließ ihn zu dem Schluss kommen, dass die Beziehung von zwei Afro-Europäern zueinander von Zeugungsunfähigkeit geprägt sei. Aufgrund seiner „Theorie der Unkreuzbarkeit“ nimmt Long Afro-EuropäerInnen einerseits als Verbindungsglied zwischen dem von ihm postulierten Schwarz-Weiß-Gegensatz und andererseits als „hybride Einheit“, die von einer kurzen Lebensdauer geprägt sei, wahr. Seine Sichtweise gegenüber Afro-Europäern äußert sich wie folgt: „...Some few of them have intermarried here with those of their own complexion; but such matches have generally been defective and barren.... [I]t seems extraordinary, that two Mulattos, having intercourse together, should be unable to continue their

species, the woman either proving barren, or their offspring, if they have any, not attaining to maturity; when the same man and woman, having commerce with a White or Black, would generate a numerous issue. Some examples may possibly have occurred, where, upon the intermarriage of two Mulattos, the woman has borne children, which children have grown to maturity: but I never heard of such an instance; and may we not suspect the lady, in those cases, to have privately intrigued with another man, a White perhaps?" (Long 1774 zitiert nach Sollors 1997: 129-130).

Neben der „Mulatto sterility hypothesis“ erhielt ebenfalls die „Hybrid Vigor Theorie“ an Bedeutung im pseudowissenschaftlichen Diskurs. Letztere stellte ein Gegenpendant zu Longs These dar. Sie vertrat die Annahme, dass Afro-EuropäerInnen genauso von Fertilität geprägt seien wie ihre Eltern. Jedoch geht sie von einem hierarchisierten Stufenmodell aus, in denen die sogenannten „mixed races“ als höherwertig eingestuft werden gegenüber ihren Familien. Vertreter der „Hybrid Vigor Theory“ sind Lionel W. Lyde, Professor der Wirtschaftsgeografie des University College London und Médéric Louis Élie Moreau de Saint-Méry (geboren in Martinique und Advokat des französischen Parlaments). Die nächsten beiden Zitate spiegeln ihre Stellung zur „Hybrid Vigor Theory“ wie folgt wider:

- Lionel W. Lyde (1911):

“While race blending is not everywhere desirable, yet the crossing of distinct races, especially when it occurs with social sanction, often produces a superior type; certainly such crossing as has occurred tends to prove absurd the conclusion that the dilution of the blood of the so-called higher races by that of the so-called lower races will either set the species on the highway to extinction, or cause a relapse into barbarism” (Sollors 1997: 133).

- Médéric Louis Élie Moreau de Saint-Méry:

“Of all the combinations of white and black, the mulatto unites the most physical advantages. It is he who derives the strongest constitution from these crossings of race (...). To the strength and soberness of the negro he adds the grace and form of the whites (...)” (Moreau de Saint-Méry 1796-1798 zitiert nach Sollors 1997: 133).

Die „Hybrid Vigor Theory“ zeichnet das Bild eines positiven Rassismus. Auch diese Theorie verfügt über ein hierarchisiertes Verständnis von Menschen und geht von

einem Konzept des „survival for the fittest“ („Konzept der Auslese“) aus. Die Erhaltung des Fortbestands von sogenannten „Rassen“ spielt somit im wissenschaftlichen Rassismus des 18. und 19. Jahrhunderts eine enorme Rolle.

Moreau de Saint-Méry nimmt – ähnlich den vorher beschriebenen pseudowissenschaftlichen Berechnungen – ebenfalls in seinem Werk eine minutiöse Klassifizierung der verschiedensten Pigementierungsformen vor. So ist das Kind eines Europäers und einer Afrikanerin ein/-e MulattIn, ein Europäer und eine Mulattin zeugen einen „quateron“, ein Europäer und ein „quateronne“ ergeben einen „métis“, ein Europäer und eine „métisse“ bringen einen „mamalouque“ hervor und so weiter. Moreau de Saint-Méry klassifiziert 110 verschiedene Typen, die aus unterschiedlichen Kombinationen von europäischem, afrikanischem, „indianischem“ und ostindischem Blut zusammengesetzt sind (Vgl. Hofmann 2001: 95-96).

Der französische Naturforscher George Leclerc de Buffon (1707-1778) thematisierte ebenfalls die sogenannte „Kreuzbarkeit von Rassen“. Buffon stellte eine Systematik aus achtzehn „Menschenrassen“ auf, dergemäß die unterste Position vom Affen, die vorletzte Position vom Afrikaner und die oberste Position vom Europäer eingenommen wurde. Dazwischen liegt eine Hierarchie von „Rassen“, deren Klassifikation gemäß ihrer sozial zugeschriebenen Hautfarbe eine Hierarchie der Mischungsgrade zwischen Weiß und Schwarz bildet (Vgl. Fuchs 2003: 50). Ähnlich der vorherig angeführten Persönlichkeiten bildeten auch für Buffon die Konstruktion von „Rassen“ sowie damit verbundene „Kreuzungsschemata“ einen zentralen Untersuchungsgegenstand. Dies verdeutlicht das folgende Zitat von Buffon aus dem Jahre 1792: „Ein Weißer und eine Schwarze oder ein Schwarzer und eine Weiße zeugen beide einen Mulatten von brauner, das heißt, aus Schwarz und Weiß gemischter Farbe; dieser Mulatte und ein Weißer zeugen einen zweiten Mulatten, der schon nicht so braun ist wie der Erste, und wenn dieser zweite Mulatte sich mit einem Individuum der weißen Rasse begattet. So behält der dritte Mulatte nur noch einen kleinen Anstrich von Braun, der in den folgenden Generationen gänzlich verschwinden wird“ (Buffon 1972: 285).

Buffon ging zwar von einem monogenetischen Ansatz aus, jedoch war dieser von Rassismus geprägt. Im Buffon'schen Verständnis werden AfrikanerInnen als Weiße wahrgenommen. Diese hätten sich aber dazu entschlossen mit Affen zu kopulieren. Aufgrund dieser Verhaltensweise hätte sich die ursprünglich homogene Weiße

Bevölkerung einem Degenerationsprozess unterworfen, in der die stärkere Pigmentierung („Schwarzheit“) begründet sei (Vgl. Fuchs 2003: 50).

(...) Linné (1707-1778) und Buffon (...) entwickelten „anthropologische“ Systeme und Typologien zur hierarchischen Ordnung der Menschheit und legten somit das Fundament für ihren Nachfolger Arthur Comte de Gobineau und die pseudowissenschaftliche Entwicklung des modernen Rassismus (Vgl. Fuchs 2003: 217). Bevor jedoch Bezug genommen wird auf die Person Arthur Comte de Gobineau wird aus chronologischen Gründen noch der deutsche Philosoph Christoph Meiners vorgestellt, der im Kontext des deutschsprachigen wissenschaftlichen Rassismus Ende des 18. Jahrhunderts ebenso nennenswert erscheint.

Christoph Meiners war Professor an der Universität von Göttingen. „Er vollzieht bei der Konstruktion von Menschenrassen ebenfalls den Übergang zur farblichen Vielfalt. Er kennt ‚weiße‘, ‚gelbe‘, ‚rote‘ und ‚schwarze‘, ja, ‚glänzend schwarze‘, ‚kupferrothe‘, ‚goldgelbe‘ und ‚blended weisse‘ Menschen“ (Hund 1999: 36). In seinem Werk *Ueber die Natur der afrikanischen Neger* aus dem Jahre 1790 verknüpft er rassistisch biologische, religiöse und kulturelle Argumente, indem er innere Werte mit einem persönlich konstruierten Farbkatalog gleichsetzt. Für Meiners liegt die Legitimation des Feudalwesens und seiner Knechtschaft in dem Nicht-Besitz einer Seele von AfrikanerInnen. Des Weiteren wird eine sogenannte „Rassenunterschiedlichkeit“ postuliert, indem Meiners „Rassen“ als reale biologische Einheiten wahrnimmt. Basierend auf dieser Annahme konstruiert er bestimmte Eigenschaften als naturgegebene Veranlagung und tätigt in diesem Zusammenhang folgende Äußerung: „(...) eben so sonderbar [wäre es], als wenn man sich darüber wunderte, dass schwarze Erdäpfel einen andern Geschmack und andere Eigenschaften haben, als die weissen“ (Meiners o.J zitiert nach Hund 1999: 36). Weiters spricht er der „westlichen Welt“ einen Superioritätsanspruch zu. Der kulturelle Rassismus von Meiners verdeutlicht sich in der folgenden Aussage: „Der Mensch war, und wurde in keinem andern Erdtheil so schön, so stark, so thätig, so tapfer, so gefühlvoll gegen das Glück und Unglück anderer, und so reich an Künsten, Wissenschaften und Tugenden, als in Europa“ (Meiners 1790: 11-12). Des Weiteren würden sich die Europäer⁹ durch ihren Eroberungsgeist auszeichnen. Im Gegensatz zu den afrikanischen Gesellschaften, die er als weniger gutartig vom

⁹ In diesem Kontext ausschließlich auf Männer bezogen

Gemüt, geistig beschränkter und als gefühlloser darstellt. Meiners Bilder, Wahrnehmungen und Askriptionen dienen der sozialen Abwertung afrikanischer Menschen. Neben der dichotomen Schwarz-Weiß-Konstruktion spricht er ebenfalls von „Ausartungs- und Veredelungsprozessen“, die er wie folgt beschreibt: „Wenn der schöne, starke, geistvolle, tapfere und edelmüthige Europäer in andere Erdtheile versetzt wird, so artet er aus, und verliert einen Theil der ihm angestammten Kraft, Thätigkeit, Tapferkeit, Menschlichkeit, und Geistesstärke. Vermischt er sich aber mit Menschen von anderer Abkunft, anderer Farbe, anderer Bildung, und Anlagen des Geistes und Herzens, so erhebt er das Blut des Kindes über das Blut der Mutter, und theilt dem Kinde zur Hälfte nicht nur seine Farbe, seine Bildung, und übrigen körperlichen Vollkommenheiten, sondern auch die höhern Gaben des Geistes und Herzens mit“ (Meiners 1970: 11-12).

In Analogie zu dem Arzt Edward Long geht Meiners von einem polygenetischen Erklärungsmodell aus. Den Gleichheitsanspruch zwischen AfrikanerInnen und EuropäerInnen lehnt Meiners ab und betont eine natürlich gegebene Differenz. Das biologisch konstruierte phänotypische Merkmal Hautfarbe fungiert auch an dieser Stelle als Mittel der Differenzierung. Gleichzeitig wird Hautfarbe als Determinante für Eigenschaften und Fähigkeiten eines Menschen herangezogen. Meiners Weltbild ist von einer biologischen Superioritätsvermutung geleitet, in dem europäischen Gesellschaften (insbesondere die „kaukasische Rasse“) die erzieherische, kulturexpansionistische und zivilisatorische Aufgabe zukommt, während AfrikanerInnen eine Prädisposition für Sklaverei und Unterwerfung zugeschrieben wird. Des Weiteren geht Meiners davon aus, dass nur durch einen „Vermischungsprozess“, in der die „Tugenden des Europäers“ weitergegeben würden, die Möglichkeit bestünde „der natürlich gegebenen Inferiorität“ des/der AfrikanerIn entgegenzuwirken, die er als „Veredelungsprozess“ bezeichnet. Mit Hilfe der Konstruktion eines „Hautfarbenschemas“ sowie der damit verbundenen Hierarchisierung von Menschen wurden afrikanische Personen in einer sozialen Wirklichkeit der Abwertung gefangen gehalten.

Wie bereits an früherer Stelle erwähnt, war der französische Ethnologe Arthur Comte de Gobineau (1816-1882) einer der wichtigen Begründer des modernen Rassismus und der arischen Herrenrassentheorie. Ähnlich wie bei Buffon erscheinen Gobineau die sogenannten „reinen Rassen“ als moralisch wertvoll. Die „schwarze Rasse“ wird als sinnlich, brutal und feig hingestellt. Der „gelben Rasse“

werden die Eigenschaften schwach, pragmatisch, materialistisch sowie niveaulos bzw. unbedeutend zugeschrieben. Die „weiße Rasse“ erscheint als Ausbund an Tugenden, indem sie ausschließlich Intelligenz, Schönheit, zivilisationsträchtige Ideen, Ehrenhaftigkeit und im Gegensatz zu den „Anderen“ einen Eroberungsgeist besäßen (Vgl. Fuchs 2003: 92, Fortier 1967: 342).

In seinem vierbändigen Werk *Essai sur l'inégalité des races humaines* 1853-55 begründet er seine Theorie über „arische Herrenrassen“. Diese geht von der diffusionistischen Annahme aus, dass die Gruppe der „Arier“ die Rolle der Kulturschöpfer und Kulturbringer einnehmen würde. Gobineau beschreibt die „arische Herrenrasse“ als blond, blauäugig, schön und sie besäßen eine enorme physische Kraft. Sie hätten als einzige „Rasse“ Hochkulturen und Zivilisation hervorgebracht. „Doch wenn sich die ‚arische Herrenrasse‘ mit einer dieser ‚minderwertigen Rassen‘ vermische, komme es unweigerlich zum Zerfall und Untergang. Dies sei bereits bei den Hochkulturen der Ägypter, Griechen und Römern der Fall gewesen (...)“ (Wippermann 2005: 43).

Die Gefahr des Niedergangs von Hochkulturen sieht Gobineau in der „Rassenvermischung“ bzw. der „Hybridisierung von Rassen“, die einen „Degenerationsprozess“ sowie einen „kulturellen Verfall“ einleitete würde und damit die Zerstörung der „arischen Rasse“ bedingte. Gobineaus Sichtweise ist somit von der Vorstellung der „Erhaltung der eigenen Rasse“ bzw. einer „Rassenreinheit“ geprägt. Gobineau thematisiert, wie Meiners, die „Veredelung von Rassen“ und macht diese an dem Beispiel von Afro-EuropäerInnen wie folgt fest: „(...) dass der Mulatte, aus dem man einen Advokaten, einen Arzt, einen Kaufmann machen kann, mehr wert ist, als sein Großvater Neger. Er besitzt sehr viele Verfeinerungen in Sitten und Glauben, vor allem aber Milderungen der Leidenschaften, der Triebe, die der Mestizisierung zu verdanken sind. Ich leugne es nicht: es sind dies günstige Erfolge. Die Welt der Künste und der edleren Literatur, als Ergebnis der Blutmischungen, die Verbesserung und Veredelung der niederen ‚Rassen‘: das sind eben so viele Wunder, die man freudig anerkennen muss. Die Geringeren sind gehoben worden. Leider nur sind eben damit auch die Größeren erniedrigt worden, und das ist ein Übel, das nichts ausgleichen, nichts wieder gutmachen kann“ (Gobineau 1939: 283 zitiert nach Hofbauer 1995: 53). Gobineau schreibt der „Veredelung von Rassen“ einen sehr beschränkten Erfolg zu, da seiner Meinung nach „Rassenmischung“ kompetitives Denken verstärken würde und nach dem

Motto „fressen oder gefressen werden“ letztendlich einen Untergang von „Zivilisationen“, „Hochkulturen“ und „Rassenreinheit“ bedingen würde.

Charles Darwin (1809-1882) beschäftigte sich mit der Entstehung und Entwicklung von „Rassen“ im Pflanzen- und Tierreich (1859) und später auch beim Menschen (1871). Sein Werk *The origin of species* geht von der monogenetischen Abstammung der Menschheit aus. Zudem sind für Darwin, im Gegensatz zu Gobineau, die Ungleichheit der Rassen keine Voraussetzungen, sondern das Ergebnis eines Überlebenskampfes (Vgl. Laukötter 2007: 88). Im Kontrast zu seinen Vorgängern Buffon und Meiners lehnte Darwin das Konzept einer „naturbedingten Rassenunterschiedlichkeit und Rassenentartung“ ab und begründete seine Gegenposition in dem evolutionistischen Charakter von Geschichte, der von dynamischen Prozessen und der ständigen (Weiter-) Entwicklung des Menschen geprägt sei. In diesem Zusammenhang spielt der Glaube an den Fortschrittsgedanken eine große Rolle. Als stützendes Argument des monogenetischen Erklärungsmodells sowie zur Entkräftung des Gedankens einer „Rassenentartung“ zieht er das Beispiel von Feuersteinwerkzeugen heran, mit dem er versucht deutlich zu machen, dass die Menschheit nur als eine Art zu begreifen ist. Dieser Standpunkt spiegelt sich im folgenden Zitat wider: „In allen Theilen von Europa, und zwar im Osten bis nach Griechenland, dann in Palästina, Indien, Japan, Neuseeland und Africa, mit Einschluss Egyptens, sind Feuersteinwerkzeuge in grosser Menge entdeckt worden (...). Es besteht daher wohl kaum ein Zweifel darüber, dass die Bewohner dieser zahlreichen Länder, welche nahezu die ganze civilisierte Welt umfassen, einstmals in einem barbarischen Zustande sich befanden. Zu glauben, dass der Mensch vom Ursprung an civilisiert gewesen und dann in so vielen Gegenden einer Entartung unterlegen sei, hiesse eine sehr erbärmliche Ansicht von der menschlichen Natur hegen“ (Darwin 1875: 189). Nach Darwin sind die Menschen monogenetischen Ursprungs. Trotzdem besteht bei ihm die Menschheit aus verschiedenen Rassen. Jedoch betont er die Ähnlichkeiten der „Rassen“, aber auch, dass sie Unterschiede hinsichtlich Körper und Geist aufweisen würden: „Es ist (...) zweifellos, dass die verschiedenen Rassen, wenn sie sorgfältig verglichen und gemessen werden, bedeutend von einander abweichen, - so in der Textur des Haars, den relativen Proportionen aller Theile des Körpers, der Capacität der Lungen, der Form und dem Rauminhalte des Schädels und selbst in den Windungen des Gehirns. Des Weiteren unterscheiden sie sich durch die Form ihrer

Gemütherregungen, zum Theil aber auch in ihren intellectuellen Fähigkeiten“ (Darwin 1875: 219).

Die Variabilität der „Rassen“ sah Darwin in seinem Konzept der natürlichen Auslese (natural selection) begründet, die im Spannungsverhältnis zwischen Überbevölkerung und daraus resultierendem Kampf um Nahrung zum Vorschein kommen würde. Diesen Prozess bezeichnet er als „struggle for life“, in dem nur die Stärksten (durch Anpassung) überleben würden. Den Überlebenskampf bezeichnet Darwin in diesem Zusammenhang als „survival of the fittest“¹⁰.

Darwin entkräftet des Weiteren die „Theorie der Unkreuzbarkeit“ der „Schwarzen und Weißen Rasse“ sowie die „Theorie der Unfruchtbarkeit“ von Afro-EuropäerInnen, das bedeutet, er widerspricht der „Mulatto sterility hypothesis“, wobei er trotzdem rassistische Argumente der „Hybrid Vigor Theory“ übernimmt, jedoch aus einer monogenetischen Perspektive. Dies wird in den beiden folgenden Passagen deutlich:

- „Ferner ist oft gesagt worden, dass, wenn Mulatten unter einander heirathen, sie wenig Kinder erzeugen. Auf der anderen Seite behauptet aber Dr. Bachman von Charlestown positiv, dass er Mulattenfamilien gekannt habe, welche mehrere Generationen hindurch unter einander geheirathet hatten und im Mittel genau so fruchtbar waren als sowohl rein Weisse als rein Schwarze. Früher von Sir C. Lyell angestellte Untersuchungen über diesen Gegenstand haben ihn, wie er mir mittheilt zu derselben Schlussfolgerung geführt. Die Volkszählung für das Jahr 1854 in den Vereinigten Staaten umfasste Dr. Bachman zufolge 405.751 Mulatten“ (Darwin 1875: 223).
- „In einem gewissen Grade muss eine Absorption von Mulatten rückwärts in die Neger immer im Fortschreiten begriffen sein, und dies würde zu einer offenbaren Verringerung der Zahl der Ersteren führen. Die geringere Lebensfähigkeit der Mulatten (...) könnte kaum als ein Beweis für die specifische Verschiedenheit der beiden elterlichen Rassen vorgebracht werden. Ohne Zweifel sind sowohl thierische als pflanzliche Bastarde, wenn sie von äusserst verschiedenen Species hervorgebracht sind, einem frühzeitigen Tode ausgesetzt; aber die Eltern der Mulatten können nicht in die Kategorie äusserst verschiedener Species gebracht werden“ (Darwin 1875: 224).

¹⁰ Darwin hat Begriff von dem britischen Sozialphilosophen Herbert Spencer übernommen

Darwin setzt der polygenetischen Theorie über den Ursprung der Menschen ein Ende, wendet jedoch weiterhin den „Rasse“-Begriff auf den Menschen an und thematisiert „Rassenunterschiede“ hinsichtlich körperlicher und geistiger Eigenschaften. Allerdings wären diese nicht naturgegeben. In Darwins Theorien wird eine hierarchische Ordnung der „Rassen“ fortgeführt. Diese Sichtweise spiegelt sich im vorhin angeführten Zitat wider, in dem Darwin den/die Afro-EuropäerIn gegenüber seinem afrikanischen Elternteil aufwertet und den Prozess der „Rassenmischung“ als einen evolutiven Fortschritt identifiziert, den er gleichzeitig mit der Verminderung der „inferioren schwarzen Rasse“ begründet. Die Fähigkeiten und das Verhalten der sogenannten „Rassen“ werden aus einer eurozentristischen Perspektive heraus beurteilt, indem die Vorstellungen von Moral, Gemüt und Verstand mit jenen der EuropäerInnen gleichgesetzt werden.

Der Begriff „Rasse“ wurde von den genannten „Wissenschaftlern“ als Mittel der Selektion, Hierarchisierung, Bereicherung und Privilegierung gegenüber „anderen“ Bevölkerungsgruppen in Gesellschaft und Wissenschaft verankert. „Dieser moderne, sich pseudowissenschaftlicher Methoden bedienende Rassismus beruhte auf Messungen, Beobachtungen, Tabellen, Quantifizierungen, Tests und evolutions- und rekapitulationstheoretischen Ansätzen und korrelierte mit dem Sozialdarwinismus, mit Warnungen vor Rassenunreinheit und schließlich mit eugenischen Forderungen“ (Hering Torres 2006: 218).

V.1.2. Rassistische Handlungsweisen des 20. Jahrhunderts am Beispiel Afro-Deutscher

Dieses Kapitel widmet sich der rassistischen Handlungsweisen des 20. Jahrhunderts gegenüber Afro-Deutschen Personen und konzentriert sich dabei in seiner Analyse auf zwei Themenbereiche, nämlich die rassistische Kampagne der „Schwarzen Schmach am Rhein“ in der Weimarer Republik – wobei der Fokus stärker in der Thematisierung des damit verbundenen Begriffs der „Rheinlandbastarde“ liegt – und im zweiten Analyseschritt auf die soziale Position Afro-Deutscher im nationalsozialistischen Kontext.

Nach Ende des Ersten Weltkrieges verlor Deutschland als Kriegsschuldiger alle Rechte auf den Besitz von Übersee-Territorien und musste sich mit der Besetzung

des Rheinlandgebiets einverstanden erklären (Vgl. Oguntoye, Ayim-Opitz, Schultz 2006: 53).

Die alliierten Truppen (Frankreich, Belgien, England und USA) bestanden auch aus afrikanischen Soldaten. Der größte Anteil war in der französischen Armee, mit etwa 30.000 – 40.000 Afrikanern, die aus Madagaskar, Marokko, Algerien und Tunesien stammten (Vgl. Oguntoye, Ayim-Opitz, Schultz 2006: 53). Die rassistische Kampagne der „Schwarzen Schmach am Rhein“ setzte Anfang der 1920er Jahre ein und propagierte ein Bild von Sexbesessenheit und Gewalttätigkeit afrikanischer Soldaten gegenüber den deutschen Frauen. Afrikanern wurde im Zusammenhang mit der Kampagne die Rolle des Sexual- bzw. Vergewaltigungsverbrechers, Pädophilen und bestialisch brutalen Täters zugeschrieben. Die Kampagne wurde von nationaler Presse und diversen Organisationen initiiert. Eine private Initiative auf die in diesem Kontext eingegangen wird, ist der Deutsche Notbund gegen die „Schwarze Schmach“, der seine Monatszeitschrift „Die Schmach am Rhein“ in Deutsch, Englisch und Spanisch veröffentlichte und Folgendes festhielt (Vgl. El-Tayeb 2001: 161):

„Tatsache ist, dass die Franzosen für ihre farbigen Soldaten Zwangsbordelle eingerichtet haben mit weissen Mädchen;

Tatsache ist, dass die Geburtenzahl der Mischlinge (Bastarde) ständig zunimmt (...)

Tatsache ist, dass schwarze Soldaten deutsche Knaben schänden und syphilitisch anstecken;

Tatsache ist, dass überfallene Mädchen, auf Bänke gebunden oder von schwarzen Soldaten gehalten, so lange vergewaltigt wurden, bis sie ihren Geist aushauchten“ (Distler 1921: 62 zitiert nach El-Tayeb 2001: 161).

Ein weiteres Beispiel rassistischer Propaganda dieser Kampagne bietet ein Flugblatt namens „Eine Lebensfrage für die weiße Menschheit“ des Deutschen Notbundes, mit folgendem Inhalt: „Was ist Schwarze Schmach? – ‚Schwarze Schmach‘ ist die Besetzung europäischer Gebiete mit farbigen Soldaten, d.h. die unerhörte Demütigung und Vergewaltigung einer hoch kultivierten weißen Rasse durch eine noch halb barbarische farbige.

Schwarze Schmach (...) [ist] die Vergewaltigung und Entsittlichung weißer Frauen und Mädchen (...) die erzwungene Einrichtung öffentlicher Häuser und Belieferung

derselben mit weißen Mädchen für farbige Soldaten; – und nicht zuletzt die Gefahr der Mulattisierung europäischer, bislang reinweißer Gebiete.“¹¹

Das soziale Konstrukt Schwarz-Sein wird im Kontext der rassistischen Kampagne zum Bedeutungsträger von Gewalt, Gefährdung und Schändung des „deutschen Volkskörpers“ bzw. der „weißen Rasse“.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde die Konstruktion von Gegensatzpaaren weitertradiert. Weiße galten als rational, moralisch und kontrolliert, Schwarze dagegen als emotional, amoralisch, instinktgetrieben und aggressiv (Vgl. El-Tayeb 2003: 86-87). „Nur Weißen wurde die Fähigkeit zugestanden, ihren sexuellen Instinkt zu domestizieren und durch diesen Akt der ‚Reinigung‘ eine zivilisierte Ordnung aus dem Chaos der Triebe zu schaffen. Alle anderen ‚Rassen‘ versagten in dieser Beziehung. So wurden AsiatInnen mit sexueller Dekadenz assoziiert, Juden und Jüdinnen besaßen angeblich eine natürliche Neigung zur ‚Perversion‘. Die ‚schwarze Rasse‘ hingegen wurde mit sexueller Aggression verbunden, war doch auch ‚schwarzes Blut‘ besonders aggressiv“ (El-Tayeb 2003: 86-87).

Des Weiteren kam es schließlich zu einer Verschmelzung sozialdarwinistischer, eugenischer und „rassentheoretischer“ Denkweisen, die im deutschsprachigen Raum in der Zeit des Nationalsozialismus ihren Höhepunkt erreichten. Im nationalsozialistischen Diskurs wurde die „Ungleichheit der Rassen“, die Bewahrung der sogenannten „Rassenhygiene oder Rassenreinheit der deutschen Nation“ – insbesondere der „arischen Herrenrasse“ – sowie die nationalpolitisch-rassistische Überzeugung einer deutschen Überlegenheit im „Kampf ums kulturelle Dasein“ vehement postuliert. Hitler machte sich die verschiedenen Theorien zu Eigen und gab ihnen, um sie für nationalsozialistische Politik zu instrumentalisieren, eine populistische Bedeutung. Er erkannte früh, dass es galt sogenannte „Fremde“ zu erfinden, die als Problem konstruiert werden müssten, um die „eigene deutsche weiße Rasse“ aufzuwerten und als selbstverständliche Norm zu verstehen. Hitler übernahm die Theorien von der „arischen Rasse“ und ging davon aus, dass die „großen Leistungen der Menschheit“ auf die „Arier“ zurückzuführen wären. Verdeutlicht wird diese Meinung in seinem Buch „Mein Kampf“, wo er festhält: „Was wir heute an menschlicher Kultur, an Ergebnissen von Kunst, Wissenschaft und Technik vor uns sehen ist nahezu ausschließlich schöpferisches Produkt des Ariers.“

¹¹ http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/document/artikel_44947_bilder_value_2_schwarze-schmach2.jpg
[12.07.2009]

Gerade diese Tatsache aber lässt den nicht unbegründeten Rückschluss zu, dass er allein der Begründer höheren Menschentums überhaupt war, mithin den Urtyp dessen darstellt, was wir unter dem Worte ‚Mensch‘ verstehen. Würde man die Menschheit in drei Arten einteilen: in Kulturbegründer, Kulturträger und Kulturzerstörer, dann käme als Vertreter der ersten wohl nur der Arier in Frage“ (Hitler 1928: 317 zitiert nach Schmitz-Berning 1998: 55).

Afro-Deutsche blieben selbstverständlich von der krankhaften Besessenheit und Verbissenheit des nationalsozialistischen Regimes hinsichtlich der Bewahrung deutscher „Rassenhygiene“ nicht verschont, indem er weiters in dem Buch betont: „Juden waren und sind es, die den Neger an den Rhein bringen immer mit dem gleichen Hintergedanken und klaren Ziele, durch die dadurch zwangsläufig eintretende Bastardierung die ihnen verhassten weißen Rasse zu zerstören, von ihrer kulturellen und politischen Höhe zu stürzen und selber zu ihren Herren aufzusteigen“ (Hitler 1928: 357 zitiert nach Schmitz-Berning 1998: 519).

Aufgrund der Verachtung Hitlers gegenüber afro-deutschen Kindern, wurden deren Mütter als entartet sowie als Huren bezeichnet, die den reinen deutschen Volkskörper verraten hätten. Die Existenz afro-deutscher Kinder wurde als „Demoralisierungsprozess“ der deutschen Frau verstanden.

Neben der gesellschaftlichen Verachtung, denen Mütter afro-deutscher Kinder ausgesetzt waren, wurden an ihnen Zwangssterilisationen vorgenommen und Zwangserziehung in Konzentrationslagern angeordnet. Für die Durchführung der Zwangsabtreibung wurde die Gestapo eingesetzt. „Zu diesem Zweck wurde im Frühjahr 1937 im Geheimen Staatspolizeiamt in Berlin eine Sonderkommission 3 eingerichtet“ (Schmuhl 2005: 298). Im Jahre 1933 gerieten afro-deutsche Kinder ins Blickfeld nationalsozialistischer Studien. Ein wichtiger Vertreter dieser Studien ist Dr. W. Abel, Assistent am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik sowie später Professor an der Universität von Berlin. „Er fertigte von allen Kindern Photographien an, nahm anthropometrische Messungen vor, wertete die von der Stadtschulärztin geführten Gesundheitsbögen sowie die Schulzeugnisse aus. Untersucht wurden körperliche Merkmale wie Haut-, Augen- und Haarfarbe, Haar-, Augen-, Nasen-, Lippen- und Kopfform“ (Schmuhl 2005: 298). Die Studien dienten dem Zweck afro-deutschen Kindern die Rolle des „Minderwertigen“ zu übertragen, indem sämtliche Eigenschaften als minderwertig

dargestellt wurden. 1937 wurde Dr. W. Abel schließlich in der Sonderkommission 3 mit der Sterilisation der Rheinlandbastarde beauftragt.

„Auf der Grundlage (...) rassenanthropologischer Gutachten wurden 1937 tatsächlich 385 Jugendliche zwangsterilisiert“ (Schmuhl 2005: 299). Die Kampagne der „Schwarzen Schmach“ macht deutlich wie afro-deutsche Jugendliche durch das nationalsozialistische Regime stigmatisiert wurden. Die extremste und radikalste Form rassistischer Handlungsweisen spiegelt sich im Nationalsozialismus wider. Denn mit ihm wurden afro-deutsche Menschen sowie deren Familien nicht nur verpöht, sondern zu Gejagten durch strukturelle Ermordung dieser Kinder.

Hitler's Politik bedeutete das Todesurteil für afro-deutsche Kinder. Obwohl Hitler und seine Anhänger den sogenannten „Arier“ als blond, mit hellen Augen (meistens blauäugig), groß, stark, diszipliniert und Weiß beschrieben und diese Eigenschaften als „deutsches Erbgut“ betrachteten, so entsprachen etwa nur „fünf Prozent der Deutschen“ (Glaser 2002: 165) dem Anforderungskatalog eines „Ariers“. Trotz alledem konstruierte Hitler dieses phänotypische Bild als „Deutsch“, wertete es mit positiven Eigenschaften auf während jene Menschen, die dem arischen Typus nicht entsprachen, abgewertet wurden bzw. als böse und schlecht dargestellt wurden.

Hitler hatte ein Weltbild der „Wir“- und „Sie“- Gruppen konstruiert sowie Vorstellungen einer „Rassenhygiene“, „Rassenreinheit“, „Rassenzucht“ und „arischen Abstammung“ als real-gesellschaftliche Größe „verkauft“. Auf diese Weise wurden zahlreiche rassistische Mythen gesellschaftlich verankert. Hitler betrachtete jegliche Begegnung mit „Fremden“ als „Infektion des Volkskörpers durch die Vermengung unterschiedlichen Blutes“. Der Wahnsinn des nationalsozialistischen Genozids erstreckte sich auf die historisch bekannten großen Opfergruppen wie Juden, Roma, ebenso aber auch auf Afrikaner und auf Afro-Deutsche.

Während das nationalsozialistische Denken keiner Bewertung unterzogen wurde und unhinterfragt blieb, indem Selbstprivilegierung als naturgegebene Bestimmung gesehen wurde, wurden afro-deutsche Persönlichkeiten öffentlich stigmatisiert.

V.1.3. Der persistente Mythos „Rasse“ und seine Entlarvung

Während die vorigen Kapitel dem „Rasse“-Begriff viel Aufmerksamkeit, in Form von Konnotationen, Konzepten und Praktiken schenken, wird an dieser Stelle die Entmythisierung und Entlarvung dieser Bezeichnung vorgenommen.

Der französische Genforscher Albert Jacquard zeigte bereits 1983 auf, „dass man bei den lebenden Menschen keinen genetischen Abstammungsbaum konstruieren kann, sondern dass es sich vielmehr um ein Netz von Beziehungen handelt“ (Jacquard 1983:62 zitiert nach Hofbauer 1995: 60).

Die Konstruktion eines Hautfarbenkatalogs spielt innerhalb des rassistischen Diskurses eine fundamentale Rolle, indem sie als Determinante biologischer Differenz sowie der „Rassenunterschiedlichkeit“ fungierte. Diese Sichtweise verschließt sich gegenüber der wissenschaftlichen Empirie, die zu dem Schluss kommt, dass Hautfarbe von drei bis vier von insgesamt zehntausenden Genpaaren bestimmt wird. Die Gesamtheit aller phänotypischen Unterschiede zwischen den unterschiedlichen Menschen lässt sich auf etwa bloß 1% aller Gene zurückführen. Allein diese Ziffer stellt die wissenschaftliche Aussagekraft jener an Äußerlichkeiten orientierten Einteilungsversuche in Frage (Vgl. Hofbauer 1995: 60-61).

In diesem Kontext nimmt die selektive Wahrnehmung eine wichtige Funktion ein. Denn mit deren Hilfe werden bestimmte somatische Merkmale als Mittel der Differenz konstituiert. Obwohl Menschen individuell verschiedene somatische Merkmale zueinander aufweisen, zum Beispiel durch Größe, Gewicht, Haarfarbe, Augenfarbe, Länge der Arme und Beine, Augenbrauen-, Lippen- sowie Ohrform u.v.m, beschränkt sich der rassistische Diskurs gerne auf das Kriterium Hautfarbe. Die distinkte und selektive Herangehensweise rassistischer Argumentation gepaart mit dem askriptiven Charakter veranschaulicht deutlich, dass die Beurteilung von Menschen nach „Rassentypen“ aufgrund äußerlicher Erscheinungen keinesfalls biologisch oder genetisch begründbar ist, sondern als „Produkt menschlicher Erfindung“ zu verstehen ist. Ungeachtet der wissenschaftlichen Fakten besteht das Ziel des rassistischen Diskurses darin sozial imaginierte Bilder als wahr, objektiv, naturgegeben und real darzustellen. Die Ausblendungsfunktion der rassistischen Argumentation ermöglicht es somit Menschen als Schwarz und Weiß wahrzunehmen, nicht aber als kleinfüßig oder großfüßig, kleinohrig oder großohrig, kurzarmig oder langarmig usw.

Im 20. Jahrhundert versuchten Widerstandsgruppen – zu ihnen zählten etwa Bürgerrechtbewegungen (z.B. Black Panther) – den Unterdrückungs- als Ermächtigungsdiskurs zu transformieren, indem Schwarz-Sein als gemeinsamer Mobilisierungsfaktor gegen Rassismus fungierte. In diesem Kontext wurde versucht auf semantischer Ebene Schwarz-Sein durch Positiv-Konnotation von seinen Altlasten zu befreien. Der semantische Wandel wird dabei von einigen Autoren wie etwa Franz Fanon und Robert Miles kritisch betrachtet. Sie betonen in diesem Zusammenhang die Gefahr der Verstärkung und Zementierung rassistischer Bilder sowie Wahrnehmungen in einer Gesellschaft: „[denn] als die Griechen und Römer und später die europäischen Entdecker und Kaufleute die Afrikaner als ‚schwarz‘ definierten, definierten sie sich implizit als das entgegengesetzte Ende einer gemeinsamen Dichotomie (...), nämlich der Hautfarbe. Das ‚Schwarz-Sein‘ der Afrikaner widerspiegelte daher das ‚Weiß-Sein‘ der Europäer: Diese Gegensätze gehörten zusammen, jeder gab dem anderen seine Bedeutung innerhalb eines umfassenden Vorgangs der Bedeutungskonstitution. Das Selbst und der Andere waren daher gleichermaßen in eine gemeinsame (europäische) Bedeutungswelt eingeschlossen. Teilt der Andere diese Bedeutungswelt, dann wird er möglicherweise den Inhalt der ‚Rassenkonstruktion‘ zur Kennzeichnung des eigenen Selbst akzeptieren“ (Miles 2000:21).

Miles macht an dieser Stelle klar, dass der Begriff ‚Schwarz-Sein‘ einer eurozentristischen Sichtweise und historiographischen Erfassung entspringt und somit eine exogen hergestellte Fremdzuschreibung widerspiegelt.

Obwohl „Rasse“ ein Konstrukt darstellt, bilden „Rassenkonzepte“ den Nährboden für Lebensrealitäten, in dem sie rassistische Handlungsanweisungen geben. Trotz des irrealen Charakters dem diese Konzepte zu Grunde liegen, finden sie sich ebenfalls in jüngster Vergangenheit wieder. Wirft man einen Blick auf das gesamte Lehrveranstaltungsverzeichnis der Universität Wien, so erkennt der Betrachter, dass in der Studienrichtung der (Human-) biologie bis zum Wintersemester 1994/95 die Vorlesung „Rassengeschichte und Rassenkunde der Menschheit“ sowie ein Seminar mit dem Titel „Rassenkunde und Populationsgenetik“ abgehalten wurden.

Folgendes Beispiel thematisiert ebenfalls die Persistenz des „Rassenmythos“ auf universitärer Ebene: „Noch jüngst hat ein Hochschullehrer mit der These für Unmut gesorgt, die Existenz von Menschengruppen schwarzer, weißer, gelber und rötlicher Hautfarbe, die sich durch die Gemeinsamkeit erblicher Merkmale signifikant von

andern unterscheiden, wäre eine ‚simple Tatsache‘. Anschließend hat er unschuldig gefragt: „Warum nicht die schwarze, weiße, gelbe, rothäutige Variante der Menschheit, wie Kant es tat, als Rassen definieren...?“ “ (Hund 1999: 15).

Es gilt daher den Mythos von „Rasse“ als reale Einheit aufzulösen, auf sein irreales Wesen aufmerksam zu machen um schließlich zu der Erkenntnis zu gelangen, dass „Rasse“ aus wissenschaftlicher Perspektive nicht von einer Obsoleszenz geprägt ist, sondern nie empirische Gültigkeit besaß und das Produkt eines (sozial) konstruierten Hirngespinnsts reflektiert. „Rassen“ birgt somit intentional „Rassismus“ in sich, und zwar die Konstruktion eines Ensembles von Unterschieden und Bedeutungen von einheitlich konstruierten Gruppen mit einer einheitlichen konstruierten Genealogie, die Wertung dieser Unterschiede sowie Bedeutungen zugunsten der Konstruierenden und zuungunsten der Konstruierten sowie die Essentialisierung dieser Unterschiede und Bedeutungen um ferner Privilegien zu legitimieren (Vgl. Teo 1994:147).

Wie mit dem „Rasse“-Begriff, seinen Konzepten und Praxen umzugehen ist, wird von der Pädagogin May Ayim, die teilweise auf die Worte des Bischofs Tutu zurückgreift, wie folgt erklärt: „In diesem Sinne bejahe ich Bischof Tutu, wenn er in seiner Vorstellung von einer Gesellschaft, die keinen Unterschied nach Hautfarbe und anderen Merkmalen macht, nicht von einer ‚gemischt-rassischen‘, sondern einer ‚nichtrassischen‘ Gesellschaft spricht“ (Oguntoye, Ayim-Opitz, Schultz 2006: 97).

V.2. Gegenwärtiger Diskurs

V.2.1. Rassismus und Sprache: persistente Wahrnehmungen und Askriptionen am Beispiel einer Schwarz-Weiß-Konstruktion in der deutschen Standard- und Alltagssprache

Dieses Kapitel widmet sich der Konstruktion von Schwarz und Weiß in der gegenwärtigen deutschen Standard- und Alltagssprache. Im ersten Schritt wird die (Farb-)Symbolik von Schwarz und Weiß innerhalb des Sprachsystems untersucht. Im zweiten Schritt befaße ich mich mit der Bedeutung, Konnotation und etymologischen Verwurzelung verschiedener Bezeichnungen, die mit der Konstruktion von Schwarz-Sein einhergehen. Es wird ebenfalls die Frage gestellt, welche Askriptionen das phänotypische Merkmal Schwarz in der österreichischen

Gesellschaft bekommt und welche Assoziationen sowie Reaktionen durch diese Zuschreibungen hervorgerufen werden. Mit Hilfe der erwähnten Herangehensweisen wird die Verflochtenheit von Rassismus und Sprache erarbeitet. Für die Operationalisierung der Untersuchung werden Begriffe, Sprichwörter und mediale Meinungsäußerungen herangezogen. Anhand dieser Herangehensweise soll überprüft werden, ob und welche sozial konstruierten Bilder und Ascriptionen des Schwarz-Weiß-Gegensatzes, im wissenschaftlichen Rassismus des 18. und 19. Jahrhunderts, in gegenwärtiger Standard- und Alltagssprache der österreichischen Gesellschaft zu finden sind.

V.2.1.1. Weiß und Schwarz – ihre Etymologie

Der Begriff weiß stammt aus der indogermanischen Sprachfamilie und beruht auf dem Begriff „*kuei*“ der, leuchten, glänzen, leuchtend, licht, hell bedeutet (Vgl. Duden 2001: 921). Die Etymologie des Begriffs schwarz innerhalb des deutschsprachigen Raums leitet sich vom Althochdeutschen „*swarz*“ (8. Jht.), Mittelhochdeutschem „*swarz*“, dunkelfarbig, schwarz ab und ist verwandt mit dem Altnordischen „*sorta*“ schwarze Farbe, „*sorti*“ dunkel, dichter Nebel. Der Begriff „*sorta*“ ist verwandt mit der lateinischen Bezeichnung „*sordere*“, schmutzig sein, gering erscheinen, „*sordes*“ Schmutz, Unsauberkeit, Verunreinigung, Unglück, Erniedrigung (Vgl. Duden 2001: 746, Etymologisches Wörterbuch 1989: 1589).

V.2.1.2. Symbolik von Schwarz und Weiß

„Nach Dobrovol'skij/Piirainen setzt sich die Symbolik von Schwarz und Weiß aus Kultursymbolen und Sprachsymbolen zusammen. Die Kultursymbole existieren meistens sichtbar außerhalb der Sprache und sind in einer Kulturgemeinschaft nicht gleichermaßen bekannt“ (Wanzeck 2003: 25-26).

„Das Farbempfinden und der symbolische und moralische Inhalt von Farbe sind historisch und kulturell geformt (...). Erst mit dem Patriarchat hätte Schwarz seine positiven Konnotationen verloren – so der Philosoph und Psychotherapeut Klausbernd Vollmar (1992, 77, passim). In den drei großen Weltreligionen wird Schwarz mit Sünde, dem Teufel und dem Bösen, Weiß hingegen mit Licht, Reinheit und Unbeflecktheit assoziiert“ (Amesberger, Halbmayr 2005: 38). Schwarz wurde jedoch nicht immer als etwas Böses, Schlechtes und Bedrohendes konstruiert. In den verschiedenen Religionen ist von der Antike bis in den modernen Monotheismus die Symbolisierung göttlicher Weiblichkeit in schwarzen Frauengestalten (Vgl.

Haarmann 2005: 79). Positivkonnotationen und – assoziationen wurden schließlich durch das Patriarchat gänzlich verdrängt und ein konträres Bild erzeugt, in dem Schwarz die Position des Schlechten und Weiß des Guten einnahm. Innerhalb des Christentums verkörpert Gott das Licht und sein Heiliger Geist wird durch eine weiße Taube symbolisiert. Des Weiteren gibt es zahlreiche bildliche Darstellungen der Heiligen Maria mit einer weissen Lilie. Diese steht für Reinheit, Keuschheit, Unbeflecktheit sowie Jungfräulichkeit. Hillman (1986, 38) identifiziert drei große Bereiche von Assoziationen mit der Farbe Weiß: 1) Himmel, Göttlichkeit und Spiritualität; 2) Unschuld, Reinheit und Perfektion; (...) (Vgl. Amesberger, Halbmayr 2005: 39). Die weiße Farbsymbolik spiegelt sich ebenfalls im weißen Tauf-, Kommunion- und Brautkleid wider. Die Farbe Schwarz steht aber nicht nur für das Böse, Schlechte und Bedrohende, sondern wird auch im Christentum mit Trauer assoziiert. Dobrovolskij/Piirainen unterscheiden in diesem Zusammenhang zwischen schwachen und starken Kultursymbolen. Als starkes Kultursymbol identifizieren sie die Gleichsetzung von Schwarz mit Trauer, da von einer allgemeinen Bekanntheit im westlichen Kulturkreis ausgegangen werden kann (Vgl. Wanzeck 2003: 26).

Des Weiteren symbolisiert Schwarz etwas Unerwünschtes und wird mit Unglück assoziiert. Diese Wahrnehmung geht bereits auf die Antike zurück. Es heisst, dass ein Unglücksvogel, nämlich ein Rabe, der im Flug seinen Schatten über den Platz warf, wo Alexander der Grosse (356-323 v. Chr.) die Götter um Rat für seine zukünftigen Feldzüge fragte, ein weiteres Vordringen des makedonischen Feldherrn über Indien hinaus verhinderte (Vgl. Haarmann 2005: 72-73). Die Gleichsetzung von Schwarz = Unglück wird am Beispiel der schwarzen Katze deutlich. Wenn die schwarze Katze den Weg von links kommend kreuzt, bringt sie Unglück. Dabei handelt es sich um eine weitverbreitete abergläubische mittelalterliche Vorstellung, die sich bis in die Gegenwart gehalten hat. Ein weiteres Beispiel einer Negativ-Konnotation der Farbe Schwarz verkörpert der Begriff der weißen und schwarzen Magie. Während erstere Bezeichnung als Mittel positiver Eigenschaften in Form von Glück, Erfolg, Schutz, Heilung, Gesundheit verstanden wird, steht schwarze Magie für Verwünschungs- und Schadenszauber mit der Krankheit, Unheil, Unglück/Pech und Misserfolg über eine Person gebracht wird.

Die Negativkonnotation von Schwarz ist ebenfalls in der Historiographie anzutreffen mit Begriffen bzw. Redewendungen wie „the dark ages“, „das dunkle Zeitalter“,

schwarzer Freitag (Börsencrash 1929), oder „schwarzer Tag in der Geschichte“. Schwarz bedeutet in diesen Redewendungen Unglück, Barbarei und Finsternis. Im Österreichischen Wörterbuch und im Duden kann man nachlesen welche Bedeutungen die Farbe Schwarz in der gegenwärtigen Standardsprache hat. Dabei werden Auflagen der unmittelbaren Vergangenheit aus den 1990er Jahren sowie aktuelle Wörterbücher der 2000er Jahre herangezogen. Die folgenden Bezeichnungen und Redewendungen sind sowohl im Österreichischen Wörterbuch (1994, 2006) als auch im Duden Universalwörterbuch (2003, 2007) zu finden:

Schwarze Kunst	Zauberei
der schwarze Tod	die Pest
aus Schwarz Weiß machen	die Tatsachen verdrehen
eine Dame in Schwarz	auch eine Dame in Trauer
Schwarzarbeit(en) / SchwarzarbeiterIn	ohne Rechnung arbeiten, im Pfusch arbeiten
Schwarzfahrt / schwarzfahren / SchwarzfahrerIn	
Schwarzgeld	Ungesetzlich bzw. unerlaubt erworbenes) un versteuertes Geld
Schwarzhandel(en) / SchwarzhändlerIn	Illegalen Handel betreiben
Schwarz hören / SchwarzhöherIn	Ohne Anmeldung Radio hören
Schwarzmalen / SchwarzmalerIn,	Jemand, der überall Schlechtes voraussieht; PessimistIn
Etwas auf dem Schwarzmarkt /schwarzen Markt kaufen	Etwas ungesetzlich kaufen
Schwarzsehen / SchwarzseherIn	Jemand, der überall Schlechtes voraussieht; PessimistIn + jemand, der ohne Anmeldung fernsieht
Schwarzweißmalerei	Vereinfachende Darstellung in krassen Gegensätzen
Er ist das Schwarze Schaf in der Familie	

Tabelle 1

Eine weiße Weste haben	Unbescholten sein
Er ist ein weißer Rabe	Eine erfreuliche Ausnahme
Weißwaschen	Jemanden von einem Verdacht befreien

Tabelle 2

Die nächsten Begriffe entstammen ebenfalls dem Österreichischen Wörterbuch von 2006 sowie dem Duden Universalwörterbuch von 2003 und 2007 – mit Ausnahme der Redewendung „Schwarzer Freitag“, die nicht im Duden vorhanden ist. Während die Bezeichnungen aus Tabelle 3 im Österreichischen Wörterbuch 1994 keinen Eintrag fanden, wurde die Liste in der Auflage von 2006 um die nachfolgenden erweitert:

Schwarzer Freitag	
Ein schwarzer Tag	Unglücksreicher Tag
Schwarzkopieren	Unerlaubt vervielfältigen
Schwarz werden	Warten, bis man schwarz wird = umsonst warten

Tabelle 3

Darüber hinaus lassen sich im Duden der Redewendungen (1992, 2002) weitere Bezeichnungen finden, wie etwa:

Schwarze Liste	Aufstellung verdächtiger missliebiger Personen
Jemanden den schwarzen Peter zuschieben	etwas Unangenehmes [von sich] auf einen anderen abwälzen.
Jemanden nicht das Schwarze unter dem [Finger]nagel gönnen (ugs.)	Gegenüber jemanden äußerst missgünstig sein
Sich Schwarz ärgern / Schwarz vor Ärger werden	Sich sehr stark aufregen
Alles durch die schwarze Brille sehen	Pessimistisch sein
Eine schwarze Seele haben	

Tabelle 4

(Halb)götter in Weiß	
In Weiß heiraten	
Der weiße Tod	Lawinentod

Tabelle 5

Diese plakative Liste von Begriffen und Redewendungen der deutschen Standardsprache veranschaulicht, dass Schwarz – im Vergleich zu Weiß – viel häufiger negative Bedeutungen hat. Die Symbolik von Schwarz wird bis heute fast ausschließlich als schlecht, böse und bedrohend konstruiert. Eine Ausnahme bildet das Sprichwort „voll ins Schwarze treffen“. Diese Negativbewertung mit der Schwarz als schlecht, böse und bedrohend, insbesondere auf sprachlicher Ebene innerhalb des rassistischen Diskurses, dargestellt wird, findet auch beim Menschen seine Anwendung.

V.2.1.3. Das Konstrukt Schwarz-Sein

In welcher Form die Symbolik von Schwarz und Weiß auf den Menschen übertragen wird und welche rassistischen Bezeichnungen mit ihr einhergehen, wird nun an dieser Stelle demonstriert.

Duden 2007:

Der Schwarze: männliche Person von [sehr] dunkler Hautfarbe: sie ist mit einem Schwarzen verheiratet.

Schwarzafrika: größtenteils von Schwarzen bewohnter Teil Afrikas südlich der Sahara.

SchwarzafrikanerIn: aus Schwarzafrika stammender Schwarzer (Vgl. Duden 2007: 1508).

Warum der Begriff „der/die Schwarze“ in diesem Zusammenhang negativ besetzt ist, erfolgt, einerseits, durch seine Substantivierung mit der im rassistischen Diskurs gewisse Menschen plakativ zum rassistischen Feindbild konzipiert und als solche pointiert werden. Andererseits erscheinen Kompositakonstruktionen wie z.B. „Schwarzafrika“, die einem kolonialistisch sowie rassistisch konnotierten Kontext entstammen. Dieser wird im Rahmen der anschließenden Ausführungen kurz erläutert.

Der Begriff „Schwarz-“ und „Weißafrika“ fußt auf dem Gedankenkonzept der Rassialisierung von Menschen, um sie in weiterer Folge hierarchisieren und privilegieren zu können. Im 19. Jahrhundert hatte sich der „Rasse“-Begriff bereits im Alltag und in den Umgangssprachen etabliert. Afrikanische Geschichte hatte zu dieser Zeit im Rahmen der Historiographie keine Bedeutung und wurde nur aus dem Blickwinkel der Kolonialgeschichte betrachtet. Leopold von Ranke (1795-1886) bezeichnete Afrika als „geschichtslosen Kontinent“ mit der Begründung, dass Geschichte nur dort stattgefunden hätte, wo es schriftliche Quellen und effektive Staaten gebe. Ranke unterteilt zudem den Kontinent in „Weiß-“ und „Schwarzafrica“ und spannt aus dieser Konstruktion ein gesellschaftlich-hierarchisch strukturiertes System, indem er davon ausgeht, dass in Afrika nur „Weißafrikaner“ (Menschen aus Nordafrika) einen Beitrag zur Geschichte geleistet hätten, während die „Schwarzafrikaner“ (Menschen aus Afrika südlich der Sahara) durch eine historische Passivität charakterisiert wären.

Begründet in einer eurozentristischen Sichtweise sowie einer kulturellen Superioritätsvermutung erhob Europa, im Zuge afrikanischer Expansionsbestrebungen den Anspruch die Zivilisation, Aufklärung und Moderne hervorgebracht zu haben.

Diese Sichtweise spiegelt sich in verschiedenen europäischen Sprachen wider. Das Zeitalter der Aufklärung wird zum Beispiel oftmals als „erleuchtet“ bezeichnet. In verschiedenen europäischen Sprachen besteht bei dem Ausdruck „Aufklärung“ eine Assoziation mit dem Licht: vgl. engl. „Age of enlightenment“ Zeitalter der ‚Erleuchtung, franz. „Siècle des lumières“ Jahrhundert der Lichter, ital. „Illuminismo“ Erleuchtung, russ. „Prosve“ Erleuchtung, usw. (Vgl. Haarmann 2005: 72-73). Gesellschaften und Kulturelemente, die von den europäischen Normvorstellungen abwichen, wurden zumeist als rückständig betrachtet.

Die rassistischen Askriptionen, die mit der dichotomen Schwarz-Weiß-Konstruktion einhergehen, finden sich nicht nur in der begrifflichen Betitelung von geschichtsfrei und geschichtslos wider, sondern setzen sich in einer Reihe weiterer zahlreicher gegensätzlicher Bezeichnungen fort, wie:

- fortschrittlich – unfortschrittlich,
- zivilisiert – unzivilisiert / barbarisch, entwickelt – unterentwickelt,
- dynamisch – statisch,
- fleißig – faul,

- Kulturträger / kulturell entwickelt – kulturell unterentwickelt /(bis zu) kulturlos.

Der Psychiater, Politiker und Autor Frantz Fanon schrieb im Hinblick auf diese Schwarz-Weiß-Sicht, Folgendes: „Man teilt Afrika in einen weißen und einen schwarzen Teil. Die Ersatzbezeichnungen: Afrika südlich oder nördlich der Sahara können diesen latenten Rassismus nicht verschleiern. Auf der einen Seite versichert man, dass das Weiße Afrika die Tradition einer tausendjährigen Kultur habe, dass es mediterran sei und Europa fortsetze, dass es an der abendländischen Kultur teilhabe. Das Schwarze Afrika bezeichnet man als eine träge, brutale, unzivilisierte – eine wilde Gegend“ (Arndt 2004: 204).

Die Bezeichnungen „Schwarz-“ und „Weißafrika“ werden dabei als homogene Gegensatzpaare konstruiert, in der „Weißafrika“ einem Aufwertungs- und „Schwarzafrica“ einem Abwertungsprozess unterzogen wird. Die oppositionelle Darstellung verschließt sich vor der Tatsache Afrika als *einen* Kontinent wahrzunehmen und gleichzeitig verleugnet sie das Zusammenleben von Menschen unabhängig ihrer Pigmentierung (nach dem Prinzip: in „Weißafrika“ leben ausschließlich „Weiße“ und in „Schwarzafrica“ „Schwarze“).

Ein weiteres Beispiel der real-gesellschaftlichen Alltagspraxis, bei dem die Konstruktion Schwarz ist gleich böse, bedrohend und schlecht transportiert wird, ist das Kinderspiel „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“ Die Spielcharakterfigur des „Schwarzen Mannes“ spiegelt das Böse, Schlechte und Bedrohende wider, in dem mit einer Berührung von ihm der Spieler oder die Spielerin „sein / ihr Leben“ verliert bzw. dies das „Aus“ für eine(n) MitspielerIn bedeutet. Wie der sogenannte „Schwarze Mann“ als gefährlich und bedrohend konstruiert wird, erläutert der dazugehörige Dialog zwischen dem „Schwarzen Mann“ und den anderen MitspielerInnen:

Der „Schwarze Mann“ ruft: „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“

Die anderen MitspielerInnen antworten darauf zusammen: „Niemand, Niemand!“

Schließlich erwidert der „Schwarze Mann“: „Und wenn er aber kommt?“

Nach diesem Satz entgegnen die Anderen: „Dann laufen wir davon“, und versuchen sich vorm dem „Schwarzen Mann“ zu retten, in dem sie sich in Sicherheit vor ihm bringen müssen.

An dieser Stelle bekommt der „Schwarze Mann“ die Rolle des Bösewichts, indem er den unbeliebten Fänger spielt sowie Angst und Schrecken verbreitet. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, die sozialgeografische Bindung des Spiels.

Während im deutschsprachigen Raum vom „Schwarzen Mann“ gesprochen wird, ist im US-amerikanischen Sprachraum die Bezeichnung „Boogeyman“, um rassistischen Sprachgebrauch – zumindest in diesem distinkten Szenario – entgegenzuwirken, gebräuchlich. Die unterschiedlichen Bezeichnungen des Spiels in den beiden Sprachräumen erfordert eine eigene historische und etymologische Analyse, die den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde. Auffällig und relevant ist für den/die BetrachterIn in diesem Fall jedoch, dass es diese unterschiedlichen Bezeichnungen gibt.

Der Gebrauch des Begriffs der/die „SchwarzafrikanerIn“ findet häufige Anwendung in der gegenwärtigen medialen Welt und Politik. In diesem Zusammenhang wird der/die sogenannte „SchwarzafrikanerIn“ häufig als Drogendealer konstruiert und damit stigmatisiert. Wie dieses Bild „SchwarzafrikanerIn“ ist gleich Drogendealer der Gesellschaft von Medien und Politik vermittelt wird, zeigen die folgenden Ausschnitte:

Drogendeal verhindert: Schwarzafrikaner transportierte 30 Heroinkugeln im Mund (News 13.8.2004)

142 Prozent mehr Taschendiebstähle. Dealer, die Kinder zum Drogenverkauf engagieren: Ist Wien noch sicher?

Die Negativdarstellung des „Schwarzafrikaners“ wird im folgenden Auszug aus der Presse deutlich: „Was die meisten Wiener aber viel mehr ärgert, ist die ausufernde Kleinkriminalität: Gestohlene Handtaschen, Trickbetrügereien, entwendete Portemonnaies. Oder Schwarzafrikaner, die nicht davor zurückschrecken, Zwölfjährige als Drogenverkäufer zu engagieren und diese mit Heroin zu bezahlen“ (Müller / Die Presse 14.08.2009)

Schlag gegen "Streetrunner": Die Polizei nahm Donnerstag Früh 23 Schwarzafrikaner in einem Heim in Wien-Favoriten fest. In ihren Zimmern wurde Suchtgift gefunden (Die Presse 25.04.2003)

Die Diskursinszenierung des „Schwarzafrikanischen Drogendealers“ und die Darstellung von afrikanischen Personen als ausschließlich kriminell stellt keine Ausnahme innerhalb der Berichterstattung dar. Es wird nicht auf die Person oder die Nationalität der Person eingegangen, sondern diese Menschen werden auf den

Begriff „Schwarzafrikaner“ reduziert, demnach rassistisch kategorisiert und häufig kriminalisiert. Diese Form der Nachrichtenvermittlung transportiert zudem die Assoziation, Afrika wäre ein Land, denn sonst würde man auf die Nationalität verweisen, und nicht auf den Kontinent, der 53 Staaten umfasst. Darüber hinaus entspringt, wie bereits vorhin erwähnt, die Idee der Spaltung des afrikanischen Kontinents in den Farbkategorien Weiß und Schwarz einem rassistischen Kontext. Diverse Medienkampagnen, aber ebenso Politiker bedienen sich ebenfalls dieser Konstruktionspraxis. Für rassistischen Sprachgebrauch bietet die Politikerin Helene Partik-Pablé, österreichische Richterin und ehemalige Parlamentsabgeordnete der/des FPÖ/BZÖ's, ein illustratives Beispiel. In ihrer Rede der Nationalratssitzung vom 10. Mai 1999 verwendet Partik-Pablé nicht nur den rassistischen Begriff „Schwarzafrikaner“, sondern bedient sich einer Askriptionspraxis, die dem 18. und 19. Jahrhundert ähnelt: „Frau Stoisits! Sie verkehren ja so viel im Polizeigefangenenhaus! Sie haben dort, glaube ich, schon einmal eine Nachtwache mitgemacht. Erkundigen Sie sich doch einmal bei den Beamten über die Art der Schwarzafrikaner! Sie schauen nicht nur anders aus, wie Sie heute gesagt haben, sondern sie sind auch anders, und zwar sind sie ganz besonders aggressiv. Das liegt offensichtlich in der Natur dieser Menschen. Sie sind meistens illegal da, sie sind meistens Drogendealer, und sie sind ungeheuer aggressiv, wenn sie von Exekutivbeamten beanstandet werden. (Abg. Wabl: Ist das die neue Rassentheorie von Partik-Pablé?) (...) Sie sollten sich einmal bei den Exekutivbeamten erkundigen! Es gibt kaum eine Amtshandlung mit Schwarzafrikanern, bei der es nicht zu Reibereien kommt“ (Stenographisches Protokoll 14.08.2009) Das Zitat der damaligen Sicherheitssprecherin veranschaulicht sehr deutlich die dichotome Schwarz-Weiß-Konstruktion, indem „SchwarzafrikanerInnen“, im Gegensatz zu EuropäerInnen als aggressiv und kriminell dargestellt werden. Begründet wird diese Unterschiedlichkeit von Partik-Pablé mit biologischer Differenz. Unterschiedliche Eigenschaften und Fähigkeiten von Personen werden von Partik-Pablé rassialisiert und naturalisiert.

Ein weiteres aktuelles Beispiel der Politik hinsichtlich der kriminellen Darstellung von afrikanischen Menschen als „Schwarzafrikanische Drogendealer“ bietet das Interview von der Autorin Joana Adesuwa Reiterer im *Standard* mit dem Titel „Ich will keine auf unseren Straßen haben“ mit dem Bundesparteiobermann der FPÖ, Heinz Christian Strache. Gesprächsthemen waren Zwangsprostitution, Asylwerber

und Kriminalität. Der Headliner des Artikels ist ein Originalzitat des FPÖ Politikers und wurde aus folgender Konversationspassage entnommen:

- **„Reiterer:** Sie sprechen dauernd von straffälligen Ausländern, die Drogen verkaufen, die sich illegal prostituieren. Die Kunden dieser Frauen sind mit großer Mehrheit Österreicher. Wo sind Ihre Konzepte? Was wollen Sie gegen straffällige Österreicher tun?
- **Strache:** Mir ist völlig gleichgültig, aus welcher Kultur ein Drogendealer kommt und welche Hautfarbe er hat. Ich will keine auf unseren Straßen haben. Leider wissen wir, dass ein sehr großer Teil des Drogenverkaufs durch Schwarzafrikaner erfolgt, die diesem tödlichen Geschäft nachgehen. Ja, es gibt leider Menschen, die das konsumieren, die sind krank, denen müssen wir helfen und es braucht entsprechende Prävention“ (Online Standard 18.09.2009).

Die Antwort des Gesprächspartners macht Straches Weltbild einer dichotomen Schwarz-Weiß-Konstruktion deutlich. Diese wird u.a. durch die Verwendung des Begriffs „Schwarzafrikaner“ ersichtlich, die bewusst Afrika in Schwarz und Weiß unterscheidet. In diesem Zusammenhang nimmt das Selektionskriterium Pigmentierung eine wichtige Rolle zur Bildung von „Wir“- und „Sie“- Gruppen ein, nicht nur im Hinblick auf die Zerteilung bzw. Zerlegung des Kontinents in Schwarz und Weiß, sondern auch zur Unterscheidung zwischen dem/der „Weißen EuropäerIn“ und dem/der „Schwarzen AfrikanerIn“.

Durch diese Äußerung wird auf der einen Seite das dichotome Bild des/der „kriminellen Schwarzen (Täters/Täterin)“ erzeugt, während auf der anderen Seite dem/der sozial konstruierten Weißen ÖsterreicherIn die Opferrolle und Schuldlosigkeit zugesprochen wird. Auch in diesem Fall erweist sich die Substantivierung sowie Plakatierung als förderliche Strategie zur gesellschaftlichen Stigmatisierung gewisser Individuen.

Ein weiterer Begriff rassistischer Sprache, der als Synonym zu dem Begriff „Schwarzer / Schwarze“ im deutschsprachigen Raum gebraucht wird, ist der Begriff des „Negers / Negerin“.

„N.“ geht auf lateinisch *niger*, spanisch und portugiesisch *negro* sowie französisch *négre* zurück. Das lateinische Wort *niger* bedeutet ‚schwarz‘. Als Millionen Afrikaner/innen versklavt wurden, ist dieses Wort von spanischen und

portugiesischen Sklavenhändlern zur pauschalen Benennung von Afrikaner/innen benutzt worden. Der früheste schriftsprachliche Beleg stammt aus dem Jahre 1699. In Deutschland taucht der analoge Begriff ‚N.‘ erstmals Anfang des 17. Jahrhunderts, parallel zum Begriff ‚Rasse‘, auf und setzte sich im 18. Jahrhundert, als sich Rassismus formierte, fest“ (Arndt 2004: 185).

Der Begriff ist darüber hinaus mit einer Kette zusätzlicher rassistischer Wörter und Redewendungen versehen, die nun an dieser Stelle präsentiert werden. Im Duden der Redewendungen und sprichwörtlichen Redensarten von 1992 sind die folgenden drei Sprichwörter festgehalten:

- Neger: etwas haut den stärksten Neger / Seemann um (ugs.) = etwas ist kaum zu fassen (...), zu verkraften
- Angeben wie zehn nackte Neger = angeben
- Negertanz: [ein] Negertanz im Tunnel sein (ugs.) = nicht erkennbar, undurchschaubar sein (Vgl. Duden 1992: 512)

Neben den Redewendungen gibt es auch gewisse Ableitungsformen und Komposita. Der Duden von 2001 führt in diesem Kontext die Begriffe „Negerkuss, Negersklave, Negrito (kleinwüchsiger u. dunkelhäutiger Mensch [...])“ (Vgl. Duden 2001: 684-685) an. Der Duden von 2003 erweiterte die Rubrik rassistischer Begriffe mit den folgenden Bezeichnungen:

- „NegersängerIn, (veraltet): schwarzer Sänger, bes. einer, der Blues, Spirituals, Gospels singt.
- Negerstamm (veraltet): vgl. Negervolk
- Negervolk (veraltet): Volk, dessen Angehörige Schwarze sind“ (Duden 2003: 1131).

Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang nicht nur die zusätzlichen Begriffsanführungen in der jüngeren Auflage des Duden von 2003, sondern ebenfalls, dass diese Komposita als veraltet bezeichnet werden, nicht aber als diskriminierend.

Dasselbe gilt für die Anmerkungen des Duden hinsichtlich des Begriffes „N.“. Diese lauten: „wird häufig als diskriminierend empfunden“ (Duden 2001: 684), „wird meist als abwertend empfunden“ (Duden 2003: 1131), stark diskriminierend (Vgl. Duden 2007: 1200). Das Österreichische Wörterbuch verwendete hier den Zusatz: wird als abwertend empfunden (Vgl. Österreichisches Wörterbuch 1994: 459) oder oft

diskriminierend (Vgl. Österreichisches Wörterbuch 2006: 459). Jene Formulierungen lassen somit einen Diskussionsraum offen, in dem ungeklärt bleibt, ob der Begriff diskriminierend ist oder nicht. Zugleich erfährt der/die LeserIn nichts über den rassistisch-konnotierten Bedeutungsgehalt der Begriffe, da diese ja nicht als solche in den Nachschlagewerken angeführt bzw. vermerkt werden.

Zwei weitere Begriffe, die ausschließlich im Duden eingetragen sind, sind die Bezeichnungen „Negrito“ und „Negerkuss“. Der Begriff „Negrito“ steht für Angehöriger einer kleinwüchsigen, dunkelhäutigen Bevölkerungsgruppe Südostasiens (Vgl. Duden 2007: 1200). Im Gegensatz zu dem vorangegangenen Begriff, verzichtet das Wörterbuch an dieser Stelle auf jeglichen Vermerk und behandelt das Wort „Negrito“ auf diese Weise als neutral. Hingegen beim Begriff des „Negerkuss“ wird die sprachliche Dynamik deutlich, indem der Duden die folgende Anmerkung festhält: „Wegen der Anlehnung an die diskriminierende Bezeichnung Neger sollte das Wort Negerkuss ebenfalls vermieden und durch Schokokuss ersetzt werden“ (Duden 2007: 1200).

Trotz einer weit reichenden Palette rassistisch-diskriminierender Begriffe kristallisiert sich beim Vergleich der beiden Wörterbücher für den/die LeserIn ein stärkeres Bewusstsein für die Entlarvung rassistischer Sprache und dessen Veränderung im Duden, als im Österreichischen Wörterbuch heraus. Dies liegt in der geringen Umgestaltung des Österreichischen Wörterbuchs, die eine Gegenüberstellung der Auflagen 1994 und 2006 – eine Zeitspanne von zwölf Jahren – ergab. Diese Erkenntnis lässt sich an verschiedenen Begriffen festmachen. Während der Duden auf den Alternativbegriff des/der Afro-Deutschen verweist, schlägt das Österreichische Wörterbuch die Begriffe Schwarzer / Schwarze, SchwarzafrikanerIn und AfroamerikanerIn vor. An dieser Stelle sollte der/die LeserIn nochmals darauf hingewiesen werden, dass einerseits die gewählten Begriffe des Österreichischen Wörterbuches sich nicht an geografischen Bezugspunkten orientieren – mit Ausnahme von Afroamerikaner -, sondern an der Pigmentierung und andererseits die Neutralität des zweiten Begriffes („SchwarzafrikanerIn“) bereits als fragwürdig demonstriert wurde.

Ebenfalls nicht kritisch beleuchtete Wörter sind „neger“ (als Adjektiv gebraucht), „Negerant“, „negrid“ und „negroid“. Alle drei Begriffe sind sowohl in den Jahrgängen 1994 als auch 2006 eingetragen mit Ausnahme von „Negerant“. Dieser Begriff ist in der älteren Version nicht vorhanden, während das aktuellere Wörterbuch um diesen

rassistischen Begriff erweitert wurde. Das Adjektiv „neger“ und die an dieser Stelle angeführte Redewendung „er ist neger = jemand, der kein Geld hat“, wird als umgangssprachlich und veraltet festgehalten, nicht aber als diskriminierend. Die Wörter „negrid“ und „negroid“ sind ebenfalls als neutrale Geschöpfe der deutschen Standardsprache verzeichnet. In diesem Kontext führt das Wörterbuch von 2006 an:

- „Negrid (Anthropologie): negride Rasse (Bezeichnung für die schwarze Rasse)
- Negroid (Anthropologie): negroide (der negriden Rasse ähnliche Gesichtszüge“ (Österreichisches Wörterbuch 2006: 459)

Im Gegensatz zum zweiten Begriff, ist der erstere in beiden Jahrgängen gleich definiert. Das Wort „negroid(e)“ hingegen ist in der Auflage von 1994 als „negerähnliche Gesichtszüge“ eingetragen. Im Vergleich zum Duden lassen sich auch diese Bezeichnungen in den Wörterbüchern der 90er Jahre und Anfang der 2000er Jahre finden, jedoch nicht aber in den aktuellen Versionen. Das österreichische Wörterbuch verzichtet hingegen völlig auf jegliche Kommentierung und präsentiert sie als neutrale Bezeichnungen, obwohl beide Begriffe ein rassialisiertes Denken implizieren und folglich einem rassistischen Diskurs unterliegen.

Der rassistische Sprachgebrauch beschränkt sich nicht einzig und allein auf die Standardsprache, sondern setzt sich, wie am Beispiel des Kinderliedes „zehn kleine Negerlein“ in der Alltagssprache fort. Obwohl dieses Lied einer rassistischen Ideologie unterliegt, die einer Negativkonstruktion, Abwertung von und Belustigung über AfrikanerInnen folgt, handelt es sich um ein weit verbreitetes und bekanntes Lied im deutschsprachigen Raum. Das Lied wurde von dem Amerikaner Septimus Winner, der ebenfalls unter den Pseudonymen Alice Hawthorne, Percy Guyer, Mark Mason, Apsley Street, and Paul Stenton arbeitete, 1868/69 verfasst. Das Lied besteht aus zehn Strophen und war zunächst unter dem Titel „Ten little Injuns / zehn kleine Indianer“ aufgeführt worden. Der Entstehungskontext des Liedes steht in engem Zusammenhang mit dem amerikanischen Bürgerkrieg (1861-1865) und der Sklavenbefreiung. Die Abolition der Sklaverei änderte jedoch die Sichtweise gegenüber afrikanischen Menschen kaum. Sie waren auch weiterhin nicht gleichgestellt und gleichberechtigt. Das Lied ist ein gutes Beispiel für die Weitertradierung rassistischer Haltung. Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts hatte sich das Lied auch im europäischen Sprachraum in Form eines

Kinder- und Volksliedes verbreitet. Die „Moral“ des Songs bestand in der Belustigung und Diskreditierung afrikanischer Menschen, indem pro Strophe ein „N.“ stirbt oder verschwindet.

Die Tradierung rassistischer Bilder und Askriptionen erfolgt bereits im Kindesalter, wo Wissen unreflektiert sowie als Faktum übernommen wird. Auf diese Weise entsteht eine Haltung gegenüber afrikanischen Menschen – die oftmals ohne persönlichen Kontakt – Stereotype und Vorurteile entstehen lässt, die oft ein Leben lang beibehalten werden. Es werden somit Meinungen durch den Kontakt mit den herrschenden Auffassungen über AfrikanerInnen produziert. Aus diesem Grund können rassistische Gefühle vermittelt werden, ohne je wirklich mit afrikanischen Menschen in Berührung gekommen zu sein (Vgl. Meulenbelt 1993: 173). Im rassistischen Diskurs herrschen somit bereits vorgefertigte Meinungen. Nach dem Motto: Ich muss dich nicht kennen um alles über dich zu wissen und dich gleichzeitig zu hassen. Es geht also nicht darum AfrikanerInnen zu kennen bzw. kennen zu lernen, sondern sie von vorn herein als Hass- und Feindbild zu sehen. In nahezu diktatorischen Denkmustern, wird unreflektierte Information als statisches „Wissen“ tradiert, ohne die Möglichkeit der Freiheit auf eigene Meinungsbildung.

Die Nationalratsabgeordnete der FPÖ Susanne Winter sorgte, aufgrund rassistischer Äußerungen in einem Interview, ebenfalls für politische Aufruhr. Das Interview, vom 21.11.2007 in der Wochenzeitung *Falter*, führte die Journalistin Donja Noormofidi und Friday Fred Ohenhen, Leiter des Projekts IKU, das sich für die interkulturelle Bildungsarbeit mit Kindern, Jugendlichen, Eltern und LehrerInnen ausspricht und sich gegen Rassismus stark macht. Winter geht in diesem Interview von einer „Theorie der Unterschiedlichkeit“ zwischen AfrikanerInnen und ÖsterreicherInnen aus, die sie in den Genen begründet sieht. Die essentialistisch-rassistische Position, der diese Annahme unterliegt, schafft ein hierarchisiertes Weltbild von AfrikanerInnen und EuropäerInnen. Dabei wird den EuropäerInnen Superiorität gegenüber AfrikanerInnen und den AfrikanerInnen Inferiorität gegenüber den Europäern unterstellt. Winter zieht dabei Hautfarbe als Selektionskriterium heran um zwischen „dem Eigenen“ und „dem Fremden“, „dem/der ÖsterreicherIn“ und „dem/der Nicht-ÖsterreicherIn“ zu unterscheiden. Die folgenden Auszüge der Befragung geben an dieser Stelle den exakten Wortlaut der FPÖ-Abgeordneten wie folgt wieder:

Erster Interviewauszug:

„Ohenhen: Das ist gelogen. Sie versuchen bewusst, einen Keil zwischen weiße und andersfärbige Österreicher zu treiben. Deshalb passiert es, dass ich aus einem Lokal geworfen und als ‚Neger‘ beschimpft werde.

Winter: Ich gebe Ihnen eine provokante Antwort: Da ist etwas in Ihren Genen, das Sie noch nicht verarbeiten konnten. Sie können nichts dafür, weil erst jahrtausendelange Tradition bewirkt, dass man die eigene Tradition verarbeiten kann. Ich glaube, das kann nicht der Vorwurf sein, dass man Sie aus einem Lokal geworfen hat.

Ohenhen: Was ist in meinen Genen? Ich habe gelesen, dass es keinen Unterschied zwischen Schwarzen und Weißen gibt.

Winter: Sie wissen, dass Tradition, dass alles, was sich mit einer gewissen Menschengeschicht in der Geschichte abgespielt hat, als Transformation in den Genen weitergegeben wird. Sie haben dadurch automatisch zu wenig Selbstbewusstsein und zu viel Hoheitsdenken der anderen Hautfarbe gegenüber in sich, deshalb sehen Sie das so. Es hat niemand etwas gegen eine andere Hautfarbe. Ich bin Juristin und kann zu dem Fall, dass Sie aus dem Lokal geworfen worden sind, leider nichts sagen, wenn ich die andere Seite nicht gehört habe.

Noormofidi (Journalistin): Wenn Herr Ohenhen aus einem Lokal geworfen und als ‚Neger‘ beschimpft wird, dann liegt das an seinen Genen?

Winter: Nein, ich sage nur, dass ich zu diesem Vorfall nichts sagen kann.

Ohenhen: Von welchen Genen reden Sie? Von deren Genen oder von meinen?

Winter: Von beiden, in beiden wird die Historie transformiert“ (Noormofidi / Der Falter 21.11.2007).

Zweiter Interviewauszug:

„**Noormofidi** (Journalistin): Frau Dr. Winter behauptet, ‚Neger‘ sei kein Schimpfwort, ich wollte Sie, Herr Ohenhen, fragen, wie Sie das sehen?

Ohenhen: Es gibt heute so viele Begriffe, die politisch nicht mehr vertretbar sind. „Neger“ ist für uns eine Beleidigung und ich bitte Sie, das zu respektieren.

Winter: Wenn Sie die Geschichte anschauen, werden Sie sehen, dass das kein Schimpfwort ist, das sind Ihre persönlichen Empfindungen.

Ohenhen: Schauen Sie im Duden nach, der ist nicht von mir geschrieben, dort steht, dass das Wort diskriminierend verwendet wird. Mir gefällt es nicht und Sie sollen mich deshalb nicht so nennen. Wo liegt das Problem?

Winter: Ich werde mich nicht der political correctness unterwerfen. Ich schließe aus, dass das Wort Neger für mich beleidigend ist.

Ohenhen: Für mich aber, immerhin bin ich gemeint und nicht Sie. Kennen Sie in Graz Migranten?

Winter: Ich kenne viele Leute, aber zum Freundeskreis zähle ich niemanden, der nach Österreich eingewandert ist.

Ohenhen: Dann würden Sie anders denken. Man merkt, dass Sie keinen Kontakt zu den Leuten haben. Sie kennen die Menschen nicht, glauben aber zu wissen, was am besten für sie ist“ (Noormofidi / Der Falter 21.11.2007).

Analysiere ich dieses Interview, komme ich zu folgenden Schlussfolgerungen: Die Äußerungen der freiheitlichen Abgeordneten Winter machen deutlich, dass historisch tradierte rassistische Vorurteile gegenüber AfrikanerInnen ihre Vorstellung dominieren. Diese Wahrnehmung benötigt kein Kennenlernen eines/-r AfrikanerIn um sich über ihn/sie ein Bild zu machen. Darüber hinaus sieht Winter die Pigmentierung als Determinante, ob jemand in Österreich geboren ist oder „ein/zugewandert“ ist. Das Bild, wie ein/-e ÖsterreicherIn auszusehen hat, ist stereotyp und klischeehaft. Im rassistischen Diskurs wird bei distinkten Gruppen von

Menschen, wie etwa AfrikanerInnen, auf deren Migration verwiesen und diese betont.

Frau Winters Vorstellungen in Hinblick auf die genetische Unterschiedlichkeit von Menschen ignoriert die biologischen Fakten, dass:

- sich die Gesamtheit aller phänotypischen Unterschiede zwischen den unterschiedlichen Menschen auf etwa bloß 1% aller Gene zurückführen lässt (Vgl. Hofbauer 1995: 60-61).
- die genetischen Unterschiede zwischen einem Afrikaner und Österreicher sind im Durchschnitt nicht größer als zwischen zwei Afrikanern oder zwei Österreichern.
- „alle Menschen sind was die kodierenden Abschnitte ihres Genoms betrifft, zu 99,9% identisch, und trotzdem ist jeder unterschiedlich in den nicht-kodierenden Abschnitten“¹² (Sicard 2003: 48).

Winter unterstellt Ohnenhen Minderwertigkeitskomplexe aufgrund seiner Hautfarbe. Außerdem seien diese hervorgerufen durch „seine Gene“, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Kurz gefasst, verfügt Herr Ohnenhen aus dem Standpunkt von Frau Winter über ein genetisch determiniertes minderes Selbstwertgefühl gegenüber „anderen Hautfarben“. Verhaltensweisen werden auf diesem Wege an der Hautfarbe festgemacht und deren Ursachen in den Genen gesucht. „Je mehr sich jemand äußerlich von uns unterscheidet, desto weniger meinen wir, biologisch mit ihm ‚verwandt‘ zu sein“ (Schüller, van der Let 1999: 17). Die Vorstellung von verschiedenen genetischen Menschengruppen, lässt außer Acht, dass jede Person eine persönliche genetische Visitenkarte besitzt. Wie individuell diese konzipiert ist, demonstriert das folgende Zitat anhand der Berechnung der faktoriellen Möglichkeiten bei 3 Erbmerkmalen: „Greifen wir nur drei biologische Merkmale heraus, die in der Medizin eine große Rolle spielen: die Blutgruppe, den Rhesus- Faktor und die HLA-Gruppe (Human Leucocyte Antigen), die bestimmt, ob wir ein Organtransplantat vertragen oder nicht. Das Blutgruppen-Gen kommt, wie wir wissen, in drei Varianten vor (A, B, 0), der Rhesus-Faktor in zwei Varianten (+ oder -), und die HLA-Gruppe eines Menschen wird von einer Kombination von sechs Genen bestimmt, die wiederum zwischen 19 und 61 Varianten aufweisen.

Geht man nur von diesen drei Erbmerkmalen aus, kommt man auf 1.291.178.228.421.950.000 mögliche Kombinationen – und genauso viele

¹² Keine Erbinformation enthalten; nur für Genregulation wichtig

Individuen, die sich voneinander unterscheiden. Das sind weit mehr, als zur Zeit auf der Erde leben. Dabei hat jeder von uns weitaus mehr genetische Merkmale als die drei genannten“ (Schüller, van der Let 1999: 16).

Obwohl Herr Ohenhen Frau Winter auf den rassistischen und diskriminierenden Begriffsinhalt von „N.“ verweist, stellt sie diese Argumentation in Abrede und beharrt auf dem Standpunkt, dass Ohenhen von seinen persönlichen Empfindungen geleitet sei. Dieses Szenario veranschaulicht sehr deutlich, dass der Hinweis, dass bestimmte Wörter eine im Rassismus verankerte Wurzel haben, nicht verstanden wird bzw., dass man sie trotz des Wissens um ihre rassistische Konnotation trotzdem oder gerade deshalb verwendet. Es darf daher nicht verwundern, dass auf den Hinweis, warum man zum Beispiel das „N.“-Wort nicht verwenden sollte, die Reaktion der daraufhin Angesprochenen Verständnislosigkeit bis Aggression auslöst. Den betroffenen Personen wird dabei gleichzeitig unterstellt „kompliziert“, „nervig“, „stressig“, oder „überempfindlich“ zu sein.

Neben dieser Sichtweise gibt es ebenfalls die Position „nicht alles so genau zu nehmen“, „nicht pingelig zu sein“ oder „es sind doch nur Wörter“. Menschen, die sprachlichen Alltagsrassismus ablehnen, wird oft unterstellt, „Verfechter einer übertriebenen political correctness“ zu sein. Der rassistische Diskurs versucht bewusst Wörter salonfähig zu machen, die diskriminieren. Auf diese Weise werden diskriminierende Bezeichnungen als normal suggeriert. Es ist der Versuch der Naturalisierung diskriminierender Wörter und Phrasen mit dem Ziel der bewussten Verletzung und Ausgrenzung von Menschen aufgrund von Herkunft und phänotypischen Merkmalen. Durch diese Vorgangsweise werden soziale Wirklichkeiten konstruiert und reproduziert. „Soziale Wirklichkeit meint dabei jenen Teil der erfahrbaren Wirklichkeit, der sich im Zusammenleben der Menschen ausdrückt oder durch dieses Zusammenleben und Zusammenhandeln hervorgebracht wird“ (Gukenbiehl 2008: 12).

Eine weitere rassistische Bezeichnung, die an dieser Stelle thematisiert wird, ist der Begriff „Mohr“. Dieser leitet sich von dem griechischen Begriff „moros“ ab, welcher „töricht“, „einfältig“, „dumm“ und „gottlos“ bedeutet sowie von dem Lateinischen „maurus, der für „schwarz“, „dunkel“, bzw. „afrikanisch“ steht (Vgl. Arndt 2004: 168). Zunächst beschränkte sich die Bezeichnung Mohren auf die Bewohner Äthiopiens. Später wurde der Begriff auf die mauretanische Bevölkerung übertragen, indem sie als „moros“ bzw. „Mauren“ bezeichnet wurden. Dieser Begriff entstammt einem

religiösen Kontext und bezieht sich auf Menschen islamischen Glaubens, den sogenannten „Nichtchristen“. Darüber hinaus übernahm er die Konnotation „Maure“ = „dunkelhäutig“ und fungierte somit als Differenzierungsmerkmal gegenüber anderen Religionen – nämlich dem Islam. Andererseits übernahm er die Rolle der Abgrenzung gegenüber Menschen, die einen höheren Melaningrad aufwiesen als der eigene. Im 16. bis 18. Jahrhundert fungierte der Begriff als Synonym für Afrikaner.

Wirft man seinen / ihren Blick auf die Wörterbücher der Gegenwart, so ist der Begriff „Mohr“ mit seinen verschiedenen derivierten Formen auch im aktuellen Sprachgeschehen festgehalten. Sowohl im Österreichischen Wörterbuch, als auch im Duden sind die Bezeichnungen „Mohr“ und „Mohrenkopf“ zu finden. Das Österreichische Wörterbuch erweitert sein Repertoire um den Eintrag „Mohr im Hemd“ (= Mehlspeise).

Kritisch auffallend für den/die LeserIn ist, in diesem Zusammenhang, dass sich der Verweis – ähnlich zu dem Begriff „N.“ - lediglich darauf beschränkt den Begriff als veraltet, nicht aber als diskriminierend, zu bezeichnen. Zudem ist fragwürdig, warum das Wort „Mohrenkopf“ in der Auflage von 1994 keinen Platz fand, während das Wörterbuch von 2006 diese Bezeichnung mit hinein nahm.

Im Vergleich zum Österreichischen Wörterbuch beinhaltet der Duden eine größere Anzahl an rassistischen Einträgen zu diesem Begriff. Zu ihnen zählen die Redewendungen: „ ‚der Kleine kam schwarz wie ein Mohr (fam.; sehr schmutzig) nach Hause‘, ‚sie kehrte schwarz wie ein Mohr (fam.; tief gebräunt) aus Tunesien zurück‘; ‚der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen‘ [jmd. (...) hat alles getan, was zu tun war, u. fühlt sich jetzt, nachdem er nicht mehr gebraucht wird, ungerecht behandelt u. überflüssig (...)]]; und schließlich ‚einen Mohren weiß waschen wollen‘. Diese Redensart steht in enger Verbindung zu der früheren ‚einen Äthiopier waschen‘ und bedeutet Unmögliches, Widersprüchliches versuchen, besonders einen offensichtlich Schuldigen als Unschuldigen hinstellen wollen; (...)“ (Duden 2007: 1160). Der Duden bietet somit hinsichtlich dieses Begriffes ein größeres Repertoire an rassistischer Sprachvielfalt.

Die Standardsprache existiert keineswegs unabhängig von der Alltagssprache und vice versa, denn sie beeinflussen einander letztendlich und sind somit miteinander verbunden. Auch in der gegenwärtigen Alltagssprache ist der Begriff anzutreffen. Ein illustratives Beispiel hierfür liefert der Lebensmittelkonzern Eskimo – Tochterfirma

des Unternehmens Unilever. Als Werbung für ihr neues Produkt „Mohr im Hemd“ produzierte Eskimo eine Plakatserie mit dem Slogan „I will mohr“. Der Kurier-Artikel vom 30. Juli 2009 mit dem Titel *Wenn alte Worte neues Leid bringen*, machte sich anhand dieses Vorfalls zur Aufgabe den Aspekt von Rassismus und Sprache sowie ihre Folgen für die soziale Realität zu thematisieren. Gesprächspartner waren in diesem Zusammenhang Simon Inou, Sprecher der Organisation M-Media, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Bild von MigrantInnen in heimischen Medien mitzugestalten, Karin Höfferer Pressesprecherin für Eskimo und Professor Rudolf De Cillia am Institut für Sprachwissenschaft an der Universität Wien. Im folgenden Abschnitt werden nun die wichtigsten Passagen der Interviews zusammengefasst:

- **Herr Inou:** „Das Wort Mohr ist eine Fremddefinition von Europäern für Afrikaner, das stark mit der europäisch-afrikanischen Geschichte konnotiert ist, von Ausbeutung bis hin zur Sklaverei. Es ist daher abzulehnen“ (Kurier 30. Juli 2009).
- **Professor De Cillia:** Es gibt viele historische Termini, die oft völlig unbedacht verwendet werden. Nicht selten werden diese Begriffe verharmlost. Eine aufgeklärte Gesellschaft hat daher die Verpflichtung, sich dafür einzusetzen, dass negative Vorurteile nicht weitertransportiert werden. Wenn eine Bezeichnung einen Menschen verletzt, dann würde ich dieses Wort nicht verwenden (Vgl. Kurier 30. Juli 2009).
- **Frau Karin Höfferer:** Rückblickend gesehen, würden wir die Kampagne nicht mehr starten, da wir niemanden verletzen wollen. Den Ursprung des Wortes „Mohr“ musste sie aber erst recherchieren (Vgl. Kurier 30. Juli 2009).

Während Herr Inou und Professor De Cillia in ihrem Gespräch mit dem Kurier die Gefahr solcher Begriffe, aufgrund ihrer diskriminierenden Wirkungsgehalts gegenüber der afrikanischen Diaspora betonten, argumentierte stattdessen die Firma Eskimo mit dem Argument der Unwissenheit. Trotz des Verweises auf die Unseriosität des Produktnamens und der Werbung entschloss sich das Lebensmittelunternehmen die Plakatserie einzustellen, jedoch keine Umbenennung des Produktnamens vorzunehmen.

Ein weiteres Beispiel nicht vorhandener Sensibilisierung gegenüber rassistischer Sprache sind Straßenbezeichnungen wie etwa „Große“ oder „Kleine Mohrengasse“. Darüber hinaus wird der Begriff bei der Namensgebung von Apotheken eingesetzt. So gibt es drei Filialen – in Wien, Steiermark (Graz) und Niederösterreich (Krems) –

mit der Bezeichnung „Mohren-Apotheke“. In den ersten beiden Geschäften (Wien



Abb.1: Mohren Apotheke Graz

und Graz) wird der Name der Apotheken durch die bildliche Darstellung einer „Mohrenfigur“ am Eingang des Geschäftes und der Homepage präsentiert, die in Abbildung 1¹³ und 2¹⁴ illustriert werden. Die Bildvermittlung präsentiert in beiden Fällen einen halb nackten afrikanischen Mann, welcher die Rolle des „Mohren“ symbolisiert.



Abb.2: Mohren Apotheke Wien

Durch die Verschmelzung von Text und Bild werden afrikanische Menschen sexualisiert und karikiert. Es wird das Wilde, das Ungenährte und das Barbarische hervorgehoben. Diese Darstellungen und Begrifflichkeiten (z.B. Mohr) gehen auf den kolonialistischen-rassistischen Diskurs zurück. Das mangelnde Bewusstsein oder fehlende Verständnis hinsichtlich der historisch-rassistisch konnotierten Bedeutung spiegelt gleichzeitig den Grad der Fremdbestimmung bei Menschen mit stärkerem Melaningehalt des österreichischen Alltags wider.

Weitere Begriffe rassistischen Ursprungs, die sich durch ihre Persistenz in der Standardsprache kennzeichnen, sind die Bezeichnungen „MulattIn“, „Mischling“ und „Hybrid“ gegenüber afro-österreichischen Personen. Die Bezeichnung „Mulatte/-in“ ist seit 1604 im deutschen Sprachgebrauch nachzuweisen und etablierte sich, wie auch die beiden anderen Begriffe, in der Kolonialzeit als allgemeingebräuchliche Bezeichnung (Vgl. Arndt 2004: 173). Wie bereits im historischen Diskurs thematisiert leitet er sich aus dem spanisch-portugiesischen mulato von mulo „Maulesel, Maultier“ und steht für die Kreuzung eines Pferdes mit einem Esel, die einen unfruchtbaren Bastard ergebe. Der Duden verweist ebenfalls auf die Etymologie des Begriffs. Während die Auflage von 2003 noch „von einem Nachkommen eines negriden und europäischen Elternteils“ spricht sowie der Begriff mit dem Vermerk „heute oft als abwertend empfunden“ ergänzt ist, verwendet das Wörterbuch von

¹³ http://www.mohren-apotheke.at/index.php?eID=tx_cms_showpic&file=uploads%2Fpics%2FMohr_Fassade_Galerie.jpg&width=800m&height=600m&bodyTag=%3Cbody%20style%3D%22margin%3A0%3B%20background%3A%23fff%3B%22%3E&wrap=%3Ca%20href%3D%22javascript%3Aclose%28%29%3B%22%3E%20%20%3C%2Fa%3E&md5=c5dff37ad9a3259ad1b9eb44f2bce804 [30.08.2009]

¹⁴ <http://www.mohrenapo.at/> [30.08.2009]

2007 die Erklärung „Nachkomme eines schwarzen u. eines weißen Elternteils und macht auf seinen diskriminierenden Gehalt aufmerksam. Das Österreichische Wörterbuch beinhaltet ebenfalls den Eintrag „Mulatte/-In“ informiert den/die LeserIn – im Vergleich zum Duden – jedoch nicht über die Gefahren des Begriffs und konstruiert ihn als neutral.

Die synonym gebrauchte Bezeichnung „Mischling“ stammt aus dem 17. Jahrhundert und leitet sich aus dem Lateinischen „miscere = mischen, vermischen“ ab. In den Wörterbüchern der 90er Jahre wurde der Begriff Mischling auf afro-europäische Menschen übertragen. In einem Schülerduden von 2000 lässt sich noch folgende Eintragung finden: „Mensch, dessen Eltern verschiedenen Menschrassen angehören.“ Mittels dieser Beschreibung wird die Vorstellung von „verschiedenen Rassen“ persistent weitertradiert. Während noch in den Wörterbüchern der jüngeren Vergangenheit „Rassenkonstruktionen“ einen fixen Bestandteil innerhalb der Standardsprache ausmachten, wurde zum Beispiel der Ausdruck „Eltern verschiedener Rassen“ im österreichischen Wörterbuch durch „Eltern verschiedener Hautfarben“ ersetzt. Der Melaningehalt fungiert in diesem Kontext als Selektions- und Abgrenzungskriterium zwischen dem/der konstruierten „Weißen EuropäerIn“ und dem/der „Schwarzen AfrikanerIn“. Im rassistischen Diskurs wird somit ein afro-europäisches Kind aufgrund seines afrikanischen Elternteils explizit betitelt, benannt und sozial markiert, indem es als „Mischling“ bezeichnet wird. Im österreichischen Alltagsverständnis wird ebenfalls zumeist die sogenannte „dunkle Hautfarbe“ als ausschlaggebender Faktor herangezogen um als „Mischling“ bezeichnet zu werden und die Person als andersartig zu konstruieren. Auffallend erscheint in diesem Zusammenhang, dass beispielsweise ein als „Weiß“ titulierte Kind mit einem österreichischen und norwegischen Elternteil, nicht als „Mischling“ von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen wird.

Zusammenfassend zeigte die Analyse der deutschen Standard- sowie Alltagssprache sehr deutlich, dass Schwarz – im Gegensatz zu Weiß – markiert, benannt und bewertet wird. Die Untersuchung ergab in diesem Zusammenhang, dass Schwarz von seinem symbolischen Charakter bis heute als schlecht, böse und bedrohend wahrgenommen wird.

Diese Negativbewertung mit der Schwarz als schlecht, böse und bedrohend, insbesondere auf sprachlicher Ebene, innerhalb des rassistischen Diskurses dargestellt wird, findet auch beim Menschen seine Anwendung. Die Untersuchung

der deutschen Standardsprache veranschaulichte, dass rassistisch konnotierte Begriffe nicht als solche in Wörterbüchern angeführt werden. Obwohl die Begriffe zumeist als diskriminierend vermerkt sind, werden sie durch ihre Abschwächungsformen, wie etwa „oft, häufig, stark diskriminierend“ zum Teil entkräftet. Diese nicht eindeutige Bestimmung lässt natürlich die Argumentation zu, sie seien gar nicht diskriminierend (Vergleiche dazu die Debatte zwischen Frau Winter und Herrn Ohenhen bezüglich des Wortes „Neger“ S.69-70).

Hinsichtlich der Untersuchung der gegenwärtigen Alltagssprache kann festgehalten werden, dass Menschen der afrikanischen Diaspora in Österreich:

- als „SchwarzafrikanerIn“ titulierte und im gleichen Atemzug medial zum Drogendealer sowie kriminellen Schwarzen konstruiert und stigmatisiert werden.
- im politischen Diskurs der FPÖ mit den Ascriptionen „ungeheuer aggressiv“ und „automatisch zu wenig Selbstbewusstsein und zu viel Hoheitsdenken der anderen Hautfarbe gegenüber“ versehen werden.
- durch Straßennamen wie z.B. „Große Mohrengasse“ rassistisch diskriminiert werden.
- von gewissen Apotheken, durch ihre Namensgebung und bildliche Darstellung von Afrikanern, karikiert und diskreditiert werden.
- durch den Einsatz rassistisch-kolonialer Begriffe für Marketingzwecke („I will mohr“ für die Mehlspeise „Mohr im Hemd“) diskriminiert werden.

Darüber hinaus wurde noch ein österreichisches „Kinderlied“ präsentiert, welches von der sukzessiven Dezimierung einer Gruppe afrikanischer Kinder, die als „N.“ bezeichnet werden, handelt. Neben diesem rassistisch geprägten Lied wurde ebenfalls das Kinderspiel „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann“ illustriert mit welchem Kindern das „Gefühl“ vor afrikanischen Menschen Angst zu haben bzw. sie als Bedrohung zu empfinden, suggeriert wird.

Mittels dieser Analyse konnte somit die Verflochtenheit von Rassismus und Sprache, anhand von Wörterbüchern, politischer Äußerungen, Straßennamen, Lieder, Spiele, Geschäftsnamen, Vermarktungsstrategien von Unternehmen, im real-gesellschaftlichen Alltag demonstriert werden. Diese Form des Sprachgebrauchs bewirkt, dass Menschen Fremddefinitionen unterworfen werden ohne die Chance zu erhalten als Individuen wahrgenommen zu werden.

Die bedeutungsvolle Aufladung der Kategorie Hautfarbe auf sprachlicher Ebene fungiert als Selektionsmittel zur Schaffung, Legitimierung und Instrumentalisierung gesellschaftlicher Privilegien oder Benachteiligungen.

Während Weiß-Sein gegenüber den sogenannten „Nicht-Weißen“ im rassistischen Diskurs als Norm konstruiert und mit Superiorität versehen wird, erfolgt gleichzeitig der Abwertungsprozess von Schwarz mittels sozial konstruierten Bildern und Askriptionen gegenüber afrikanischen Menschen und der afrikanischen Diaspora. Folglich setzen sich die sozial konstruierten Bilder und Askriptionen des Schwarz-Weiß-Gegensatzes in der gegenwärtigen Sprache und im Alltag der österreichischen Gesellschaft fort.

V.2.2. Die gegenwärtige Situation von Afro-ÖsterreicherInnen im Alltag

Vor einer Präsentation der Interviewfragen und –auswertung wird zunächst die gegenwärtige Situation der Afro-ÖsterreicherInnen im Alltag anhand von Sekundärliteratur aufgearbeitet.

Ein Großteil der afro-österreichischen Kinder und Jugendlichen ist in Österreich geboren und auch aufgewachsen. Trotz alledem werden sie zumeist auf das phänotypische Merkmal Hautfarbe, welches gleichzeitig als Indikator zur Konstruktion „des Anderen“ bzw. „des Fremden“ dient, reduziert. So wie im 18. und 19. Jahrhundert fungiert Pigmentierung als Rechtfertigung für eine gesellschaftliche Ungleichbehandlung. Im Folgenden wird durch die Analyse von Literatur und Interviews mit afro-österreichischen Jugendlichen dargestellt, wie diese im österreichischen Alltag behandelt werden.

Das im rassistischen Diskurs geschaffene Fremdbild des/der Afro-ÖsterreicherIn steht dabei in Opposition zum Eigenen. Diese Sichtweise ist von vorgefertigten Vorstellungen getragen, die um Aussagen über ihre Herkunft treffen zu können, keine persönliche Kenntnis der Person benötigt. Diese Denkweise wird von dem stereotypen Bild eines „Normösterreichers“ getragen, um zwischen dem/der „echten“ und „nicht-echten“ ÖsterreicherIn zu unterscheiden.

Die Grenzen werden dabei mithilfe [sic!] von Identifikationsritualen gezogen, bei denen die Anderen als Fremde identifiziert und auf ihre Fremdheit hingewiesen werden. Durch alltägliche Fragen wie „Woher kommen Sie?“, „Wo sind Sie geboren?“ wird oftmals Interesse am Anderen bekundet, zugleich aber auch seine

Fremdheit vermutet (Vgl. Rommelspacher 2002: 16). Entgegnet die betreffende Person zum Beispiel „in Österreich, „Wien“, „Ottakring“ erscheint diese Information dem Gegenüber als nicht ausreichend. Die Skepsis wird schließlich um die Folgefrage: „Ja, und woher genau“ erweitert. Afro-österreichische Kinder und Jugendliche müssen sich auf diese Weise hinsichtlich ihres Geburtsortes, ihrer Sozialisation sowie Familiengeschichte rechtfertigen. Erst wenn im Gespräch auf den afrikanischen Elternteil hingewiesen wurde, erweist sich die Auskunft als zufriedenstellend beantwortet. Ob sich die Sekundärliteratur hinsichtlich des Aspekts der Identifikationsrituale mit den persönlichen Erfahrungen afro-österreichischer Personen deckt, wird im Rahmen des Interviews ebenfalls erfragt.

Diese rassistische, aber ebenso eurozentristische Denkweise reduziert die Weltbevölkerung auf eine simple „Schwarz-Weiß-Formel“, in der „Schwarz = fremd“ und „Weiß = einheimisch“ bedeutet.

Wie die gesellschaftliche Position von Afro-EuropäerInnen im alltäglichen sowie gegenwärtigen Kontext von ihnen selbst erfahren wird, erläutert die afro-deutsche Journalistin und Musikerin Noah Sow durch einen Vergleich zwischen konstruierten „Normdeutschen“ und Afro-Deutschen. Sie spricht kurz und prägnant in einigen Punkten von den sozialen Privilegien, die ein stereotypisch-konstruierter Deutscher genießt, wovon einige nun präsentiert werden.

Als weiße Deutsche haben sie derzeit unter anderem die folgenden Privilegien:

- Nicht automatisch als „fremd“ betrachtet zu werden.
- Nicht rechtfertigen zu müssen, weshalb sie in ihrem eigenen Land leben.
- Alle Menschen, die nicht weiß sind, benennen, einteilen und kategorisieren zu dürfen.
- Dass ihre Anwesenheit als normal und selbstverständlich betrachtet wird.
- Sich benehmen zu können, als spiele ihre eigene ethnische Zugehörigkeit keine Rolle.
- Aufzuwachsen, ohne dass sie rassistisch beleidigt werden können.
- In der Gesellschaft, in der sie sich bewegen, öffentlich anonym bleiben zu können, wenn sie wollen.
- Nie darüber nachdenken zu müssen, ob Verdächtigungen oder Kontrollen vielleicht aufgrund ihres Aussehns erfolgen.
- Fremden ihre Herkunft nicht erklären zu müssen (Vgl. Sow 2008: 42-43).

Anhand von persönlichen Interviews gilt es herauszufinden, ob das geschilderte Selbstbild der afro-deutschen Journalistin und Musikerin von afro-österreichischen Jugendlichen geteilt wird.

Die afro-österreichische Afrikanistin Johnston-Arthur betont ebenfalls den Aspekt der Ungleichbehandlung zwischen „NormösterreicherInnen“ und Afro-ÖsterreicherInnen bei der Identitätsfeststellung exekutiver Kontrollen. Sie hält fest, dass „österreichische Staatsangehörige – im Gegensatz zu Nicht-StaatsbürgerInnen – keiner generellen Ausweispflicht unterliegen und lediglich unter dem Tatbestand einer Straftat verpflichtet sind sich auszuweisen“ (Johnston-Arthur 2000: 157). Dasselbe gilt für Kontrollen im Gesundheitswesen. Mit dem 02.12.2009 wurden PatientInnen im Bundesland Wien bei der Inanspruchnahme einer medizinischen Leistung nicht nur verpflichtet ihre e-Card mitzubringen, sondern auch einen gültigen Lichtbildausweis. Mit 2010 wurde dieses Gesetz schließlich österreichweit eingeführt. Diese neue Regelung hat die Funktion den e-Card-Missbrauch einzuschränken. Bedauerlicherweise wird diese Kontrolle des Lichtbildausweises bei Verdacht durchgeführt, die somit auf dem Prinzip der Willkür basiert.

Die Pigmentierung spielt auch in diesen Fällen eine entscheidende Rolle für die Wir- (Österreicher) und Sie- (Nicht-Österreicher) Konstruktion, in dem Afro-ÖsterreicherInnen aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbilds als „(illegale) Ausländer / Fremde“ eingestuft werden und somit trotz ihrer österreichischen Staatsbürgerschaft, nicht als solche wahrgenommen werden.

Obwohl Afro-ÖsterreicherInnen zumeist in Österreich geboren wurden, dort ihre Sozialisation erfahren haben, der deutschen Sprache mächtig sind und mit den kulturellen Gepflogenheiten bzw. Bräuchen vertraut sind, werden sie im rassistischen Diskurs aufgrund ihrer Pigmentierung als „anders“ wahrgenommen. Aus diesem Grund haben sie, im Vergleich zum/zur „NormösterreicherIn“ mit Ausgrenzungserfahrungen in ihrem Alltag zu kämpfen. „Wenige müssen um ihr Aufenthaltsrecht fürchten, doch sind sie aufgrund ihrer Hautfarbe und Herkunft gleichermaßen wie Immigranten und Flüchtlinge von verbalen und tätlichen Angriffen bedroht“ (Ayim 2006: 54).

Inwieweit Afro-ÖsterreicherInnen aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes mit struktureller rassistischer Diskriminierung in Österreich konfrontiert sind, wird

anhand von Berichten des Rassismus ZARA-Reports¹⁵, gezeigt. „Der ZARA-Report erscheint alljährlich und berichtet über rassistische Übergriffe sowie Vorkommnisse in Österreich. Darüber hinaus stellt dieser Report noch immer die einzig qualitative Datenquelle in Österreich dar“ (ZARA 16.09.2009).

Der ZARA-Rassismusreport von 2007 berichtete von einem Anstieg der Angriffe gegenüber afro-österreichischen Kindern und deren Familien. Diese würde sich nicht nur auf verbale Beleidigungen beschränken, sondern sich auch in Form von physischer Gewalt äußern. Die Geschäftsführerin Barbara Liegl teilte in einem ZARA-Presstext mit, dass die Fälle von an den Haaren ziehen über Drohung mit einem Messer bis hin zu schweren Verletzungen wie einem Kiefer- und Jochbeinbruch reichen (Vgl. ZARA Presstext 15.09.2009). Im Jahr 2005 sammelte die Organisation über 100 „Inländer-Inserate“ um in erster Linie aufzuzeigen, dass es sich nicht um Einzelfälle handelt, sondern um eine rassistisch-strukturell diskriminierende Handlungspraxis mit denen sich distinkte ÖsterreicherInnen, wie z.B. Afro-ÖsterreicherInnen aufgrund ihrer gesellschaftlich-aufoktroierten Rolle als Fremder, konfrontiert sehen. Nachdem auf juristischem Wege ZARA kein befriedigendes Ergebnis erzielen konnte, wandte sie sich an die Volksanwaltschaft, die nach Prüfung der verantwortlichen Behörden zum Schluss kam, dass die Verwaltung Fälle gesetzlich verbotener Diskriminierungen immer noch als Kavaliersdelikte betrachtet und sie dementsprechend ineffizient verfolgt und/oder sie aus für die Volksanwaltschaft nicht nachvollziehbaren Gründen als ohnehin entschuldbar betrachtet (Vgl. ZARA Presstext 15.09.2009).

Mit Hilfe von alltagssituativen Beispielen werden nun rassistische Handlungspraxen demonstriert mit denen Afro-ÖsterreicherInnen aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes konfrontiert sind. Einige der von ZARA dokumentierten verbal-rassistischen Übergriffe, gegenüber afro-österreichischen Personen, ereigneten sich wie folgt:

¹⁵ „ZARA (Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit) wurde 1999 gegründet und ist ein gemeinnütziger Verein mit dem Ziel eine rassismusfreie Gesellschaft sowie alle Formen von Rassismus zu bekämpfen. Die Schwerpunkte der Organisation liegen in den Bereichen der Bewusstseins-, Öffentlichkeits-, Beratungs- und Präventionsarbeit.“
Vgl.: <http://www.zara.or.at/index.php/ueber-zara> [15.09.2009]

Situation 1:

„Der Afro-Österreicher Herr P. ist im Juni in Wien mit dem Fahrrad unterwegs. Er sieht dabei, wie eine Ampel vor ihm zu blinken beginnt und er ist sich sicher, dass er die Kreuzung noch bei Grün durchfahren kann. Bei der nächsten Ampel muss er warten, da diese rot zeigt. Eine Funkstreife der Polizei hält hinter ihm. Einer der Beamten geht sofort auf Herrn P. zu und sagt zu ihm: „Ausweis, du Gschissener!“ Herr P. ist schockiert ob des Tonfalles und sagt dem Beamten, dass er kein Verbrecher sei und daher auch nicht so angesprochen werden wolle. Der Beamte erwidert: „Solche wie du sitzen eh genug im Gefängnis!“ Aufgrund dieser Aussage des Beamten ist sich Herr P. nun sicher, dass er aufgrund seiner dunklen Hautfarbe auf diese Art und Weise behandelt wird. Ein weiterer Beamter kommt dazu und verlangt ebenfalls einen Ausweis von Herrn P. Außerdem wird ihm mitgeteilt, dass er gerade bei Rotlicht über die Kreuzung gefahren sei. Herr P. streitet dies sofort ab, aber der Beamte reagiert nicht darauf und insistiert, dass sich Herr P. ausweisen solle. Herr P. führt nur seine e-Card mit. Der Beamte nimmt diese entgegen, und veranlasst per Funk die Prüfung der Daten.

Herr P. bekommt seine e-Card schließlich mit den Worten: „Do host Gschissener!“ wieder zurück. Ein Beamter kündigt Herrn P. eine „saftige Anzeige“ an, danach verlassen die Polizisten den Ort des Geschehens. Herr P. erhält erst im November eine Strafverfügung über 1.000 Euro. In dieser wird er nicht nur des Überfahrens einer Kreuzung bei Rotlicht bezichtigt, sondern ebenfalls diverser anderer Delikte“ (ZARA-Rassismusreport 2008: 37).

Situation 2

Frau S. aus Wien will an einem Morgen im Mai ihren afro-österreichischen Sohn zum Kindergarten bringen. Als sie beim Rathaus vorbeigehen, kommen ihnen drei etwa 25-jährige Personen entgegen. Einer von ihnen murmelt in Richtung des Sohnes das rassistische Schimpfwort „Bimbo“. Frau S. entgegnet dem jungen Mann sofort, dass sie so eine Bezeichnung für ihren Sohn nicht akzeptiere. Daraufhin herrscht dieser sie an: „Gusch, du Hur!“ (ZARA-Rassismusreport 2007: 21).

Situation 3

„Frau L. steigt im Januar in der Wiener Station Hietzing in einen Straßenbahnzug. Im letzten Moment vor der Abfahrt versuchen drei afro-österreichische Jugendliche, noch schnell einzusteigen und blockieren dabei kurzfristig die Tür, wodurch der Fahrer am Wegfahren gehindert wird. Er spricht die Jugendlichen zunächst unfreundlich an und fordert sie auf, das zu unterlassen. Während der Fahrt beschimpft er sie dann unter anderem als „Scheißausländergesindel“ und meint in Anspielung auf ihre Hautfarbe: „N...brauchen wir da nicht!“ Als Frau L. den Fahrer auf seine rassistischen Aussagen anspricht, wird sie ebenfalls beschimpft. Auf Anfrage weigert sich der Fahrer, seinen Namen oder seine Dienstnummer zu nennen. (...)“ (ZARA-Rassismusreport 2007: 16).

Situation 4

Im Donaupark. Die Zwillinge des Ehepaares O – sie Österreicherin, er afrikanischer Herkunft – spielen auf dem Spielplatz, als sie von einem alten Ehepaar und ihrer erwachsenen Tochter rassistisch beschimpft werden. Es entwickelt sich ein Streit. Als Frau O. die drei zurechtweist, müssen die beiden Frauen den Mann davon abhalten, Frau O. gegenüber handgreiflich zu werden. Die Frauen ziehen den Mann weg. Völlig in Rage schreit er noch mehrmals in Frau O.s Richtung: „Schaut's des is a N...-Fotz'n! Schaut's...!“ (Vgl. ZARA-Rassismusreport 2007: 21-22)

Die ZARA-Berichte zeigen, dass sich rassistische Denk- und Handlungsweisen des wissenschaftlichen Rassismus im 18. und 19. Jahrhundert – in Form von Abwertungsschemata – gegenüber Afro-ÖsterreicherInnen und deren Familienmitgliedern, in gegenwärtiger Sprache und Alltag der österreichischen Gesellschaft fortsetzen. Pigmentierung stellt, ähnlich dem 18. und 19. Jahrhundert, ein fundamentales Kriterium rassistischer Denkweisen und Handlungspraxen dar, indem Hautfarbe als Mittel der Selbstidentifikation fungiert um zwischen „dem Eigenen“ und „dem Fremden“ zu unterscheiden. Die bedeutungsvolle Aufladung der Kategorie Hautfarbe im Alltag dient der Schaffung, Legitimierung und Instrumentalisierung gesellschaftlicher Privilegien. Rassistisch tradiertes „Wissen“ nährt sich auf diese Weise von einem „Schwarz-Weiß-Menschenbild“. Die „Kategorie Schwarz“ wird dabei sozial abwertend konstruiert, während der „Kategorie Weiß“ eine soziale Aufwertung zukommt bzw. verliehen wird. Dadurch stellt „Rassismus somit ein grundlegendes Gestaltungsprinzip der österreichischen Gesellschaft dar“

(Amesberger, Halbmayr 2005: 8), welches nicht als sogenanntes „Ausländer-„ oder „Fremdenproblem“ subsumiert werden darf, sondern, wie auch ZARA empirisch belegt, gebürtige inländische Personen, wie z.B. viele der Afro-ÖsterreicherInnen, betrifft. Die Konstruktion des/der Afro-ÖsterreicherIn als Fremde/n, aufgrund seiner äußerlichen Erscheinung wird in allen Szenarien deutlich, ob nun beim Fahrradfahren, im Park, in der U-Bahn oder am Weg zum Kindergarten. Das erste angeführte Beispiel mit Herrn P. in Wien stellt ein praktisches Beispiel zu den zuvor beschriebenen Ausführungen von Frau Johnston-Arthur (Vgl. Johnston-Arthur 2000: 157) dar. Die Situation ist nicht nur von verbalen rassistischen Äußerungen geprägt, sondern der Rassismus beginnt schon bei der Ausweiskontrolle des Fahrradfahrers, die aufgrund seiner Hautfarbe durchgeführt wurde und nicht aus Gründen eines inkorrekten Fahrverhaltens bzw. einer vorliegenden Straftat.

Im letzten Kapitel wird untersucht, ob sich die Aussagen der Interviewten mit den Inhalten aus den Literaturquellen hinsichtlich real-existierender rassistischer Denk- und Handlungspraxis decken. Mit Hilfe von Leitfadeninterviews soll ein tieferes Verständnis für die Eigenwahrnehmung von Afro-ÖsterreicherInnen geschaffen werden. Das Erkenntnisinteresse richtet sich auf die Beantwortung der Fragestellung, wie sich afro-österreichische Jugendliche von der als Norm konstruierten österreichischen Gesellschaft wahrgenommen fühlen. Zum anderen gilt es in den Interviews herauszufinden, ob es Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung – ähnlich wie in der Literatur beschrieben – gab und welche Rolle die soziale Konstruktion von Pigmentierung (Hautfarbe) einnimmt? Um ein umfassenderes Verständnis von dem Zusammenspiel der Eigen- und Fremdwahrnehmung zu erhalten, wird in den Interviews ebenfalls erfragt wie sich afro-österreichische Jugendliche von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen fühlen. Gibt es hier ähnliche oder unterschiedliche Erfahrungen mit Rassismus?

Infolge des konstruierten und reproduzierten Schwarz-Weiß-Gegensatzes, der durch seine Bipolarität und den dichotomen Charakter gekennzeichnet ist, vertrete ich die Hypothese, dass Afro-ÖsterreicherInnen sowie Afro-EuropäerInnen der Raum für Selbstbestimmung oftmals entzogen wird. Ein plakatives Beispiel einer Persönlichkeit, mit afro-europäischer Familiengeschichte, die über ein Schwarz-Weiß-Denken der Gesellschaft hinausgeht, ist der US-amerikanische Präsident Barack Obama.

Zunächst wird jedoch Bezug darauf genommen, warum der Terminus Afro-Europäer auf Barack Obama an dieser Stelle angewendet wird. Obwohl es in den USA seit Jahrhunderten eine ethnische und kulturelle Vielfalt gibt, werden „Nicht-Weiße“ Menschen keineswegs schlicht als AmerikanerInnen verstanden und bezeichnet, sondern erhalten den begrifflichen Zusatz „Afro / African“ „Asian“ „Latin“ American um auf die Pigmentierung (Hautfarbe) und den Migrationshintergrund zu verweisen. Von diesen beiden Faktoren hat die Hautfarbe eine vornehmliche Funktion, in dem sie bewirkt, dass ein/-e Afro-AmerikanerIn und Afro-EuropäerIn unabhängig seines Geburtsorts, seiner Staatsbürgerschaft und der Generation aufgrund seiner Hautfarbe als „Afro-American“ oder als „Black“ gilt – und nicht als „American“. Die Critical Whiteness Studies unterstreichen diese Praxis, indem Weiß-Sein einen Ort der Unmarkiertheit darstellt, während Schwarz-Sein einer Markierung und Bewertung unterzogen wird. CWS-TheoretikerInnen wie Frankenberg verwenden daher alternative Bezeichnungen wie etwa „European American“, um die Vorbelastung der dichtomen Weltbildkonstruktion von Schwarz und Weiß aufzubrechen sowie zugleich Weiß-Sein zu benennen und ebenfalls auf die Migrationsgeschichte zu verweisen. Aufgrund der Gegebenheit, dass Barack Obamas Mutter „European American“ ist und sein Vater Kenyaner, wird hier der Begriff des „African-European American“ verwendet. Trotz seiner europäisch-amerikanischen Mutter wurde Barack Obama aufgrund seiner äußerlichen Erscheinung von den Medien als „The Black Man“ (Von Drehle / Time 01.09.2008) „African-American“ (MacAskill / Guardian 12.12.07), „der erste afroamerikanische Präsident der USA“ (Deutschlandradio 20.01.09), „(...) der personifizierte amerikanische Traum, der als erster Politiker afro-amerikanischer Herkunft bis ins höchste Amt der USA emporgearbeitet hat“ (Vgl. Focus 05.11.2008) dargestellt und präsentiert.

Wie bereits vorhin erwähnt, wird die polyvalente Sozialisationsgeschichte bei afro-europäischen Menschen oftmals negiert. Obwohl der US-amerikanische Präsident in dieser Arbeit als afro-europäischer Amerikaner verstanden wird, zeigt die Darstellung der medialen Berichterstattung, – die im weiteren Sinne auch ein Spiegelbild der amerikanischen Bevölkerung symbolisiert – dass das soziale Umfeld ihn entweder als Schwarz oder Weiß begreifen möchte. Dieser Kategorisierungsfetischismus bzw. dieser krankhafte Kategorisierungszwang ist das Erbe des rassialisierten Denkens und Handelns des 18. und 19. Jahrhunderts.

Dieses rassialisierte Denken bedeutet für Barack Obama oftmals in die Rolle des Außenseiters verdrängt zu werden. Basierend auf der Argumentation seine Identität wäre nicht „Schwarz oder Weiß genug“, wurde ihm anfänglich nicht dasselbe Vertrauen zu Teil wie seinen politischen Mitbewerbern bzw. Kontrahenten. Während seines internen Wahlkampfes gegen Hillary Clinton und schließlich gegen den Spitzenkandidaten der Republikaner John McCain um die Präsidentschaft in den USA, wurde ihm seitens der Bürger oftmals unterstellt, sich ausschließlich für die „Interessen der Weißen“ oder der „Schwarzen“ einzusetzen. Die Zeitschrift *News* schildert die Schwarz-Weiß-Problematik, in der sich der Präsident befindet, mit dem Subtitel „Afroamerikaner haben Zweifel“, wie folgt: „Der Senator hat keine Probleme, in mehrheitlich weißen Landstrichen scharenweise Anhänger zu seinen Veranstaltungen zu locken. Manchmal sieht es dabei fast so aus, als sei Obama dabei der einzige Dunkelhäutige im Saal - so etwa bei seiner umjubelten Tour durch den Neuenglandstaat New Hampshire im Dezember. ‚Von den Schwarzen bekommt er weniger enthusiastische Unterstützung als von den Weißen‘, sagt der afroamerikanische Radiotalkshow-Moderator George Wilson. ‚Viele haben das Gefühl: Wenn er so gut bei den Weißen ankommt, dann kann er nicht gut für uns sein““ (*News* 18.01.2007). Teile der afro-amerikanischen Bevölkerungsgruppe vertrauten ihm nicht, da ihre Familiengeschichte – im Gegensatz zu Obamas – mit westafrikanischer Sklaverei verbunden war. Zu Beginn des internen Wahlkampfes für die Präsidentschaftskandidatur innerhalb der demokratischen Partei ergab eine Wahlumfrage der *Washington Post*, „dass Hillary Clinton 60% und Barack Obama dagegen nur 20% der afro-amerikanischen Wählerzustimmung erhielt“ (Balz, Cohen / *Washington Post* 28.02.2007). Welche Bedeutung die soziale Konstruktion des „ethnic profiling“ einnimmt, spiegelte sich ebenfalls in der Aussage der berühmten afro-amerikanischen Persönlichkeit Jesse Jackson – Gallionsfigur der afro-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung – vom 6. Juli 2008 in einem Interview mit den Fox Nachrichten wider und lautet, wie folgt: „he’s talking down to black people (...) I want to cut his nuts off“ (*Fox News* 06.07.08). Dieses Statement macht deutlich, dass Obama aufgrund der Schwarz-Weiß-Konstruktion von Menschen eine mangelnde Vertrauenswürdigkeit zugesprochen wird. Die Ursache hierfür lag in der bereits erwähnten Familiengeschichte, die nicht mit westafrikanischer Sklaverei verbunden war sowie seiner Distanz gegenüber dem Arbeiten mit „politics of black identity“. Diese Perzeption von Obama mündet schließlich in die Argumentation, „er

ist nicht schwarz genug“. Obama wird in diesem Schwarz-Weiß-Weltbildszenario die Rolle des Außenseiters zugeschrieben.

Des Weiteren wurde er von den Medien aufgrund seiner Hautfarbe sowie seines Namens als „islamistischer Terrorist“ dargestellt. In diesem Zusammenhang werden vier Beispiele behandelt.

Zum einen berichtet die Zeitschrift *Spiegel* von einem Internet-Foto (siehe Abb.1¹⁶), dass Barack Obama in traditionell kenyanischer Kleidung zeigt. Die Kleidung wurde ihm bei einem Besuch in Kenya 2006 vom Dorfältesten übergeben. „The Drudge Report“ stellte das Foto ins Internet und erklärte, es sei von Clinton-Mitarbeitern in



Abb.1: Foto der Daily Mail

Umlauf gebracht worden“ (Spiegel Online 26.02.2008). Zwei Wahlkampfhelfer Clintons hatten das Foto mit dem Titel „Barack Obama is a Muslim; possibly intent on destroying the United States“ (MSNBC 13.03.2010) öffentlich verteilt. Diese Aktion der Clinton-Mitarbeiter hatte die Aufgabe den angehenden Präsidenten Obama zu diskreditieren und ihn als islamistischen Extremisten darzustellen. Ein anderes Vorkommnis der medialen Darstellung des Präsidenten bietet die CNN Berichterstattung vom 1. Jänner 2007 in der Sendung *The Situation Room* moderiert von Wolf Blitzer. Der Report befasste sich mit „der Suche nach dem Anführer des Al Kaida Netzwerks Osama Bin Laden“. Während

dieser Übertragung wurde ein Bild des hochrangigen Leutnants Ayman al-Zawahiri mit dem Titel: „Where is Obama?“ eingeblendet.

In der Sendung *Hardball* des US-Nachrichtensender MSNBC wurde während eines Berichts über Barack Obama hinter dem Moderator Chris Matthews ein Bild Osama Bin Ladens hineingespielt (Hardball 18.02.2008). Darüber hinaus wurde der Präsident der USA einige Monate später in der Sendung vom 24.06.2008 (Hardball 24.06.2008), mit dem Namen des Al-Kaida Anführers titulierte.

¹⁶ <http://www.dailymail.co.uk/news/article-518585/Obama-turban-Barack-accuses-Hillary-smear-campaign-circulating-photos-dressed-Muslim.html> [26.09.2009]

Die Wochenzeitschrift *The New Yorker* sorgte ebenso mit einer Karikatur vom 21. Juli 2008 (siehe Abb.2¹⁷) für Empörung und eine gesellschaftliche Diskussion innerhalb der amerikanischen Gesellschaft. Die Karikatur illustriert Barack Obama mit seiner Gattin Michelle im Oval Office. Er trägt einen weißen Turban, einen Kaftan und Sandalen; sie Tarnhosen, Kampfstiefel, ein Maschinengewehr und einen enormen Afro. Die beiden grinsen konspirativ und stoßen mit den Fäusten an. Im Kamin brennt ein US-Sternenbanner, darüber hängt ein Porträt von Terroristenführer Osama Bin Laden (Vgl. Spiegel Online 21.08.2008). Obwohl die Motivation der Karikatur darin bestand eine Satire über das verzerrte Bild von Obama als muslimischer Terrorist aufzuzeigen, ging diese Idee weit über das Ziel hinaus und wurde zugleich vehement kritisiert.



Abb.2: Obama und seine Frau als Terroristen

Ein weiteres Beispiel einer rassistisch konzipierten Bildvermittlung, die Obama zwar nicht als Terrorist konstruiert, aber ihn dafür mit einem Schimpansen gleichsetzt, ist eine Karikatur (siehe Abb.3¹⁸) von Sean Delonas, erschienen in der *New York Post* am 18. Februar 2009. Die Zeichnung zeigt zwei Polizisten, die gerade einen verrückten Schimpansen erschossen haben. Der Affe liegt verletzt und blutend auf der Straße während einer der beiden Polizisten zum anderen sagt: „Sie müssen jetzt jemand anderen finden, der das nächste Konjunkturprogramm verfasst.“ Warum das Bild eine Gleichsetzung des Präsidenten mit einem Schimpansen vermittelt, steht im Zusammenhang mit den damaligen politischen Ereignissen. Als die Karikatur erschien, hatte der Präsident einige Tage zuvor das Konjunkturprogramm unterzeichnet. Die verantwortlichen Bildzeichner sowie die *New York Post*, in der das Bild erschienen war, leugneten jegliche rassistisch-motivierte Intention.



Abb.3: Präsident Obama wird mit einem Schimpansen verglichen

¹⁷ <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,grossbild-1241964-565827,00.html> [28.09.2009]

¹⁸ <http://www.20min.ch/news/ausland/story/Obama-mit-verruecktem-Affen-verglichen-19615989> [29.09.2009]

Die erläuterten Beispiele veranschaulichen sehr deutlich, dass Hautfarbe auch im 21. Jahrhundert als wichtiges Kriterium für „ethnic profiling“ fungiert und viele Askriptionen mit der ethnischen Zugehörigkeitskonstruktion einhergehen. Zudem transportieren sie das persistente Bild einer „schwarzen“ und „weißen Rasse“. Mit Hilfe der Literatur wurde das Bild des afro-europäischen Präsidenten Obama aus der Perspektive der Fremdwahrnehmung dargestellt. Im nächsten Abschnitt wird die Kehrseite beschrieben um Einblicke aus dem Blickwinkel der Selbstwahrnehmung der erwähnten Personen zu gewinnen. Was Obama von „Rassenkonstruktionen“ hält und wie er sich selbst zwischen diesen Schwarz-Weiß-Barrieren definiert, wird nun an dieser Stelle thematisiert. In seiner Rede „A More Perfect Union“ in Philadelphia und in seiner Biografie beschreibt er sich als “the son of a black man from Kenya and a white woman from Kansas” (Organizing for America 18.03.2008) und betont jenseits von „Rassendenken“ aufgewachsen zu sein. Des Weiteren distanziert er sich von der medialen Darstellung als „black candidate“ (Vgl. Von Drehle / Time 01.09.2008). Wie er sich selbst wahrnimmt und auch wahrgenommen werden möchte, hält er in der Grundsatzrede des demokratischen Kongress vom Juli 2004 fest: „My parents shared not only an improbable love; they shared an abiding faith in the possibilities of this nation. They would give me an African name, Barack, or ‘blessed’, believing that in a tolerant America your name is no barrier to success. (...) They stand here – and I stand here today, grateful for the diversity of my heritage, aware that my parents’ dreams live on in my two precious daughters. I stand here knowing that my story is part of the larger American story, that I owe a debt to all of those who came before me, and that, in no other country on earth, is my story even possible (...). Our pride is based on a very simple premise, summed up in a declaration made over two hundred years ago, “We hold these truths to the self-evident, that all men are created equal.

Yet even as we speak, there are those who are preparing to divide us, the spin masters and negative ad peddlers who embrace the politics of anything goes. Well, I say to them tonight, there's not (...) a Black America and White America and Latino America and Asian America; there's the United States of America“ (Organizing for America 27.07.2004). In seiner Grundsatzrede gibt er zu verstehen, dass er die Vorstellung von einem „Black America, White America, Latino America and Asian America“ ablehnt. Somit macht er deutlich, dass er die Persistenz rassialisierter Vorstellungen mit all ihren Klischees, Vorurteilen und Askriptionen innerhalb der

amerikanischen Gesellschaft überwinden möchte um über die bipolare Schwarz-Weiß-Menschheitskonstruktion hinaus zu gehen.

Die Beispiele über den Präsidenten Barack Obama, afro-deutscher sowie afro-österreichischer Personen veranschaulichen die gesellschaftliche Persistenz des Schwarz-Weiß-Denkens. Ausgehend von diesen Denkweisen und dazugehörigen Handlungspraktiken stellt sich in den anschließenden Interviews die Frage, ob die sozial konstruierten Kategorien Schwarz und Weiß genügend Raum zur Selbstbestimmung afro-österreichischer Jugendlicher bieten. Dieses Spannungsverhältnis zwischen Selbst- und Fremdbestimmtheit gilt es mit Hilfe der Interviewfragen zu analysieren.

VI. Afro-österreichische Jugendliche im Interview

Mit Hilfe biografisch-problemzentrierter Interviews wurden afro-österreichische Jugendliche im Alter von 19-29 Jahren befragt. Insgesamt wurden sieben Interviews geführt, wovon fünf Teilnehmerinnen weiblich und zwei Partizipanten männlich waren. Die Kontaktaufnahme zu den Interviewten erfolgte mit Hilfe von persönlichen Anfragen, elektronischen Rundschreiben, der Plattformen Studivz, Facebook und durch Mundpropaganda. Die Gespräche wurden in Form von persönlichen Einzelinterviews sowohl an Orten des öffentlichen (z.B. Universität) als auch privaten Bereichs (z.B. Privatwohnung) geführt.

Vor und nach den Interviewaufzeichnungen wurde ein Postskript angefertigt, das persönliche Angaben, wie etwa Alter, Herkunft, Familiensituation und schulische Ausbildung, enthält. Darüber hinaus wurden nonverbale Reaktionen aus Sicht des Forschers notiert.

Die Auswertung des Postskripts ergab, dass alle TeilnehmerInnen in Österreich geboren und aufgewachsen sind sowie seit Geburt an über die österreichische Staatsbürgerschaft verfügen. Darüber hinaus ist der Familienstatus der gesamten Zielgruppe ledig.

Hinsichtlich der beruflichen Situation waren von den sieben Befragten fünf StudentInnen, die nebenerwerbstätig sind, eine Ärztin sowie ein Maturant. Die Angaben zur Wohnsituation ergaben, dass drei der KandidatInnen noch gemeinsam mit ihrer Familie lebten, während die restlichen Personen bereits die elterliche Wohnung verlassen haben und entweder in einer Wohngemeinschaft oder zusammen mit ihrem/ihrer PartnerIn leben. Mit Hilfe fiktiver Namensgebung wird die Anonymität der Befragten gewahrt.

Das Interview umfasst insgesamt fünfzehn Hauptfragen (siehe Appendix Kapitel Interviewleitfaden) mit welchen erfragt wird, ob und welche Rassismuserfahrungen bestehen, welche Rolle die Konstruktion sowie Kategorisierung von Hautfarben im Leben afro-österreichischer Jugendlicher spielt, ob die soziale Konstruktionsbeschaffenheit einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für Selbstidentifikation bietet und wie sie sich selbst wahrnehmen sowie wahrgenommen werden möchten.

Der Fragenkatalog wurde inhaltlich strukturiert bzw. thematisch kodiert um in weiterer Folge herauszufinden, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede es

hinsichtlich der verschiedenen Sichtweisen sowie Erfahrungen gibt. In dem Kapitel VI.1. werden die Erfahrungen afro-österreichischer Jugendlicher mit rassistischer Diskriminierung in Österreich erläutert. Darüber hinaus unterteilt sich dieser Abschnitt in weitere Subkapitel, welche die Themenblöcke Erfahrungen mit rassistischen Äußerungen, Erfahrungen mit rassistischen Handlungsweisen sowie Fragen zum äußeren Erscheinungsbild afro-österreichischer Jugendlicher behandeln. Weiters wird untersucht wie sich die Handlungsstrategien im Umgang mit rassistischen Erfahrungen afro-österreichischer Jugendlicher und die dies bezüglichen Reaktionen ihres Umfelds, gestalten. Als letzten Punkt dieses Kapitels wird erfragt, wie sich afro-österreichische Jugendliche selbst von der Gesellschaft wahrgenommen fühlen. In Kapitel VI.2. werden die Erfahrungen afro-österreichischer Jugendlicher mit Diskriminierung in afrikanischen Ländern beschrieben. Nach den Fragen bezüglich Rassismuserfahrung und Fremdzuschreibungen widmet sich Kapitel VI.3. der Selbstbezeichnung afro-österreichischer Jugendlicher. Da Kulturen im rassistisch-kulturalistischen Diskurs als rivalisierende Kultureinheiten (hypothetisch angenommene Kulturentitäten), die durch Konflikte miteinander – weil unvereinbar – geprägt sind, erachtet werden, wird in Kapitel VI.4. versucht wird die Sichtweisen der InterviewkandidatInnen hinsichtlich der verschiedenen kulturellen Einflüsse in ihrer Erziehung zu erforschen. Das darauf folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Frage, ob die Schwarz-Weiß-Konstruktion afro-österreichischen Jugendlichen genügend Raum zur Selbstidentifikation bietet. Im letzten Teil des Interviews wurde in Erfahrung gebracht, wie sich die Teilnehmer selbst sehen und wie sie von ihrem Umfeld gesehen werden möchten.

VI.1. Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in Österreich

Die erste Frage, „Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung?“, wird im Verlauf des Interviews drei Mal gestellt, jedoch jeweils auf unterschiedliche Zeitperioden bezogen – auf die Kindheit, auf die Adoleszenz sowie auf die Gegenwart. Ebenso wurde erfragt, welche Rolle die Hautfarbe im Zusammenhang mit dem Erlebten spielt.

Die Auswertung des Transkriptionsmaterials ergab, dass alle afro-österreichischen TeilnehmerInnen:

- mit rassistischer Diskriminierung konfrontiert wurden

- die Erfahrung der Ungleichbehandlung von der Kindheit bis zur Gegenwart gemacht haben
- mit rassistischen Äußerungen attackiert wurden

VI.1.1. Erfahrungen mit rassistischen Äußerungen

Die rassistische Beschimpfungspalette gegenüber den interviewten Personen ist sehr weitreichend. Aus den Interviews ging hervor, dass in Zusammenhang mit rassistischen Verbalattacken insbesondere das „N.“-Wort ein häufig gebrauchtes Schimpfwort gegenüber afro-österreichischen Personen darstellt. Alle Befragten – mit Ausnahme einer Person – wurden öfters mit dem „N.-Wort“ titulierte. Die diskriminierende Rubrik reicht von „N.“, „N.kind“, „nigga“, „Negerle“, „Halbn.“, „N.pupperl“ bis zu „N.Clown.“ Die Interviewkandidatin Aisha wurde zwar nicht direkt als „N.“ bezeichnet, jedoch fiel der Begriff im Verlauf eines Gespräches über einen Dritten.

An dieser Stelle werden nun jene Passagen, in denen afro-österreichische Jugendliche mit dem „N.Wort“ diskriminiert wurden, präsentiert:

1. **Julia:** „Rassistische Erfahrungen, die ich in meiner Freizeit erfahren hab’, waren im Burgenland, wo auch meine Großeltern sind. Da hat es prinzipiell geheißen, die Wiener kommen, wenn ich aber alleine war, egal ob als Kind oder Erwachsene, war ich der Neger. Immer, immer, immer. Die ganze Zeit.

Interviewerin: Wer hat das gesagt?

Julia: Alle. Die gesamte Außenwelt in der Gemeinde meiner Großeltern. Beispiel: Ich geh mit meinen Cousins zum Greißler, Kinder mit ihren Eltern gehen an uns vorbei und schimpfen mich: „Neger, Neger.“ Und die Eltern schauen zu und lachen. Die haben das nicht einmal als etwas Schlechtes gesehen. Und diese Sachen ziehen sich bis jetzt. Diese Probleme hab’ ich heute eigentlich auch noch“ (Interview Julia 2010: 166).

2. **Julia:** „Wenn mich jemand mitgenommen hat, hieß es dann: „Sie passen auf ein ‚N.kind’ auf?“ Meine Tagesmutter wurde von dem ganzen Gemeindebau, in dem sie gewohnt hat, schief angeschaut und belächelt von den restlichen Mitbewohnern, wie auch immer, dass sie auf ein ‚N.kind’ aufpasst“ (Interview Julia 2010: 163).

3. **Julia:** Ja. Wir haben z.B. eine Vorstellungsrunde im Kindergarten gehabt. Jedes Kind musste erzählen wo es wohnt, also in welcher Gasse. Im Zweiten, da gibt's eine Gasse, die Negerlegasse heißt. Und zwei Burschen haben erzählt, dass sie in der Negerlegasse wohnen. Das hat dann die Tante, Tante Vicky, super lustig gefunden und hat mit dem Finger auf mich gezeigt – mit vollem Gelächter – und so ha ha ha, da laufen lauter Neger herum, so wie du, ha ha ha. Die Nonnen sind dann daneben gestanden und haben zugeschaut und ich hab dann immer nachgefragt wieso, es war nämlich auch ein katholischer Kindergarten (Vgl. Interview Julia 2010: 164).
4. **Daniela:** Und die haben dann in Tirol immer gesagt: „Ah, schau her da kommen's ja scho wieda, die Negerlein.“
- Interviewerin:** Waren das Kinder?
- Daniela:** Nein, das waren Erwachsene. So Nachbarn, von meinen Großeltern.
- Aber die sagen das so mit: „Jöh, da sind's ja wieda, na Gott sei Dank, mei sind die hübsch“ und dabei verwenden sie das ‚N.-‘-Wort, also ‚Negerlein‘ (Vgl. Interview Daniela 2010: 185).
5. **Thomas:** „Also rassistische Bemerkungen, die hört man sehr sehr oft. Also z.B. vor kurzem [in der U-Bahn] zu Fasching du bist verkleidet, und da heißt's dann nicht: „Wah, ein Clown“, sondern „Wah, ein Negerclown““ (Interview Thomas 2010: 198).
6. **Thomas:** „(...) „Scheiß Neger her, schleich dich raus aus Österreich“, ja solche Sachen sind dabei gewesen. Bei solchen Sachen ist das schon fast normal, das hört man dann schon fast nimmer, wenn einer einen beschimpft. Weil pffff [Pause], wie zu anderen Arschloch gesagt wird, wird zu einem einfach immer ‚Neger‘ gesagt. Das ist irgendwie...weiß ich nicht, finden die Leute anscheinend normal“ (Interview Thomas 2010: 197).
7. **Thomas:** Im Volleyballverein da gibt's halt andauernd rassistische Beschimpfungen. Nicht von den Trainern, aber die Trainer würden auch nicht etwas dagegen machen.
- Interviewerin:** Das heißt die Trainer bekommen das schon manchmal mit?
- Thomas:** Die bekommen das andauernd mit. Aber sie sagen auch nicht immer was.

Interviewerin: Ist es schon mal vorgekommen, dass sie, also die Mitspieler, das „N.“-Wort verwendet haben?

Thomas: [Lacht ironisch] Andauernd.

Interviewerin: Mitspieler aus deiner Vereinsmannschaft oder aus der gegnerischen Gruppe?

Thomas: Aus meiner, ja, ja schon. Gegner dürfen so etwas nicht sagen, weil sonst gibt's eventuell Probleme mit dem Schiedsrichter (Vgl. Interview Thomas 2010: 198-199).

8. **Martin:** „In Krems auf der Straße beim Vorbeigehen hat mich ein Mann älteren Alters ebenfalls als ‚N.‘ bezeichnet ohne jeglichen ersichtlichen Grund, also einfach im Vorbeigehen“ (Interview Martin 2010: 143).
9. **Luise:** „Das war z.B. – ah – eine alte Dame, das war wirklich eine fast hundertjährige Frau, mit einem so einem Tücherl um und hat keine Zähne mehr im Mund. Und ich geh halt zu ihr Blut abnehmen und sie schaut mi an und sagt: Ja mei, a Negerle, geuh! Die war ganz hin und weg und hat mich halt so angeschaut. Die hat im Leben noch nie einen Menschen mit einer dunkleren Hautfarbe gesehen. Die war halt eine uralte Frau, da kann man nichts mehr ändern“ (Interview Luise 2010: 210).
10. **Luise:** „Ja, natürlich. Es gab Beschimpfungen, solche Sachen wie z.B. ‚N.hure‘.

Interviewerin: Weißt du noch wo das war?

Luise: Ja, das war am Schulweg, da hat's so einen Platz gegeben, Kohlerplatz hat der geheißen, da haben die ganzen Busse die Schüler in die verschiedenen Orte rundherum gebracht. Wo nach der Schule alle um 1 Uhr dorthin gegangen sind und gewartet haben bis der Schulbus gekommen ist und dann gefahren sind. Und dann waren halt immer irrsinnig viele Kinder. Und die waren dann gestärkt wenn sie da in der Gruppe zusammen gestanden sind. Und ich wollt da nie vorbei, ich hab' die Stelle oft gemieden.

Interviewerin: Du hast einen Umweg genommen?

Luise: Ja, genau, dass ich da nicht vorbeigehe. Und da hat man dann solche Dinge gehört.

Interviewerin: Hast du die gekannt oder waren das fremde Kinder?

Luise: Nein, das waren fremde Kinder.

Interviewerin: Wie alt warst du da ungefähr?

Luise: Hm, so acht Jahre“ (Interview Luise 2010: 208).

11. **Kathy:** „Ja, schon, aber nicht oft, weil ich wenig in dieser Umgebung war und in einem internationalen Umfeld war. (...)z.B. so irgendwelche alte Frauen, die dich anpöbeln, wenn du nicht aufstehst und ihnen Platz machst und dabei das ‚N.‘-Wort benutzen“ (Interview Kathy 2010: 221).

Die dargestellten Auszüge umfassen alle Beispiele der Interviews, in denen das „N.“-Wort gegenüber Afro-ÖsterreicherInnen benutzt wurde, jedoch veranschaulichen sie, dass die Erfahrung mit dem „N.“-Wort nicht nur eine ist, die der Großteil gemein hat, sondern dass es sich dabei um Vorfälle handelt, die wiederkehrend in ihrem Alltag auftreten.

Neben dem „N.“-Wort umfasst die „Palette der Beleidigungen“ zahlreiche weitere rassistisch-diskriminierende Äußerungen.

In welcher Weise Hautfarbe zum Bedeutungsträger biologischer Differenz konstruiert wird sowie in welcher Form Schwarz-Sein einem Abwertungsprozess im rassistischen Diskurs unterzogen wird, kann anhand der folgenden Interviewauszüge demonstriert werden.

1. **Aisha:** „Und da kann ich mich an eine Situation erinnern, wo ich sieben oder acht Jahre alt war und mit Freundinnen im Park, eh in der Nähe der Schule, war. Wir waren Rad fahren und dann hab' ich mein Rad abgestellt und als ich zurück gekommen bin, hat mir jemand auf den Radsitz ein Stückchen Hundescheiße hingelegt und da war ein Kind, das mich dann angeschrien hat und gesagt hat: „Ja, genauso Schwarz wie du.“ Das war ein Kind so in meinem Alter damals, vielleicht zwei, drei Jahre älter“ (Interview Aisha 2010: 155).
2. **Thomas:** In meinem Volleyballverein sagen meine Mitspieler aus Spaß oder Belustigung zum Beispiel: „Ja, wir haben einen großen Vorteil, wenn die Gegner irgendwie stark sind, dann dreh' ma das Licht ab, dann sieht man dich nicht mehr“ (Vgl. Interview Thomas 2010: 199).
3. **Martin:** Also zu dem Thema Rassismus, ich war Zivildienstler als Fahrer fürs Rote Kreuz. Und währenddessen ich einen Patienten, hinten in den Wagen hineingehoben habe, sagt er: „Während dem Hitler hätten's solche Leute wie euch [Anm.: gemeint sind Afro-ÖsterreicherInnen] vergast.“ Also wie mich eigentlich.

Interviewerin: Wie hast auf das reagiert?

Martin: Ja, ich war wieder mal komplett baff. Ich hab' das dann an die Dienststelle weiter geleitet. Ich hab' mich dann hinten auch nicht mehr reingesetzt, sondern bin dann in der Fahrerkabine gesessen, obwohl quasi einer immer hinten sitzen sollte (Vgl. Interview Martin 2010: 153).

Drei der Interviewten berichteten ebenfalls von Situationen, in denen sie mit Affen in Verbindung gebracht wurden, sei es in Form von direkter Beschimpfung oder etwa in Form von Affen-Lauten, die im Vorbeigehen zugerufen wurden.

Das Interview ergab, dass vier der Befragten nicht persönlich mit dem „N.“-Wort beschimpft worden waren, aber sie hatten es im Gesprächsverlauf über Dritte vernommen.

Die Interviewkandidatin Aisha arbeitet im Dienstleistungsbereich einer Kosmetikfirma und hatte eine Anfrage bezüglich Produkten mit Palmöl von einem älteren Herrn erhalten. Sie erklärte dem Kunden, dass der Betrieb keine Produkte mehr aus Palmöl verkauft, da durch das Palmöl riesige Plantagen in Indonesien angelegt werden und der Lebensraum für bestimmte Tiere durch Abrodung eingeschränkt wird. Der Herr argumentierte gegenüber Aisha, dass Palmöl nichts Schlechtes sei und erwiderte: „Also ich hab' einen Negerpfarrer aus Biafra gekannt und der hat das Palmöl angebaut und das war das Beste“, woraufhin eine Diskussion entstand, die Aisha wie folgt berichtet: „Mit Verlaub, das ‚N.-‘-Wort sagt man nicht, und dann hat er sich umgedreht und gesagt: „Nein, nein, nein. Das lass' ich mir von Ihnen nicht sagen. Neger heißt nichts anderes als auf Lateinisch Schwarz.“ Daraufhin hab ich gesagt: „Das kann schon sein, dass es diese Bedeutung hatte, aber es ist schlecht konnotiert“, und hab' ihm dann lang und breit erklärt warum. Er ließ sich dann Gott sei Dank belehren und er hat dann gesagt, dass es ihm noch nie so bewusst war, dass Leute sich dadurch angefeindet fühlen. Und dann hat er gemeint er wird in Zukunft darauf achten. Diese Diskussionen gab's schon häufiger (Vgl. Interview Aisha 2010: 156).

Ein anderes Szenario in dem das „N.-Wort“ über Dritte fiel, schilderte Julia: „Was noch passiert ist, ich bin in der U-Bahn gesessen Richtung Schottentor und das war so um die Maturazeit. Und auf einmal kommt ein afrikanisches Pärchen in die U-Bahn rein. Die Frau neben mir schaut die ganze Zeit und sagt dann: „Ah, die haben ja Zwillinge“, weil das Paar einen Doppelkinderwagen hatte. Dann hab' ich auch geschaut und stößt sie mich an der Schulter und sagt: „Wir sollten jetzt gehen, die Neger sind ja sicher Drogendealer.“ Und ich schau sie schockiert an und sag' zu ihr:

„Entschuldigen Sie, aber das Wort ‚Neger‘ ist rassistisch und beleidigend. Außerdem, glaub‘ ich nicht, dass das irgendwelche Drogendealer sind, weil die haben einen Kinderwagen, der knappe 2000€ kostet, weil das eine amerikanische Marke ist. Das sind wahrscheinlich amerikanische Touristen und wenn ich Sie wäre, würde ich das nicht so laut sagen, weil das Bild von Österreich ist eh schon so schlecht international gesehen, sodass dieser Kommentar unterste Klasse ist.“ Schaut sie mich genauer an, holt laut tief Luft und sagt: „Na so was, Sie san ja a so aner (einer).“ Sag‘ ich so drauf: „Ja, da schau’n’s sche deppert, geuh!“ Ich musste dann aber aussteigen und hatte nicht mehr die Zeit mit ihr weiter zu streiten. Das war echt auch furchtbar“ (Interview Julia 2010: 175).

Das Beispiel von Julia demonstriert wie mit Hilfe der Gleichsetzung Schwarz = Afrikaner = Drogendealer Menschen einem Abwertungsprozess unterzogen werden. In diesem konkreten Szenario werden die betroffenen Personen nicht nur mit dem „N.“-Wort diskriminiert, sondern gleichzeitig als Drogendealer konstruiert. Darüber hinaus wird Julia in späterer Folge ebenfalls rassistisch beleidigt.

Neben der Abwertung von Schwarz, die im Zusammenhang mit dem äußeren Erscheinungsbild geschieht, berichteten alle der InterviewteilnehmerInnen, dass sie ebenso mit positivem Rassismus konfrontiert wurden. Diese Form des Rassismus ist gleichfalls von klischee- und vorurteilsbehafteten „Wissen“ geprägt, nur bedient sie sich positiver Darstellungen hinsichtlich der Schwarz-Konstruktion. Die Kommentare gegenüber den befragten Personen beziehen sich zumeist auf die Askriptionen sehr gut zu tanzen und zu singen sowie sportlich begabt zu sein. Die Zuschreibungen reichen von: „Könnt’s eh alle ur gut tanzen, das liegt euch ja im Blut“; „ihr seid alle so schnell“; „du musst gut singen und tanzen können aufgrund deiner afrikanischen Wurzeln“, bis hin zu Fragen nach der Männlichkeit. Die Annahme, die diesen Aussagen zu Grunde liegt, basiert auf der Konstruktion biologischer Unterschiede – z.B. hinsichtlich Körperbau, Genen und Blut – und besteht in der Schaffung von „Wir“- und „Sie-Gruppen“ zwischen normkonstruierten ÖsterreicherInnen und Afro-ÖsterreicherInnen. Die Konstruktion von Unterschieden hinsichtlich Körperbau, Genen und Blut zwischen Schwarz und Weiß ist ein Phänomen, das den Spuren der „Theorien“ des wissenschaftlichen Rassismus folgt.

Die Interviewkandidatinnen gaben zum Thema Erfahrungen mit positivem Rassismus an, dass sie ebenso von ihrem Umfeld exotisiert werden – insbesondere die phänotypischen Merkmale Hautfarbe und Haare. Luise erzählte bei einem

Skirennen als „die schwarze Perle aus Krems“ (Interview Luise 2010: 210) bezeichnet worden zu sein. Aisha berichtete von der Mutter ihrer Freundin Folgendes: „Ma, so eine schöne Farbe, wenn ich doch auch so eine Farbe hätte, [aber] da hab' ich einen Mann auf der Straßn' gesehn', der war so Schwarz, dass der fast schon blau war. Na, des gfallt' ma net“ (Vgl. Interview Aisha 2010: 158). Letzteres Beispiel demonstriert einerseits die Exotisierung von Aisha, andererseits veranschaulicht es wie mit dem Merkmal Hautfarbe rassifizierte Kategorien geschaffen werden, die in einem hierarchisierten Verhältnis zu einander stehen.

Die Interviewkandidatinnen berichteten ebenfalls von Vorfällen verbal-rassistischer Diskriminierung gegenüber und innerhalb der eigenen Familie.

In vier Interviews wurde angegeben, dass Kulturkonflikte unterstellt bzw. angenommen wurden. Beim Kulturkonflikt – wie bereits in Kapitel IV.1 behandelt – geht man von einem Kulturbegriff aus, der Kultur als statische, fixierte, räumlich-abgegrenzte und homogene Einheit versteht, in der es keine Akkulturations- und Inkulturationsprozesse gibt. Im rassistischen Diskurs werden verschiedene kulturelle Einflüsse in einem rivalisierenden Verhältnis zueinander interpretiert, die in einer Unvereinbarkeit der Kulturen (Kulturkonflikt) münden. Julia schildert ihre Erfahrung über den Vorwurf des Kulturkonflikts und ihre persönlichen Sichtweise wie folgt: „Was mir noch einfällt in Bezug auf Rassismus ist, dass meiner Mutter immer gesagt worden ist: „Das kann ja nie funktionieren mit einem ‚N.‘!“. Es war oftmals nicht einmal böse gemeint - zumindest haben sie das gesagt - das ist ja das orge, wo ich mir oftmals denk, das sind genau die Leute, die nach 20 Jahren geschieden sind und meine Eltern sind noch immer glücklich verheiratet. Die Leute haben ihre eigenen Probleme, weil sie mit einem Afrikaner verheiratet ist, auf meine Mutter projiziert, im Nachhinein so empfunden. Ich hab' immer von außen gehört: „Das ist wird nie halten. Das Kulturproblem, bla bla bla“ (Interview Julia 2010: 169).

VI.1.2. Erfahrungen mit rassistischen Handlungsweisen

Aus den Interviews ging hervor, dass die Jugendlichen nicht nur von rassistischen Äußerungen, sondern auch von diskriminierenden Handlungsweisen betroffen sind. Diese umfassen das Spiel „wer fürchtet sich vor dem Schwarzen Mann“ sowie das Singen des Liedes „zehn kleine N.“ im Unterricht, Eigentumsbeschädigung oder Diskreditierung der Person durch non-verbale Kommunikation in Form von

Belustigung. Martin beschreibt den Aspekt der Verspottung seinerseits mit folgendem Szenario: „Ja, das war auch in der Jugendzeit. Und dieses Gelächter, wenn man sich einen großen Braunen bestellt. Und da schwingt auch so ein komischer Beigeschmack mit und es ist ersichtlich wieso auch“ (Interview Martin 2010: 147). Alle InterviewteilnehmerInnen stört es von fremden Menschen im Alltag angestarrt zu werden. Sie empfinden solche Handlungsweisen als diskriminierend. Thomas beschreibt wie er diese Handlung empfindet und sagt: „Ja, was (...) mich stört, da gibt's oft schon welche, die glauben irgendwie ich bin gemeingefährlich und schauen mich dann an und schauen, was ich jetzt alles mache. So, ich könnt' ja jetzt irgendwie jederzeit ein Messer rausnehmen und alle überfallen. So schauen mich oft manche an. Und ich mach' das dann immer gerne, dass ich den Leuten gerne das Gegenteil beweise. Die meiste Zeit bin ich sowieso mit Kopfhörern unterwegs oder ich lese in der U-Bahn, weil ich die U-Bahn grundsätzlich nicht mag“ (Interview Thomas 2010: 200).

Die Gespräche und die Auswertung zeigten, dass sich bei sechs der PartizipantInnen durch die rassistischen Äußerungen und Handlungsweisen, die sie erfahren hatten, eine latente Paranoia und Skepsis gegenüber einem fremden Umfeld entwickelt hatte. Martin beschreibt dieses Gefühl der Paranoia mit folgenden Worten: „Und da fällt mir noch was ein [kurze Pause] vor kurzem in der U-Bahn hat mich eben eine Frau angestarrt und ich hab' mich unwohl gefühlt und hab' eben zurückgestarrt und mir gedacht: „Wieso schaut die mich jetzt an, ist das aufgrund meiner Hautfarbe bzw. meines Äußeren?“ Sie hat mich dann angesprochen, aber da ist dann rausgekommen, dass ich sie eigentlich eh gekannt hab'. Da merkt man, dass man teilweise paranoid geworden ist aufgrund der Erfahrungen“ (Interview Martin 2010: 154).

Betreffend dem Aspekt rassistischer Handlungsweisen gegenüber afro-österreichischen Jugendlichen, berichteten die männlichen Teilnehmer des Weiteren von Ereignissen rassistisch-motivierter Gewalt, die sie erfahren hatten.

Hierzu werden die Erfahrungen mit rassistischen Gewalthandlungen gegenüber den Interviewten Thomas und Martin erläutert.

1. **Thomas:** „(...) Das war in einem Lokal eben und ein Typ hat mit einem Mädal geredet und ist sie dann angangen, weil er hat sie mit beiden Händen dann faktisch gestoßen. Ich bin dann dazwischen gegangen, weil so was macht man einfach nicht und hab' dann gesagt: „Hey, so was kannst echt wirklich

lassen.“ Und der ist dann fast ausgezuckt. Und nach einer Stunde ca. - weil ich mit einem Mädels geredet habe - war er dann eifersüchtig, weil er sie fesch gefunden hat. Er und seine Gruppe sind dann gleich wieder immer aggressiver geworden. Also der eine hat mich angezündet und angeschüttet. Und von dem hab' ich z.B. eine Narbe, weil er hat mir eine Zigarette ins Gesicht geworfen. Ja und [Pause], dann ist der Türsteher gekommen und hat mich rausgehaut.

Interviewerin: Sind da im Gesprächsverlauf Kommentare gekommen?

Thomas: Ja, andauernd. Da war ich so unter Schock einfach, weil auf ein Mal packt mich einer und zerrt mich raus. Und ich sag: „Ja, was ist los. Wer sind Sie überhaupt?“ „Ja, ich bin der Türsteher“. Sie haben dann gesagt: „ich mach' Ärger.“ Wauh, dann hab' ich mir gedacht: „Was?!?!“ Ich war nämlich wegen einer Geburtstagsfeier dort. Und meine Freundin hat dann mit dem Besitzer geredet und der hat dann gesagt ihm sind die Hände gebunden. Diese anderen sind doch dann, aber später, rausgehaut worden und haben dann auf der Straße gesagt: „Ja, komm her, willst a Schlägerei?“, und was weiß ich noch alles. Und Leute von mir sind auch dort gestanden und haben ein Taxi gerufen gehabt. Also dieser Türsteher [wütend]...eigentlich hätte man die Polizei rufen sollen, weil dem Türsteher war das wirklich scheiß egal, wenn da jemand da draußen gewesen wär' und zusammengeschlagen worden wär', obwohl er nichts gemacht hat. Wär' echt scheiß egal gewesen. Und das ist ziemlich heftig. Türsteher sind grundsätzlich ziemlich ausländerfeindlich und dann wird dann so gesagt: ja bestimmte Nationalitäten machen Probleme. Und überall gibt's aggressive Menschen. Und das find ich ziemlich heftig, dass ich deswegen Probleme habe, weil das ist mir ziemlich egal wenn andere Leute aggressiv sind. Besonders wenn sie dann sagen: „Ja, die Gruppen.“ Und ich bin aber meistens alleine unterwegs. Ich mein nur, weil man uns schneller erkennt...nein, das find ich ziemlich heftig“ (Interview Thomas 2010: 196-197).

2. **Martin:** „Ja, in der Schule auch. In der Schule hatten wir z.B. einen Mitschüler, der mir das ‚N.‘-Wort an den Kopf geworfen hat und dann noch ein Wörterbuch hinterher.“ (Interview Martin 2010: 143)
3. **Martin:** „Ja, da würd' mir jetzt gleich ein Beispiel einfallen. Da hab' ich mich für einen Posten beworben im 1. Bezirk. Das war ganz erschreckend

eigentlich, im Service und der Besitzer...also wir hatten da eine Vereinbarung: er hat die Stelle ausgeschrieben und hat da jemanden für den Service gesucht. Dann hat er irgendwie seine Meinung geändert, er bräuchte nur noch jemanden für eine niedrigere Stelle, also für einen Commis de Rang. Daraufhin hab' ich gesagt, dass ich das aber gar nicht machen will und ich hab' mich für diese Stelle beworben und er hat gesagt, er sucht wen für diese Stelle und wenn das jetzt alles nicht so ist, werd' ich halt nicht bei ihm weiterarbeiten und hab' ihn eben gebeten, er soll mich auszahlen. Daraufhin hat er gemeint ich soll am nächsten Tag vorbeikommen und mir das Geld abholen. Ich bin dann am nächsten Tag gekommen, vor der Mittagszeit – so wie er es wollte – und er wollte mich dann geringer auszahlen als wir vereinbart hatten und hat mir auch weniger Geld gegeben. Da ich darauf beharrt habe er soll mir eben jetzt das Geld geben, was mir auch zusteht, ist er handgreiflich geworden und hat mich zu stoßen begonnen. Ich bin passiv geblieben, weil ich wollte ihm nicht irgendwie handgreiflich gegenüber treten. Er hat begonnen mich aus dem Lokal zu drängen und hat mich dann ‚N.-Arschloch‘ geschimpft.

Interviewerin: Hat er dir das ganze Geld gegeben?

Martin: Nein. Er hat mir nicht das ganze Geld gegeben. Einen Teil des Geldes hab' ich bekommen und dann ist er handgreiflich geworden. Dann hat er mich rausgestoßen aus dem Lokal ohne dass ich mir meine Jacke greifen konnte“ (Interview Martin 2010: 145).

Eine der weiblichen Interviewkandidatinnen, Kathy, schilderte ebenfalls von einem Vorfall als sie ca. 15 Jahre alt war, bei dem es zur Androhung von Gewalt durch Skinheads kam.

Kathy: „(...) Da war ich noch jünger, 15 oder so. Da war ich mit einer Freundin unterwegs. Sie war Österreicherin und hat mich auch beschützt. Weil wo wir am Schwedenplatz waren, da waren so Skinheads.

Ich hab' sie besucht und wollte heimfahren und es war schon spät. Und die sind halt bei irgend so einem Würstelstandel gestanden und haben gesoffen. Wir haben uns noch eine Pizza gekauft und haben im Gehen gegessen. Dann haben sie uns so eingekreist. Aber die waren noch ur groß und hatten diese Springerstiefel an. Und dann haben sie mir so gesagt: „Ja, schleich dich aus unserem Land“, und ich so: „Österreich ist auch nicht die Welt. Und glaub' ja nicht, dass alle herkommen, weil

Österreich so toll oder schön ist. Weil wenn man so was sieht wie euch, vergeht's einem und man will nicht herkommen. Außerdem bin ich Österreicherin, also halt die Fresse.“ Und dann hat er gesagt. „Ja, aber ihr nehmt's uns unseren Arbeitsplatz weg.“ Und ich so: „Ja wenn man auch nicht arbeiten gehen will, dann gibt's auch keinen Arbeitsplatz. Außerdem studier' ich und ich bin Österreicherin und ich könnt' genauso sagen, ihr nehmt's uns unsere Zukunft weg.“ Aber mit solchen Leuten braucht man sich nicht streiten. Und dann hat er noch zu mir gesagt: „Ja, mach' noch ein Mal den Mund auf.“ Die waren aber schon 24, 25 und ich war 15. Ich hatte voll schiss, aber ich hab' trotzdem zurück geredet. Und dann sind die aber hergekommen und so: „Ja, jetzt halt deine Fresse.“ Und ich so: „Ich sag, was ich will.“ Und dann hat sich meine Freundin, obwohl sie viel kleiner war als ich, vor mich gestellt. Sie hat mich dann beschützt, weil ich weiß nicht was passiert wär'.“ (Interview Kathy 2010: 229)

Rassistische Äußerungen und Handlungsweisen gehen nicht nur von Zivilisten aus, sondern werden ebenfalls von der Exekutive getätigt. Sechs der Interviewten berichteten von rassistischen Erfahrungen in Zusammenhang mit der Polizei. Zwei der TeilnehmerInnen erzählten, dass sie noch nicht kontrolliert wurden, aber Familienmitglieder oder Bekannte. An dieser Stelle wird ein Zitat von Kathy präsentiert, das die Ungleichbehandlung zwischen „NormösterreicherInnen“ und Afro-ÖsterreicherInnen bei der Identitätsfeststellung exekutiver Kontrollen veranschaulicht:

Interviewerin: „Drei, vier Mal bist du dann kontrolliert worden?“

Kathy: Voll. Aber ich war da auch immer mit Freunden unterwegs.

Sie haben meine Daten eingegeben und haben mich auch gefragt: „Sind Sie schon vorbestraft?“ Und ich mit 15, 16 so: „Nein!“ Und sie so: „Ja, wir überprüfen das, wir überprüfen das.“ Und ich: „Was soll das jetzt?“ „Ja, Ihr Name, Ihre Adresse, wo sind Sie geboren?“ „Ja, in Österreich.“ Und sie dann so: „Na, des kontrollier ma.“ Und dann haben sie mit mir am Anfang noch auf Englisch geredet. Sie waren ur frech und dann hab' ich eben gesagt: „Ja, Tschuldigung, was soll das jetzt?“ Und dann sie so: „Ja net frech werden.“ Weißt du, du darfst dich nicht verteidigen, aber du musst dir das gefallen lassen. Wah, ich hasse so etwas. Und ich reg' mich bei so etwas schnell auf. Ich lass' mir da überhaupt nichts gefallen“ (Interview Kathy 2010: 223).

Aufgrund mehrerer Vorfälle auch bei Kathy's Bruder rief die Mutter eines Tages bei der zuständigen Dienststelle an. Dort wurde ihr erwidert, dass sie Kontrollen

vornehmen dürfen, wenn sie empfinden, dass man irgendwie gefährlich oder irgendwie verdächtig aussieht.

Das Beispiel veranschaulicht sehr deutlich wie afro-österreichische Jugendliche aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes auf den/die „Nicht-ÖsterreicherIn“, den/die „Fremde/n reduziert und gleichzeitig mit der Askription „kriminell“ abgestempelt werden.

VI.1.3. Fragen zum äußeren Erscheinungsbild afro-österreichischer Jugendlicher

Neben polizeilichen Kontrollen berichteten die Interviewten, dass sie auch in zahlreichen weiteren Situationen als der/die „Andere“ vom „Normösterreicher“ konstruiert werden. Sämtliche InterviewteilnehmerInnen gaben an in ihrem Alltag oftmals Rechenschaft über ihre Herkunft ablegen zu müssen. Auf die häufig gestellte Frage, „Woher kommen Sie?“, antworteten die InterviewkandidatInnen mit Wien oder einem anderen Bundesland, einer Stadt oder Gemeinde in Österreich. Als zufriedenstellend erwies sich die Antwort jedoch nicht und es folgte darauf die Frage: „Ja, aber woher genau?“, oder „Na, woher jetzt wirklich?“ Erst wenn die Interviewten angaben, dass zum Beispiel der Vater aus dem Senegal kommt, war die Frage ausreichend beantwortet.

Die Frage, „Sprechen Sie Deutsch?“, oder die Implikation „Sie sprechen aber gut Deutsch“ sowie automatisches Anreden auf Englisch sind ebenfalls Umgangsweisen in denen die Befragten ebenfalls als fremd konstruiert werden.

Neben der Herkunfts- und Deutschfrage gaben sechs der InterviewkandidatInnen an gefragt worden zu sein, ob sie adoptiert sind. In diesem Kontext betonten afro-österreichische Jugendliche, dass Außenstehende oftmals Zweifel an der Familie und an der Genealogie haben.

Fragen, die im Zusammenhang mit dem äußeren Erscheinungsbild gestellt werden, empfinden die InterviewkandidatInnen ebenfalls als situations- und kontextabhängig. Aisha beschreibt solch eine Situation wie folgt: „Ja, es ist auf jeden Fall situations- und kontextabhängig. Es kommt natürlich (...) auf die Frage an, wer das fragt und auf den Kontext und eben wie die Frage gestellt wird. Und ich denk' mir für manche Leute nimmt man sich auch Zeit was zu erklären, wenn Neugierde und Interesse besteht (...). Es ist einfach wenn mir eine komplett fremde Person solche Fragen

stellt, dann – ähm – ja [seufz] (...) Die Frage „Wo kommst du her?“, wenn sich eine Person mit mir seit 20 Minuten unterhält und man offensichtlich merkt, dass ich Wienerin bin, ist einfach nicht angemessen. Solche Sachen sind dann schon nervig. Und die „Woher kommst du?“ – Frage ist einfach nervig. Wenn du die Frage ca. fünf Mal die Woche beantworten musst, ist es nervig“ (Interview Aisha 2010: 158).

VI.1.4. Handlungsstrategie mit rassistischen Erfahrungen afro-österreichischer Jugendlicher und darauf resultierende Reaktionen des Umfelds

Im Gesprächsverlauf wurden die KandidatInnen ebenfalls gefragt, wie ihre Handlungsstrategien aussehen, wenn sie mit Rassismus konfrontiert werden und welche Reaktionen sie darauf von ihrem Umfeld erhalten. Die Strategien der Jugendlichen sind situationsabhängig. Die Interviewten gaben in diesem Zusammenhang an, dass – aufgrund der Häufigkeit von Situationen, in denen sie rassistisch beschimpft, angegriffen oder als fremd wahrgenommen wurden – sie je nach ihrer momentanen Stimmungslage reagieren würden. Diese reicht von Argumentieren, Kontra geben bis Ignorieren. Die Jugendlichen empfinden die Äußerungen und Handlungen ihnen gegenüber als äußerst anstrengend bzw. ermüdend.

Erzählen die Befragten ihrem Umfeld von rassistischen Vorfällen, treffen sie oft auf einen Mangel an Verständnis und bekommen Phrasen wie folgende zu hören: „Scheiß di net au“, „Na, das ist ja eh net so schlimm“, „Naja, das is ja eh nicht so org und bei uns heutzutage is das ja net so org“, „Na, des man i jetzt net so und des is jetzt eh net so schlimm“, „es gibt ja gar keinen Rassismus und [du bist] ja völlig paranoid und drum glaubst, dass es so ist, es ist aber gar net so“, „is’ ja nur Spaß“, „Na, du bist ja empfindlich / überempfindlich“, „Ja, aber dass ist ja kein böses Wort und das ist ja nicht böse gemeint“ als Antwort.

VI.1.5. Afro-österreichische Jugendliche: wie sie sich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen fühlen

Auf die Frage, „Wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen?“, antworteten sämtliche InterviewkandidatInnen „als integriertes Mitglied der Gesellschaft“ sowie als „Außenseiter“. Warum sie sich mit beiden

Kategorien identifizieren wird anhand einiger ihrer Aussagen wie folgt zusammengefasst:

1. **Kathy:** „Weil ich manchmal als Österreicher wahrgenommen werde und manchmal nicht“ (Interview Kathy 2010: 232).
2. **Julia:** „Einmal als Außenseiter und einmal als integriertes Gesellschaftsmitglied. Ich muss mich halt jedes Mal oder so gut wie jedes Mal außer bei Leuten, die mich kennen, aufs Neue beweisen: „Ich bin Österreicher, ich sprech’ perfekt Deutsch, mit mir müssen’s net deppert reden mit: ‚du gehen da hin‘“ (Interview Julia 2010: 175).
3. **Aisha:** „Es gibt natürlich Situationen, wo man sich als Außenseiter fühlt (...). Es gibt Situationen, wo man mit dem Äußeren positiv auffallen kann, genauso aber Situation, in denen du schneller negativ auffällst.

Interviewerin: Also man fällt schneller negativ auf?

Aisha: Natürlich! Ich merk’ es jetzt zum Beispiel in der Arbeit. Wir haben zum Beispiel seit einem halben Jahr jetzt Mystery-Shopperinnen. Es kommen Einkäuferinnen, die unsere Arbeit dann bewerten. Wichtig bei ihrer Beurteilung ist, dass sie das Aussehen der Mitarbeiter nicht erwähnen. Wenn die Kundin bei mir war, kannst du dir sicher sein, dass meine Chefin weiß, dass ich sie bedient habe, weil es immer erwähnt wird“ (Interview Aisha 2010: 159).

Die Szenarien zeigen, dass afro-österreichische Jugendliche einerseits aufgrund ihres Phänotypus als Fremde konstruiert werden und unbekannten Personen ihnen zumindest zunächst nicht glauben, dass sie ÖsterreicherInnen sind und als solche wahrgenommen werden wollen. Andererseits, im Vergleich zu sogenannten „NormösterreicherInnen“, fühlen sich die Jugendlichen in der Öffentlichkeit nicht anonym. Thomas erzählte, dass er im Schulunterricht selten nach der Anwesenheit gefragt wird. Die LehrerInnen sagen zumeist: „Ja, Thomas hab’ ich schon gesehen.“ Er sagte, dass sie genau wüssten, wann er da ist und wann nicht (Vgl. Interview Thomas 2010: 203). Fünf der Interviewten verspürten aufgrund der mangelnden Anonymität einem stärkeren Leistungsdruck ausgesetzt zu sein. Julia und Martin erklären dieses Gefühl mit den folgenden Worten:

1. **Julia:** „Meine Mutter hat mir wegen meiner Ausbildung auch immer gesagt: „Du musst mehr leisten als andere.“

Interviewerin: Und wieso hat sie das gesagt?

Julia: Weil, ich fall auf in der Masse. Ich werde immer auffallen, weil, wenn ich wo bin, seh' ich vielleicht noch maximal zwei andere [afro-österreichische] Leute.

Oder ich könnte nie fehlen – außer mit Attest – im Unterricht ohne, dass es auffällt, während andere für einander unterschreiben“ (Interview Julia 2010: 181-182).

2. **Martin:** „Ja, wenn man fehlt zum Beispiel, fällt das dem Lehrer sofort auf. Oder, jede Kleinigkeit fällt auf. Ich hab' das Gefühl ich muss mich dadurch extrem anpassen und besser irgendwie dastehen als die anderen und keinen Fehler darf ich mir erlauben. Das erzeugt auf sich selbst natürlich einen Druck.

Interviewerin: Warum hast du das Gefühl, dass du dir selbst keinen Fehler erlauben darfst?

Martin: Ja, weil ich werd anders wahrgenommen. Und wenn ich dann was mache, was quasi nicht so der gesellschaftlichen Norm entspricht, dann fällt das sofort auf und wird als negativ bewertet. Wenn ich zu spät komme, kommt dann schon vor, dass man sagt, typisch Afrikanisch“ (Interview Martin 2010: 152).

VI.2. Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in afrikanischen Ländern

Wie bereits zu Beginn der Arbeit erläutert, werden Rassismuserfahrungen von afro-österreichischen Jugendlichen in afrikanischen Ländern von mir erfragt, um nicht Gefahr zu laufen Rassismus als ausschließlich europäisches Phänomen darzustellen.

Sämtliche GesprächsteilnehmerInnen gaben an, das Geburtsland ihres afrikanischen Elternteils mehrmals besucht zu haben. Vier der Interviewten verbrachten auch einen Teil ihrer Sozialisation - einen Zeitraum von ein bis zwei Jahren - im Geburtsland ihres afrikanischen Elternteils.

Die Frage, ob sie Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung – als Kind und/oder Erwachsener – erfahren hatten, wurde von fünf Befragten bejaht. In diesem Zusammenhang erzählten sie, dass sie von afrikanischen Personen – insbesondere von Kindern – als Weiß wahrgenommen wurden. Martin und Luise wurden in Nigeria als „oyibo“ („Weiße“) bezeichnet. Darüber hinaus sangen Kinder in ihrer Gegenwart

das Lied: „Oyibo bebe ugi ugi bebe when you eat bebe you get yellow more and more and more.“ Luise erklärte, dass der Begriff „yellow“ verwendet wird, wenn ein Elternteil Weiß ist (Vgl. Interview Luise 2010: 216). Martin gab an, dass es für die Leute ganz „normal“ war, ihn als Weiß zu titulieren. In einem Gespräch mit einer Dame wird das divergente Bild zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung verdeutlicht: „(...) ich hab' dann mit einer Dame gesprochen und gesagt ich will das nicht, dass sie oyibo zu mir sagt und sie soll meinen Namen sagen. Sie ist aber da nicht runtergestiegen von der Sache, also sie hat darauf bestanden. In diesem Fall hab' ich das schon als rassistisch gefunden, weil ich sie darauf aufmerksam gemacht habe und beharrt habe, sie soll des net machen“ (Interview Martin 2010: 150).

Thomas erklärte, dass seinen Kollegen und ihm bei ihrem Maturaprojekt im westlichen Teil Burkina Fasos Kinder nachliefen und ihnen, „Dwabu, Dwabu, Dwabu“, zuriefen. Es bedeutet Weißer auf Djula. Im Norden wurde er ebenso auf Mòoré als Nasara („Weißer“) bezeichnet (Vgl. Interview Thomas 2010: 204). Julia berichtete von ihren Erfahrungen in Togo, die zugleich die Grenzen der Schwarz-Weiß-Konstruktion, die sie erfährt, aufzeigen: „(...) Im Endeffekt ist es dasselbe dort. Prinzipiell, wenn jetzt z.B. Touristen in Togo sind, kommen eine Schar von Kindern und singen ein Liedchen wie: Jowo („Weiße“), Jowo bonsoir, Jowo Jowo bonsoir. Mir war das unangenehm, weil's genau das Gegenteil war, was in Österreich passiert, nur, dass es auf eine Art und Weise war, weil die Leute in Scharen auf dich zukommen. Und ich hab' mich dann in dieser Situation nicht wohl gefühlt. Es waren zwar nur Kinder, aber da hab' ich gemerkt: „Scheiße, da gehör ich jetzt auch nicht dazu. Schon wieder nicht.“ Und das hat mir auch überhaupt nicht gefallen“ (Interview Julia 2010: 177).

Kathy gab an ausschließlich von Kindern als Weiß bezeichnet worden zu sein. Darüber hinaus schildert sie, dass – wenn sie mit ihrem Vater unterwegs war – oftmals im Umfeld der Glaube bestand, sie sei seine Freundin und nicht seine Tochter (Vgl. Interview Kathy 2010: 233). Ähnlich wie in Österreich wird von dem Umfeld in erster Linie nicht ein Verwandtschaftsverhältnis angenommen.

VI.2.1. Afro-österreichische Jugendliche: wie sie sich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen fühlen

Auf die Frage „Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen?“, antwortete Luise als Außenseiter, weil sie weder mit der Sprache noch mit kulturellen Traditionen vertraut ist - wofür sie von ihrem afrikanischem Umfeld kritisiert wurde (Interview Luise 2010: 217). Thomas, Kathy und Daniela fühlten sich als integriert. In Burkina Faso fühlt sich Thomas deshalb integriert, weil er einen starken Bezug zu seiner afrikanischen Familie hat (Vgl. Interview Thomas 2010: 204). Kathy sagte, sie ist im Senegal integriert, weil sie dort teilweise aufgewachsen ist, aber ebenso die Menschen ihr mit mehr Toleranz begegnen (Vgl. Interview Kathy 2010: 234). Daniela versteht sich deshalb als integriert, weil sie von ihrer ugandischen Familie sehr herzlich empfangen wird, jedoch betonte sie bis jetzt nur auf Urlaub dort gewesen zu sein und daher nicht beurteilen könne, wie es wäre, wenn sie dort leben würde (Vgl. Interview Daniela 2010: 192).

Julia sah sich selbst als beides, das heißt, sie verstand sich als Außenseiter, ebenso aber als integriert (Vgl. Interview Julia 2010: 179). Martin und Aisha hatten das Empfinden als Besucher des Landes wahrgenommen zu werden (Interview Martin 2010: 150, Interview Aisha 2010: 160).

VI.3. Selbstbezeichnung und Identitätsbegriffe afro-österreichischer Jugendlicher

Nach den Fragen zu Rassismuserfahrungen und Fremdzuschreibungen – sowohl in Österreich als auch in den jeweiligen afrikanischen Herkunftsländern – beschäftigt sich das Interview sodann mit dem Aspekt der Selbstidentifikation von afro-österreichischen Jugendlichen. In diesem Zusammenhang habe ich gefragt: „Wie bezeichnest du dich selbst?“ Die InterviewkandidatInnen hatten die Möglichkeit der Mehrfachantwort zu den Begriffen Farbige, MulattIn, Schwarze/-r, Mischling, Braune, Coloured, Weiße, Afro-Österreicher/in, Half-caste, Schwarze/r Österreicher/in. Darüber hinaus wurde die Antwortmöglichkeit „Sonstige Bezeichnung“ angeführt um den TeilnehmerInnen den Freiraum alternativer Angaben zu geben.

Im Zusammenhang mit den verschiedenen Identitätsbegriffen wurde ebenso erfragt, warum sie sich von den anderen Bezeichnungen nicht angesprochen fühlen.

Sämtliche der Befragten bezeichnen sich selbst als Afro-ÖsterreicherInnen, da diese Beschreibung sowohl ihre österreichische als auch afrikanische Familiengeschichte widerspiegelt. An dieser Stelle sollen einige Interviewauszüge präsentiert werden, die sich mit der Frage befassen, warum genau diese Selbstbezeichnung verwendet wird:

1. **Aisha:** „Es [Afro-Österreicherin] ist die Bezeichnung, die am besten zu mir passt. Ich halte es für eine geglückte Bezeichnung, auch als gemeinsamer Identitätsbegriff, weil es die Geografie hervorhebt“ (Interview Aisha 2010: 160).
2. **Martin:** „Naja, dadurch, dass mein Vater eben aus Afrika kommt und meine Herkunft quasi auch teils afrikanisch ist und ich mich auch damit identifiziere aufgrund meiner Lebenszeit in Nigeria. Ja, und Österreicher bin ich auch. Ich bin in Österreich geboren. Also ich bezeichne mich als Afro-Österreicher, weil ich in Österreich geboren bin und die meiste Zeit meines Lebens in Österreich verbracht hab‘, ich besitze den österreichischen Pass und kenn auch die Kultur am besten, also bin ich ein Österreicher. Ich hab‘ mich immer vordergründig als Österreicher gesehen und wenn mich dann irgendjemand in ein anderes Land verorten wollte, dann hat mich das schon gestört, weil ich ein Teil der Gesellschaft hier bin und auch aufgewachsen und den Großteil meiner Sozialisation hier verbracht hab‘. Und der Zusatz „Afro“ spiegelt meinen afrikanischen Elternteil wieder. Der Begriff Afro-Österreicher lässt mal diese ganze Farbpalette komplett weg“ (Interview Martin 2010: 151).

Die Angaben der KandidatInnen, warum sie den Begriff verwenden, waren zum Teil unterschiedlich begründet, jedoch im Hinblick auf die Akzeptanz des Begriffs Afro-ÖsterreicherIn uneingeschränkt positiv. Der Begriff Afro-ÖsterreicherIn wurde, wie bereits vorhin erwähnt, als Bezeichnung verstanden, der die Familiengeschichte widerspiegelt, den geografischen Aspekt hervorhebt und als gemeinsamer Identitätsbegriff fungiert. Im Zusammenhang mit den verschiedenen Identitätsbezeichnungen habe ich erfragt, warum die InterviewpartnerInnen die anderen Begriffe nicht ansprechen.

Die anderen Begriffe werden nicht zur Selbstbeschreibung verwendet, weil sie entweder rassistisch konnotiert sind – in dem sie eine Bedeutung besitzen, der

rassialisierte Denkweisen unterliegen – oder an Farb- sowie zoologische Kategorien erinnern.

Den PartizipantInnen wurde im Gesprächsverlauf die Frage gestellt, ob sich die Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe ihres Lebens verändert hat und wenn ja, warum. Die Auswertung zeigte, dass sich bei allen Befragten die Sichtweise der Selbstidentifikation im Laufe der Jahre verändert hatte. Zum einen wurde angegeben, dass in der Kindheit bestimmte Begriffe von der Familie übernommen wurden, zum anderen die Bedeutung und Etymologie gewisser Bezeichnungen erst im Zuge des Älterwerdens hinterfragt wurden und zur persönlichen kritischen Auseinandersetzung führten. Selbstbezeichnungen, die von einem Teil der InterviewkandidatInnen in der Kindheit benutzt wurden, sind: „Mischling“ und „MulattIn“. Martin beschrieb den Grund für seine persönliche Selbstreflexion über seine Selbstbezeichnung wie folgt: „Das Auseinandersetzen mit Situationen, in die man gerät, möchte ich mal sagen, wo man sich ungerecht behandelt fühlt und wenn sich das häuft und häuft, dann stellt man sich selbst Fragen. Auf der Schule und überall ist es immer so gewesen, dass man durch sein Äußeres eben sichtbarer ist als alle anderen“ (Interview Martin 2010: 152).

VI.4. Die Sichtweise afro-österreichischer Jugendlicher über die verschiedenen kulturellen Einflüsse ihrer Erziehung

Kulturen werden im rassistisch-kulturalistischen Diskurs als rivalisierende Kultureinheiten (hypothetisch angenommene Kulturentitäten) erachtet, die durch Konflikte miteinander – weil unvereinbar – geprägt sind. Ich habe afro-österreichische Jugendliche befragt, was sie zu dieser Thematik sagen. Waren die kulturellen Einflüsse ihres Umfeldes, ihrer Erziehung, ihrer Eltern etc. problembehaftet oder miteinander gut vereinbar? Ferner konnten sie sich dazu auch frei äußern. Alle Interviewten sahen die verschiedenen Einflüsse ihrer Erziehung als miteinander vereinbar. Die Interviewten vertraten ähnliche Sichtweisen und beschrieben ihre Erziehung als eine Bereicherung, die Vorteile mit sich bringt. Die TeilnehmerInnen gaben beispielsweise an, mehr sprachliche Kompetenz durch bilinguale Erziehung zu haben, Hautfarbe und Kultur nicht zu bewerten oder Menschen offen und tolerant zu begegnen. Drei der Interviewkandidaten betonten – ihrem Empfinden nach – auch einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn zu haben und

eine starke Empathie für diskriminierte und marginalisierte Gruppen zu empfinden. Zur detaillierten Darstellung der persönlichen Einschätzung der Kandidaten werden fünf Ausschnitte erläutert:

1. **Kathy:** „Miteinander vereinbar und auch total wichtig. Es bringt gewisse Vorteile. Ich bin sehr offen erzogen und offen für Neues und andere Sachen. Und ich hab' dadurch viel Interesse für Kulturen, vielleicht mehr als manche andere, die das gar nicht interessiert. Ich kann gut mit Menschen umgehen, weil ich durch die Erziehung unterschiedliche Zugänge kennengelernt habe. Außerdem bin ich auch mit Französisch als Zweitsprache aufgewachsen“ (Interview Kathy 2010: 236).
2. **Julia:** „Auch im Umgang mit Kulturen bin ich sehr offen und ich begegne auch niemandem mit Vorurteilen. Ich bewerte Menschen nicht nach ihrem Äußeren, sondern nach dem, was du kannst und was du menschlich drauf hast“ (Interview Julia 2010: 182).

VI.5. Welchen Raum bietet die Schwarz-Weiß-Konstruktion zur Selbstidentifikation afro-österreichischer Jugendlicher?

Nachdem die Position der Afro-EuropäerInnen und Afro-ÖsterreicherInnen innerhalb des Schwarz-Weiß-Konstruktionsgefüges anhand der Sekundärliteratur und Interviews thematisiert wurde, stellte ich auch die Frage, ob die bestehende Konstruktion einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für ihre persönliche Selbstidentifikation bietet.

Die Befragten kamen alle zu demselben Schluss, dass ihnen die Konstruktion von Schwarz und Weiß nicht genügend Platz für ihre Identität bietet. Begründet wurde diese Stellungnahmen mit den folgenden Aussagen:

1. **Martin:** „Ja, in Österreich werd' ich als Schwarzer bezeichnet und in Afrika als Weißer. Für mich selbst reicht das nicht aus, weil es vieles dazwischen gibt. Das ist für mich zu dichotom“ (Vgl. Interview Martin 2010: 147,153).
2. **Kathy:** „Nein, für mich nicht, weil es – wie gesagt – zwei Pole sind, die nichts mit der Realität zu tun haben. Es ist eine Entweder-oder-Sache, wo es nur die zwei gibt und sonst nichts, zumindest wird es einem so eingeredet“ (Interview Kathy 2010: 236).

3. **Aisha:** „Nein, wir leben in einer globalisierten Welt und ich denke nicht in solchen binären Kategorien“ (Interview Aisha 2010: 162).
4. **Luise:** „Ja, es ist halt so, dass ich nicht die Schwarze, sondern in Nigeria die Weiße bin. Ich fühl mich dann immer zwischen zwei Welten, weil man gehört nie ganz dazu. (...) Man ist immer da oder da; man gehört nie dazu, eigentlich. Und weil man dann dazwischen ist, bieten diese Kategorien nicht wirklich genügend Raum für mich“ (Interview Luise 2010: 219).

Einige der Befragten erzählten oftmals als Weiß in afrikanischen Ländern sowie in Österreich als Schwarz konstruiert und dadurch als fremd wahrgenommen zu werden. Die Gespräche verdeutlichten, dass afro-österreichische Jugendliche nicht als entweder Weiß oder Schwarz verstanden werden wollen, da sie sich mit keiner der beiden Kategorien persönlich identifizieren. Die Interviewten fühlten sich durch dieses Schwarz-Weiß-Gesellschaftskonzept und dessen dichotomer Konstruktion in ihrer selbstbestimmten Identität untergraben.

VI.6. Afro-österreichische Jugendliche: wie sie sich selbst sehen und wie sie von ihrem Umfeld wahrgenommen werden wollen

Zur letzten Frage des Interviews, „Wie nimmst du dich selbst wahr und wie möchtest du von deiner Umwelt wahrgenommen werden?“, gestalteten sich die verschiedenen Positionen als sehr homogen. Die Interviewten wollen in erster Linie als Individuum verstanden werden, das nach Charakter und Leistung beurteilt wird. Zweitens als Österreicher und nicht als Fremde/r. Drittens, wenn es darum geht ihr Äußeres zu beschreiben sowie einen selbstbestimmten Identitätsbegriff zu wählen, würden sie sich als Afro-ÖsterreicherInnen bezeichnen, die verschiedene Nationalitäten in sich vereinen und verschiedene kulturelle Zugänge haben. Darüber hinaus sehen sich die Jugendlichen sowohl als Österreicherin sowie als Togolessin, Senegalesin, Burkina Faser etc. Die verschiedenen Rollen, die afro-österreichische Jugendliche übernehmen, stehen für keine Entweder-oder-Identität, sondern spiegeln die Verbindung der verschiedenen Einflüsse zu einer polyvalenten Identität wider.

VI.7. Auswertung der teilnehmenden Beobachtung

Anhand der teilnehmenden Beobachtung konnte festgestellt werden, dass die meisten der InterviewkandidatInnen durch das Gespräch emotional aufgewühlt wurden, da sie viele Erlebnisse verdrängt hatten. Im Verlauf der Unterhaltung wurden manchmal kurze Sprech- bzw. Denkpausen der Interviewten eingelegt. Bei aufwühlenden Erzählungen der TeilnehmerInnen war die non-verbale Kommunikation oftmals von einem Seufzen oder Augenrollen gekennzeichnet. Darüber hinaus wurde häufig das Füllwort „naja“ in Situationen verwendet, die als unangenehm erlebt wurden.

Es wurden mehrmals Pausen eingelegt um den Interviewablauf so angenehm wie möglich zu gestalten sowie um nicht ständig sämtliche Rassismuserfahrungen Revue passieren zu lassen.

VI.8. Zusammenfassung der Auswertung

Mit Hilfe der Interviews konnte veranschaulicht werden, dass sich afro-österreichische Jugendliche mit rassistischen Äußerungen und Handlungen aufgrund ihres Aussehens konfrontiert sehen müssen. Die rassistischen Erfahrungen mit denen sich die Jugendlichen auseinandersetzen, zeigen, dass vornehmlich die Hautfarbe als Bedeutungsträger biologischer Differenz fungiert. Auf diese Weise werden Menschen nach rassifizierten Kategorien in Relation zu einander gesetzt sowie hierarchisiert. Die rassistischen Vorfälle des Alltags zeigen sehr deutlich, wie afro-österreichische Jugendliche eine gesellschaftliche Abwertung in Österreich erfahren. Weiß-Sein bedeutet im rassistischen Diskurs über einen normativen Anspruch zu verfügen, der es legitimiert, Menschen mit anderen phänotypischen Merkmalen – wie z.B. Schwarz-Sein – abwertend zu beurteilen bzw. mit negativen Zuschreibungen zu versehen. Die Funktionalisierung von phänotypischen Merkmalen wie der Hautfarbe, die als Bedeutungsträger biologischer Differenz im rassistischen Diskurs fungieren, dienen somit auch als Mittel der Legitimierung und Reproduktion gesellschaftlicher Privilegien.

Wie sich diese gesellschaftlichen Privilegien gegenüber afro-österreichischen Jugendlichen äußern, wurde anhand der Formulierungen der afro-deutschen Journalistin und Musikerin Noah Sow – wie bereits in Kapitel V.2.2. behandelt –

erläutert. Anhand der persönlichen Interviews galt es ebenfalls herauszufinden, ob das geschilderte Selbstbild der Afro-Deutschen von afro-österreichischen Jugendlichen geteilt wird. Die Auswertung ergab, dass das Selbstbild der afro-deutschen Journalistin und Musikerin mit den Empfindungen der afro-österreichischen Jugendlichen in sämtlichen Punkten deckungsgleich ist – ob nun als fremd betrachtet zu werden, Fremden nicht die Herkunft erklären zu müssen, aufzuwachsen, ohne rassistisch beleidigt zu werden, nie darüber nachdenken zu müssen, ob Verdächtigungen oder Kontrollen vielleicht aufgrund des Aussehens erfolgen, öffentlich nicht anonym zu sein u.v.m.

Die Auswertung ergab zudem, dass die Interviewten aufgrund ihres Aussehens als fremd erachtet werden und sich im Alltag bezüglich ihrer Herkunft, ihrer Deutschkompetenz, ihren Verwandtschaftsverhältnissen rechtfertigen müssen. Die Äußerungen, Fragen und Handlungen in diesem Kontext veranschaulichen sehr deutlich, dass – obwohl der Großteil afro-österreichischer Personen in Österreich geboren und aufgewachsen ist sowie mit den sozio-kulturellen Elementen, wie als „Normösterreicher“ konstruierte Personen, vertraut ist – diese im rassistischen Diskurs aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes als der/die „Andere“, der/die „Fremde“, der/die „Nicht-ÖsterreicherIn“ wahrgenommen werden.

Die Interviewbeispiele der afro-österreichischen Jugendlichen veranschaulichen, dass sich Rassismus nicht auf eine Migrations-, „Fremden-“ sowie „Ausländerdebatte“ beschränkt, sondern, dass eine bestimmte Gruppe von ÖsterreicherInnen ebenfalls rassistische Tendenzen gegenüber anderen ÖsterreicherInnen zeigen.

Die Interviews ergaben, dass der Großteil afro-österreichischer Jugendlicher eine Entweder-oder-Identität zugeschrieben wird, indem sie zum einen in Österreich als der/die „Schwarze“ konstruiert werden und in afrikanischen Ländern als Weiß erachtet werden. Auch hinsichtlich ihrer Selbstidentifikation bestätigen sie, dass infolge des konstruierten und reproduzierten Schwarz-Weiß-Gegensatzes, der durch seine Bipolarität und durch einen dichotomen Charakter gekennzeichnet ist, ihnen (afro-österreichischen Jugendlichen) der Raum für Selbstbestimmung oftmals entzogen wird. Die Jugendlichen gaben zum Ausdruck sich jenseits dieser Kategorien zu definieren.

VII. Resümee

In dieser Diplomarbeit wurde der Schwerpunkt einerseits auf die Dokumentation der Fremdwahrnehmung von Afro-EuropäerInnen im historischen Diskurs gelegt, andererseits wurde die Eigenwahrnehmung von Afro-ÖsterreicherInnen in der Gegenwart mittels Leitfadeninterviews herausgearbeitet.

Mit Hilfe der Critical Whiteness Studies wurde aufgezeigt, dass die Konzeptionierung von Kategorien anhand äußerlicher Merkmale, wie etwa Weiß- und Schwarz-Sein, keine biologische Realität verkörpert, sondern sozial und gesellschaftlich konstruiert ist. Ausgehend von der theoretischen Annahme der Critical Whiteness Studies, dass Weiß-Sein einen Ort der Unmarkiertheit, der Unsichtbarkeit, der Vorteile und der Privilegien sowie der Norm verkörpert, wurde gezeigt, dass im Gegenzug Schwarz-Sein gesellschaftlich einem Abwertungsprozess unterzogen wird und zur Stigmatisierung herangezogen wird. Es wurde in diesem Zusammenhang untersucht, ob konstruierte Bilder und Askriptionen des Schwarz-Weiß-Gegensatzes im wissenschaftlichen Rassismus des 18. und 19. Jahrhunderts in der gegenwärtigen Sprache und im Alltag der österreichischen Gesellschaft fortgesetzt werden.

Die Analyse der deutschen Standard- sowie Alltagssprache zeigte sehr deutlich, dass Schwarz in seiner Symbolik sowie Schwarz-Sein als phänotypisches Merkmal, im Gegensatz zu Weiß, markiert, benannt und bewertet sowie aufgrund einer häufig anzutreffenden negativen Konnotation im Sprachgebrauch bis heute mit einer Abwertung einhergeht. Dies gilt sowohl für die Alltagssprache als auch für die Standardsprache.

Mittels einer Negativbewertung wird Schwarz als schlecht, böse und bedrohend, insbesondere auf sprachlicher Ebene, zumindest innerhalb des rassistischen Diskurses, dargestellt bzw. gedeutet.

Hierzu wurde die Konstruktion von Schwarz und Weiß anhand von Begriffen und Sprichwörtern gebräuchlicher Wörterbücher (Duden, Österreichisches Wörterbuch) sowie medialer Meinungsäußerungen in der deutschen Standard- und Alltagssprache von mir untersucht.

Wichtig war mir auch die Analyse der in unserer heutigen Gesellschaft existierenden Schwarz-Weiß-Konstruktion. Meine Fragestellung in Bezug auf Afro-ÖsterreicherInnen war, welche Rolle sie innerhalb dieses dichotom-geprägten

Konstruktionsgefüges einnehmen. An dieser Stelle wurde der Frage nachgegangen, welches Bild Afro-EuropäerInnen in der wissenschaftlichen Debatte zugesprochen wurde und mit welchen Handlungsweisen sich diese Personengruppe konfrontiert sehen musste. In diesem Zusammenhang wird unter Anwendung der kritischen Diskursanalyse eine Reihe von Vertretern – Long, de Saint-Méry, Lyde, Buffon, Gobineau, Darwin, Meiners – des wissenschaftlichen Rassismus des 18. und 19. Jahrhunderts im Hinblick auf die Darstellung von Afro-EuropäerInnen analysiert. Aufgrund der Beschäftigung mit „Rassen“, „Spezien“ und „Kreuzungen“ im wissenschaftlichen Rassismus entwickelte sich die Klassifizierung von Afro-EuropäerInnen und ihren Nachkommen zu einer fundamentalen Diskussion. In diesem Kontext wurde beispielsweise die „Mulatto sterility hypothesis“ von Edward Long, oder „Hybrid vigor Theorie“ von Lionel W. Lyde und Médéric Louis Élie Moreau de Saint-Méry behandelt.

Darüber hinaus wurden rassistische Handlungsweisen des nationalsozialistischen Regimes gegenüber afro-deutschen Kindern thematisiert. Die Existenz afro-deutscher Kinder wurde als Demoralisierungsprozess der deutschen Frau verstanden. Neben der gesellschaftlichen Verachtung, denen Mütter afro-deutscher Kinder ausgesetzt waren, kamen Sterilisationsmaßen und Zwangserziehung in Konzentrationslagern hinzu.

Neben der Anwendung der kritischen Diskursanalyse wurde einerseits die soziale Position der Afro-EuropäerInnen im gegenwärtigen Diskurs anhand afro-europäischer AutorInnen sowie Auszügen des ZARA-Rassismusreports und andererseits mit Hilfe von Interviews mit afro-österreichischen Jugendlichen, im Alter von 19 bis 29 Jahren, erläutert. Insgesamt wurden sieben Interviews geführt, wovon fünf Teilnehmerinnen weiblich und zwei Partizipanten männlich waren. Alle Interviewten sind in Österreich geboren und aufgewachsen und verfügen seit Geburt an über die österreichische Staatsbürgerschaft. Darüber hinaus ist der Familienstatus der gesamten Zielgruppe ledig.

Mit Hilfe der Interviews wurden die Fremdwahrnehmungen sowie Rassismuserfahrungen von afro-österreichischen Jugendlichen in Österreich und in den jeweiligen Herkunftsländern des afrikanischen Elternteils erfragt. Die Auswertung ergab, dass alle TeilnehmerInnen mit rassistischer Diskriminierung, Erfahrungen der Ungleichbehandlung sowie mit rassistischen Äußerungen in Österreich konfrontiert worden waren. Anhand der Erzählungen der

InterviewpartnerInnen ging hervor, dass die Befragten auf Grund ihres äußeren Erscheinungsbildes von der österreichischen Gesellschaft als Schwarz konstruiert werden.

Einige der Befragten erzählten oftmals als Weiß in afrikanischen Ländern sowie als Schwarz in Österreich konstruiert und dadurch an beiden Orten teilweise als fremd wahrgenommen zu werden. Dies wird auch durch die Tatsache belegt, dass sich alle Befragten integriert fühlen und sich dennoch zugleich als Außenseiter der österreichischen Gesellschaft erachten. Die Ergebnisse der Interviews zeigen weiters, dass afro-österreichische Jugendliche weder als Weiß noch als Schwarz wahrgenommen werden wollen, da die dichotome Schwarz-Weiß-Konstruktion den Befragten zu wenig Raum für eine selbstbestimmte Identität bietet und somit an ihre Grenzen stößt.

Sämtliche der Befragten bevorzugten sich selbst als Afro-ÖsterreicherInnen zu bezeichnen. Jedoch veränderte sich die Selbstwahrnehmung und –bezeichnung im Laufe ihres Lebens, weil die Bedeutung und Etymologie gewisser Bezeichnungen erst im Zuge des Älterwerdens hinterfragt wird.

Der Begriff Afro-ÖsterreicherIn wurde von den Befragten als Selbstbezeichnung verwendet, weil er nicht rassistisch-konnotiert ist oder an Farb- sowie zoologische Kategorien erinnert, dafür aber die Familiengeschichte widerspiegelt, den geografischen Aspekt hervorhebt und als gemeinsamer Identitätsbegriff fungiert.

Darüber hinaus sahen sie die verschiedenen Einflüsse ihrer Erziehung als miteinander vereinbar. Während im Rassismuskurs häufig die Vorstellung eines Kulturkonflikts vorherrscht, beschreiben die befragten Jugendlichen ihr Familienleben als Bereicherung im Hinblick auf eine bilinguale Erziehung, ebenso aber auch dahingehend, Menschen – unabhängig ihrer Pigmentierung und kulturellen Einflüssen – offen begegnen zu können. Aus der Analyse der Interviews ging hervor, dass die KandidatInnen in erster Linie als Individuen wahrgenommen werden möchten, die nach ihren Leistungen und Fähigkeiten beurteilt werden und nicht auf Grund von zumeist rassistisch motivierten Askriptionen. Außerdem haben die afro-österreichischen Jugendlichen das Bedürfnis als ÖsterreicherIn wahrgenommen zu werden. Denn obwohl afro-österreichische Jugendliche in Österreich geboren und aufgewachsen sind, werden diese im rassistischen Diskurs aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes als der/die „Andere“, der/die „Fremde“, der/die „Nicht-ÖsterreicherIn“ wahrgenommen. Dies bestätigen die

Interviewaussagen der Jugendlichen in dem sie oftmals, „Woher kommen Sie?“ oder „Sprechen Sie Deutsch?“, gefragt werden. Sechs der Befragten berichteten, dass das biologische Verwandtschaftsverhältnis zu ihrem österreichischen Elternteil in Frage gestellt worden ist.

Die Analyse der Auswertung zeigt, dass afro-österreichische Jugendliche aufgrund ihrer phänotypischen Merkmale der persistenten Askription, sie seien fremd, ausgesetzt sind. Durch die immer wieder auftretenden rassistischen Erfahrungen im Alltag mit denen sich die Interviewten konfrontiert sehen müssen, wird veranschaulicht, dass sich Rassismus nicht nur auf eine Migrations-, „Fremden-“ sowie „Ausländerdebatte“ beschränkt, sondern dass eine bestimmte Gruppe von ÖsterreicherInnen ebenfalls rassistische Tendenzen gegenüber anderen ÖsterreicherInnen zeigt.

VII. Literaturverzeichnis

Abels, Heinz (1975): Alltagswirklichkeit und Situation. In: Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis 26, 227-249.

Adams, Michael Vannoy (1996): The Multicultural Imagination. „Race“, Color, and the Unconscious. London [u.a]: Routledge.

Amesberger, Helga / **Halbmayer**, Brigitte (2005): Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weißsein und Dominanzkultur. Dissertation.

Amesberger, Helga / **Halbmayer**, Brigitte (2005): Race / „Rasse“ und Whiteness – Adäquate Begriffe zur Analyse gesellschaftlicher Ungleichheit? In: L’homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 16 (2), 135-143.

Amesberger, Helga / **Halbmayer**, Brigitte (2008): Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weißsein und Dominanzkultur. Wien: Braumüller.

Arndt, Susan / **Hornscheid**, Antje (Hg., 2004): Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast-Verlag.

Braun, Wilhelm / **Ginschel**, Gunhild / **Hagen**, Gustav / **Huber**, Anna / **Müller**, Klaus / **Petermann**, Heinrich / **Pfeifer**, Gerlinde / **Pfeifer**, Wolfgang / **Schröter**, Dorothee / **Schröter**, Ulrich (1989): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen Q-Z. Berlin: Akademie-Verlag.

Boxill, Bernard (2001): Race and Racism. New York: Oxford University Press.

Conze, Werner / **Sommer**, Antje (2004 [1984]): Rasse. In: Brunner, Otto / Conze, Werner / Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, Bd. 5, 135-178.

Darwin, Charles (1875): Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, Band 1. Stuttgart: Schweizerbart Verlag.

Duden (1992): Duden. Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Wörterbuch der deutschen Idiomatik. Band 11. Mannheim [u.a]: Dudenverlag.

Duden (2001): Duden. Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Band 7, Auflage 3. Mannheim [u.a]: Dudenverlag.

Duden (2002): Duden. Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik 2. Band 11. Mannheim [u.a]: Dudenverlag.

Duden (2003): Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 5.Auflage. Mannheim [u.a]: Dudenverlag.

Duden (2007): Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 6.Auflage. Mannheim [u.a]: Dudenverlag.

Dietrich, Anette (2007): Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus. Bielefeld: Transcript Verlag.

Dietze, Gabriele (2006): Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion. In: Tißberger, Martina / Dietze, Gabriele / Hrzán, Daniela / Husmann-Kastein, Jana (Hg.): Weiß – Weißsein – Whiteness.

Kritische Studien zu Gender und Rassismus / Critical Studies on Gender and Racism. Frankfurt am Main [u.a]: Peter Lang GmbH / Verlagsgruppe, 219-247.

Elfferding, Wieland (1989): Funktion und Struktur des Rassismus. Eine Theorieskizze. In: Autrata, Otger / Kaschuba, Gerrit / Leiprecht, Rudolf / Wolf, Cornelia (Hg.): Theorien über Rassismus, Hamburg [u.a]: Argument Verlag, 101-112.

Autrata, Otger / Kaschuba, Gerrit / Leiprecht, Rudolf / Wolf, Cornelia (Hg.): Theorien über Rassismus. Berlin/Hamburg: Argument Verlag.

El-Tayeb, Fatima (2001): Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890-1933. Frankfurt [u.a]: Campus Verlag.

El-Tayeb, Fatima (2003): Verbotene Begegnungen – unmögliche Existenzen. Afrikanisch-deutsche Beziehungen und Afro-Deutsche im Spannungsfeld von race und gender. In: Bechhaus-Gerst, Marianne / Klein-Arendt, Reinhard (Hg): Die (koloniale) Begegnung. AfrikanerInnen in Deutschland 1880-1945, Deutsche in Afrika 1880-1918. Frankfurt a.M. [u.a.]: Peter Lang Verlag, 85-95.

Flick, Uwe (2004): Qualitative Sozialforschung. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Fortier, Paul A. (1967): Gobineau and German Racism. In: Comparative Literature 19 (4), 341-350.

Foucault, Michel (1981) übers. von **Köppen**, Ulrich (2003): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Frankenberg, Ruth (1996): Weiße Frauen, Feminismus und die Herausforderung des Antirassismus. In: Fuchs, Brigitte / Habinger, Gabriele (Hg.): Rassismen & Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien: Promedia Verlag, 51-66

Frankenberg, Ruth (2005): The Social Construction of Whiteness. White Women, Race Matters. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Froschauer, Ulrike / **Lueger**, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Fuchs, Brigitte (2003): "Rasse", "Volk", Geschlecht. Anthropologische Diskurse in Österreich 1850-1960. Frankfurt / Main: Campus Verlag.

Gingrich, Andre (2004): Concepts of Race Vanishing, Movements of Racism Rising? Global Issues and Austrian Ethnography. In: Ethnos. Journal of Anthropology 69 (2) 156-176.

Glaser, Hermann (2002): Kleine Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert. München: Beck Verlag.

Gröpel, Wolfgang (1999): Kindheit, Migration, Schullaufbahn. Wissenschaftstheoretischer Diskurs und empirischer Befund über soziogene Faktoren und Prozesse, die die Schullaufbahnen von MigratInnenkindern beeinflussen. Dissertation Universität Wien.

Gröpel, Wolfgang (2010): Kurzinterview zum Thema Kultur und polyvalente Identität, 22.08.2010.

Gukenbiehl, Hermann L. (2008): Soziologie als Wissenschaft. Warum Begriffe lernen? In: Korte, Hermann / Schäfers, Bernhard (Hg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ha, Kein Nghi/ Lauré al-Samarai, Nicole / Mysorekar, Sheila (2007): Einleitung. In: Ha, Kein Nghi/ Lauré al-Samarai, Nicole / Mysorekar, Sheila (Hg.): Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland, 9-21.

Ha, Kein Nghi (2007): People of Color – Koloniale Ambivalenzen und historische Kämpfe. In: Ha, Kein Nghi/ Lauré al-Samarai, Nicole / Mysorekar, Sheila (Hg.): Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland, 31-52.

Haarmann, Harald (2005): Schwarz. Eine kleine Kulturgeschichte. Wien [u.a]: Verlag Lang.

Hering Torres, Max Sebastián (2006): Rassismus in der Vormoderne. Die „Reinheit des Blutes“ im Spanien der Frühen Neuzeit. Frankfurt a. Main [u.a.]: Campus Verlag.

Hofbauer, Andreas (1995): Afro-Brasilien. Vom weißen Konzept zur schwarzen Realität. Historische, politische, anthropologische Gesichtspunkte. Wien: Promedia.

Hofmann, Sabine (2001): Konstruktion sozialer Wirklichkeit. Eine diskursanalytische Untersuchung französischer Karibiktexte des frühen 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. Main [u.a.]: Campus Verlag.

Hombach, Bodo (1991): Semantik und Politik. In: Liedte, Frank (Hg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik. Opladen: Westdeutscher Verlag, 34-43.

Hummrich, Merle (2009): Bildungserfolg und Migration. Biografien junger Frauen in der Einwanderungsgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hund, Wulf D. (1999): Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Jäger, Margarete (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Johnston-Arthur, Araba Evelyn (2000): Schwarze Erfahrungen der jungen afrikanischen Diaspora in Österreich. In: Kumpfmüller, Karl A. (Hg.): Europas langer Schatten – Afrikanische Identitäten zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel Verlag, 153-159.

Kalpaka, Annita / **Räthzel**, Nora (1989): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. In: Autrata, Otger / Kaschuba, Gerrit / Leiprecht, Rudolf / Wolf, Cornelia (Hg.): Theorien über Rassismus, Hamburg [u.a]: Argument Verlag, 85-100.

Klein, Josef (1989): Wortschatz, Wortkampf, Wortfelder in der Politik. In: Klein, Josef (Hg.): Politische Semantik. Beiträge zur politischen Sprachverwendung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 3-51.

Laukötter, Anja (2007): Von der „Kultur“ zur „Rasse“ – vom Objekt zum Körper? Bielefeld: Transcript Verlag.

Lively, Jack (1973): Reviewed work(s): Father of Racist Ideology. The Social and Political Thought of Count 'Gobineau by Michael D. Biddiss. In: The English Historical Review, 88 (347), 460-461.

Lorey, Isabell (2006): Der weiße Körper als feministischer Fetisch. Konsequenzen aus der Ausblendung des deutschen Kolonialismus. In: Tißberger, Martina / Dietze, Gabriele / Hrzán, Daniela / Husmann-Kastein, Jana (Hg.): Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus / Critical Studies on Gender and Racism. Frankfurt am Main [u.a]: Peter Lang GmbH / Verlagsgruppe, 61-83.

Ludvig, Alice (2005): Black Feminism in den Gender Studies: Subjektpositionen zwischen Hautfarbe und Geschlecht. In: Bidwell-Steiner, Marlen / Wozonig, Karin S. (Hg.): Die Kategorie Geschlecht im Streit der Disziplinen. Wien [u.a.]: StudienVerlag, 223-239.

Lueger, Manfred (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Lutz, Helma (1991): Welten verbinden. Türkische Sozialarbeiterinnen in den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland. Interdisziplinäre Studien zum Verhältnis von Migrationen, Ethnizität und gesellschaftlicher Multikulturalität. Frankfurt a.M.: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

Maser, Werner (1971): Adolf Hitler. Legende, Mythos, Wirklichkeit. München [u.a]: Bechtle Verlag.

Massingue, Eva (2005): Sichtbar Anders – Aus dem Leben afrodeutscher Kinder und Jugendlicher. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel Verlag.

Mayring, Philipp (2002): Qualitative Sozialforschung. Basel [u.a.]: Beltz Verlag.

Mayring, Philipp (1983, 2003): Qualitative Inhaltsanalyse, Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz Verlag.

Meiners, Christoph (1790): Ueber die Natur der Afrikanischen Neger und die davon abhängende Befreyung, oder Einschränkung der Schwarzen. In: Schäfer, Frank (Hg. 1998): Christoph Meiners. Mit einem Nachwort hrsg. von Frank Schäfer. Hannover: Matthias Wehrhan Verlag.

Meulenbelt, Anja (1993): Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Mienert, Malte (2008): Total diffus: Erwachsenwerden in der Jugendlichen Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Miles, Robert (1999): Geschichte des Rassismus. In: Burgmer, Christoph (Hg.): Rassismus in der Diskussion. Gespräche. Berlin: Elefanten Press, 9-26.

Miles, Robert (2000): Bedeutungskonstitution und der Begriff Rassismus. In: Räthzel, Nora (Hg.): Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument Verlag, 17-33

Oguntoye, Katharina / **Ayim-Opitz**, May / **Schultz**, Dagmar (2006): Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Omi, Michael / Winant, Howard (1994): Racial Formation in the United States: From the 1960s to the 1980s. New York [u.a]: Routledge.

Österreichisches Wörterbuch (1994): Österreichisches Wörterbuch, 38. Auflage. Wien: ÖBV Pädagogischer Verlag, Verlag Jugend & Volk.

Österreichisches Wörterbuch (2006): Österreichisches Wörterbuch, 40. Auflage. Wien: ÖBV Pädagogischer Verlag.

Räthzel, Nora (Hg., 2000): Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument Verlag.

Rommelspacher, Birgit (2002): Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt/Main: Campus Verlag.

Schmitz-Berning, Cornelia (1998): Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin [u.a]: de Gruyter.

Schmuhl, Hans-Walter (2005): Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927-1945. Göttingen: Wallstein Verlag.

Schüller, Christian / van der Let, Petrus (1999): Rasse Mensch. Jeder Mensch ein Mischling. Aschaffenburg: Alibri Verlag.

Sicard, Didier (2003): Illusionen und Hoffnungen der Genetik. In: Honnefelder, Ludger / Mieth, Dietmar / Propping, Peter / Siep, Ludwig / Wiesemann, Claudia (Hg.): Das genetische Wissen und die Zukunft des Menschen. Berlin: de Gruyter, 47-56.

Sollors, Werner (1997): Neither Black nor White yet Both. New York, Oxford: Oxford University Press.

Sow, Noah (2008): Deutschland – Schwarz – Weiß. Der alltägliche Rassismus. München: C. Bertelsmann Verlag.

Strauss, Anselm L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wilhelm Fink Verlag.

Szczyrba, Birgit (2003): Rollenkonstellationen in der pädagogischen Beziehungsarbeit. Neue Ansätze zur professionellen Kooperation am Beispiel von Schule und Jugendhilfe.

Von Drehle, David (2008): When you look at this photo, what do you see? 1. Black Man, 2. Healer, 3. Novice, 4. Radical, 5. The Future, All of the above. Your answer explained. The Five Faces Of Barack Obama. In: Time: U.S. Election: Obama's Moment, 01.09.2008.

Teo, Thomas (1994): Zur Identität von sogenannten Mischlingen. In: Mecheril, Paul / Teo, Thomas (Hg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin: Dietz Verlag, 145-165.

Thieme, Frank (2008): Kaste, Stand, Klasse. In: Korte, Hermann / Schäfers, Bernhard (Hg.): Einführung in Hautbegriffe der Soziologie. Lehrbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wachendorfer, Ursula (2006 [2001]): Weiß-Sein in Deutschland. Zur Unsichtbarkeit einer herrschenden Normalität. In: Arndt, Susan (Hg.): AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland. Münster: Unrast Verlag, 87-101.

Walgenbach, Katharina (2005a): „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Walgenbach, Katharina (2005b): „Weißsein“ und „Deutschsein“ – historische Interdependenzen, in: Eggers, Maureen Maisha /Kilomba, Grada / Piesche, Peggy / Arndt, Susan (Hg.): Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast Verlag, 377-393.

Walgenbach, Katharina (2008): Whiteness Studies als kritisches Paradigma für die historische Gender- und Bildungsforschung. In: Gippert, Wolfgang / Götte, Petra / Kleinau, Elke (Hg.): Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven. Bielefeld: Transcript Verlag, 46-66.

Wanzeck, Christine (2003): Zur Etymologie lexikalisierter Farbwortverbindungen. Untersuchungen anhand der Farben Rot, Gelb, Grün und Blau. Amsterdam [u.a]: Rodopi.

Webster, Yehudi O. (1992): Racialization of America. New York: St. Martin's Press.

Weiß, Anja (2001): Rassismus Wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Wippermann, Wolfgang (2005): Geschichtswissenschaft. Rassenwahn und Teufels Glaube. Berlin: Frank & Timme.

Witzel, Andreas (1989 [1985]): Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Heidelberg: Asanger Verlag, 227-255.

Wodak, Ruth (2001): Politikwissenschaft und Diskursanalyse: Diskurs in / der Politik. In: Markovits, Andrei S. / Rosenberger, Sieglinde K. (Hg.): Demokratie. Modus und Telos. Beiträge für Anton Pelinka. Wien [u.a.]: Böhlau Verlag, 75-99.

Wollrad, Eske (2005): Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

ZARA-Rassismusreport (2007): Einzelfall-Bericht über rassistische Übergriffe und Strukturen in Österreich, 1-84.

<http://www.zara.or.at/materialien/rassismus-report/rassismus-report-2007.pdf>

ZARA-Rassismusreport (2008): Einzelfall-Bericht über rassistische Übergriffe und Strukturen in Österreich, 1-84.

http://www.zara.or.at/doc/2009/ZARA_RassismusReport2008.pdf

Internetquellen:

Balz, Dan / Cohen, Jon (2007): Blacks Shit to Obama, Poll Finds. In: The Washington Post, 28.02.2007.

<http://www.washingtonpost.com/wp-dyn/content/article/2007/02/27/AR2007022701030.html> [26.09.2009]

Baur, Nina (2003): Die biographische Methode. Ein Verfahren zur qualitativen Analyse individueller Verlaufsmuster in den Sozialwissenschaften. In: Bamberger Beiträge zur empirischen Sozialforschung 3, 1-23.

http://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/fakultaeten/sowi_lehrstuehle/empirische_sozialforschung/pdf/bambergerbeitraege/BBES03-2003.pdf [12.06.2009]

Müller, Heinz: Nächtliche Spaziergänge im Stadtpark zu Wien. 142 Prozent mehr Taschendiebstähle. Dealer, die Kinder zum Drogenverkauf engagieren: Ist Wien noch sicher? In: Presse, o.D.

<http://diepresse.com/home/meinung/meinungarchiv/234792/index.do?from=suche.intern.portal> [14.08.2009]

Das Parteiprogramm der Freiheitlichen Partei Österreichs (April 2005):

http://www.fpoe-parlamentsklub.at/fileadmin/Contentpool/Parlament/PDF/FP_Parteiprogramm_Neu.pdf [17.06.2009]

Deutschlandradio: Der erste afroamerikanische Präsident der USA, 20.01.2009.

<http://www.dradio.de/aktuell/906378/> [22.09.2009]

Die Presse: Schlag gegen „Streetworker“, 25.04.2003.

<http://diepresse.com/home/politik/aussenpolitik/198254/index.do?from=suche.intern.portal> [14.08.2009]

Noormofidi, Donja: Gift in mir. In: Der Falter, 21.11.2007.

<http://www.falter.at/web/print/detail.php?id=595> [26.08.2009]

Focus: Barack Obama. Der personifizierte amerikanische Traum wird US-Präsident, 05.11.2008.

http://www.focus.de/politik/ausland/barack-obama-der-personifizierte-amerikanische-traum-wird-us-praesident_aid_346191.html [23.09.2009]

Gardner, David (2008): Obama in a turban: Barack accuses Hillary of smear campaign after circulating photos of him dressed as ‚a Muslim‘. In: Mail Online, 26.02.2008.

<http://www.dailymail.co.uk/news/article-518585/Obama-turban-Barack-accuses-Hillary-smear-campaign-circulating-photos-dressed-Muslim.html> [26.09.2009]

Historisches Lexikon Bayerns:

http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/document/artikel/44947_bilder_value_2_schwarze-schmach2.jpg

[12.07.2009]

MacAskill, Ewen (2007): Frantic candidates jostle for pole position as Iowa caucus looms. In: The Guardian, 12.12.2007.

<http://www.guardian.co.uk/world/2007/dec/12/uselections2008.ewenmacaskill>

[22.09.2009]

MSNBC: Clinton campaign asks volunteer to resign, 12.10.2007.

<http://www.msnbc.msn.com/id/22181497/> [13.03.2010]

NEWS: Drogendeal verhindert: Schwarzafrikaner transportiere 30 Heroinkugeln im Mund, 13.08.2004.

<http://www.news.at/articles/0433/10/89688/drogendeal-schwarzafrikaner-30-heroinkugeln-mund> [10.08.2009]

NEWS: Wie schwarz ist Barack Obama? Afroamerikaner haben Zweifel an Kandidaten, 18.01.2007.

http://www.news.at/articles/0703/15/162010_s2/wie-barack-obama-afro-zweifel-kandidaten [10.08.2009]

Online Standard: Der Standard Sommergespräche: Ich will keine auf unseren Straßen haben, 18.09.2009

<http://derstandard.at/1252771700858/Der-Standard-Sommergespraech-Ich-will-keine-auf-unseren-Strassen-haben> [23.08.2009]

Organizing for America: Remarks of Senator Barack Obama: ‚A More Perfect Union‘, 18.03.2008.

http://www.barackobama.com/2008/03/18/remarks_of_senator_barack_obam_53.php [29.09.2009]

Organizing for America: Keynote Address at the 2004 Democratic National Convention, 27.07.2004.

http://www.barackobama.com/2004/07/27/keynote_address_at_the_2004_de.php

[30.09.2009]

Pitzke, Marc (2008): US-Präsidentschaftswahl 2008. Turban und Terrorbraut.

Obama-Karikatur provoziert Proteste. In: Spiegel, 14.07.2008.

<http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,565827,00.html> [28.09.2009]

Spiegel Online: US-Präsidentschaftswahl 2008. US-Wahlkampf. Streit um Obama-Foto mit Turban, 26.02.2008.

<http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,537719,00.html> [26.09.2009]

Spiegel Online: US-Präsidentschaftswahl 2008, o.D.

<http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,grossbild-1241964-565827,00.html>

[28.09.2009]

Stenographisches Protokoll: 168. Sitzung des Nationalrates der Republik Österreich, 10.05.1999.

http://www.parlament.gv.at/PG/DE/XX/NRSITZ/NRSITZ_00168/fname_114325.pdf

[14.08.2009]

ZARA: Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit

<http://www.zara.or.at/index.php/ueber-zara> [15.09.2009]

<http://www.zara.or.at/materialien/rassismus-report/> [16.09.2009]

ZARA-Presstext: ZARA präsentiert Rassismus Report 2007

http://www.zara.or.at/doc/2008/PRESSETEXT_Rassismus%20Report2007.pdf

[15.09.2009]

20MinutenOnline: Obama mit verrücktem Affen verglichen, 18.02.2009.

<http://www.20min.ch/news/ausland/story/Obama-mit-verruecktem-Affen-verglichen-19615989> [29.09.2009]

Mohren Apotheke Graz

http://www.mohren-apotheke.at/index.php?eID=tx_cms_showpic&file=uploads%2Fpics%2FMohr_Fassade_Galerie.jpg&width=800m&height=600m&bodyTag=%3Cbody%20style%3D%22margin%3A0%3B%20background%3A%23fff%3B%22%3E&wrap=%3Ca%20href%3D%22javascript%3Aclose%28%29%3B%22%3E%20|%20%3C%2Fa%3E&md5=c5dff37ad9a3259ad1b9eb44f2bce804 [30.08.2009]

Mohren Apotheke Wien

<http://www.mohrenapo.at/> [30.08.2009]

Fox News 06.07.08

<http://www.youtube.com/watch?v=4aLGkFpsdHo> [26.09.2009]

Hardball: Chirs Mathews and Osama Obama, 18.02.2008

<http://www.youtube.com/watch?v=tfcnDo9MPvk&feature=related> [28.09.2009]

Hardball: Chirs Mathews with Obama Osama Slip, 24.06.2008

<http://www.youtube.com/watch?v=YIJQ7b1EbxU&feature=related> [28.09.2009]

VIII. Appendix

Postskript zur Interviewerhebung

		Interview-Nr.:		
Interviewte/-r:				
	Ort:	Datum:	Dauer:	Geburtsort:
	Alter:	Geschlecht:	Staatsbürgerschaft:	Nationalität:
	Familienstand:	Geburtsort der Eltern:	Wo aufgewachsen:	Geschwister:
	Besuchte Form der Schulbildung:	Wohnungssituation (Haus, Wohnung, alleine, mit Eltern, WG etc.):	Berufliche Tätigkeit:	Wahrnehmung über non-verbale Aspekte:

Interviewleitfaden

1) Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die Kategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang spielte?

- Situationsort
- Situationszeit
- Wie kam es zu dieser Situation
- Verlauf der Situation
- welche Handlungsstrategie hast du angewandt – Vermeiden, aufmerksam machen, was war die Konsequenz?

2) Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung im erwachsenen Alter? (Notiz: Arbeit/Universität/Freizeit)

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die Hautfarbe in diesem Zusammenhang spielte?

- Situationsort
- Situationszeit
- Wie kam es zu dieser Situation
- Verlauf der Situation
- welche Handlungsstrategie hast du angewandt – Vermeiden, aufmerksam machen, was war die Konsequenz?

3) Gab es gegenwärtig Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in Österreich?
(Notiz: Arbeit/Universität/Freizeit)

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die
Konstruktionskategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang spielte?

- Situationsort
- Situationszeit
- Wie kam es zu dieser Situation
- Verlauf der Situation
- welche Handlungsstrategie hast du angewandt – Vermeiden, Aufmerksam machen, was war die Konsequenz?

4) Werden dir im Alltag Fragen zu deinem äußeren Erscheinungsbild gestellt?
(Sonnenbrand, Haare, Herkunft)

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, welche?

Empfindest du die Fragen als

- ☐ legitim
- ☐ Problem bzw. störend und nervig
- ☐ situations- und Kontextabhängig,
- ☐ weder noch, sondern.....

Begründe, warum du die Fragen als solches empfindest?

Wie gehst du damit um und welche Folgen ergeben sich im Gesprächsverlauf?

5) Wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

6) Hast du einen Teil deiner Sozialisation im Geburtsland deines afrikanischen Elternteils verbracht?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte schildere diesen Lebensabschnitt. (Wie lange dort; mit wem dort gelebt; viel/gering Familienbezug dort?)

7) Hast du das Geburtsland deines afrikanischen Elternteils besucht?

Wenn ja, wie oft?

8) Hast du noch andere afrikanische Länder besucht?

Wenn ja, welche?

9) Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit in afrikanischen Ländern gehabt?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon?

- Situationsort
- Situationszeit
- Wie kam es zu dieser Situation
- Verlauf der Situation
- welche Handlungsstrategie hast du angewandt – Vermeiden, Aufmerksam machen, was war die Konsequenz?

10) Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung als Erwachsener in afrikanischen Ländern gehabt?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon?

- Situationsort
- Situationszeit
- Wie kam es zu dieser Situation
- Verlauf der Situation
- welche Handlungsstrategie hast du angewandt – Vermeiden, Aufmerksam machen, was war die Konsequenz?

11) Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen? Als:

☐ Außenseiter

☐ integriertes Gesellschaftsmitglied

☐ beides

☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

12) Wie beschreibst du dich bzw. bezeichnest du dich wenn es darum geht dein Äußeres zu beschreiben:

☐ Farbige

☐ Mulatte/Mulattin

☐ Schwarze

☐ Mischling

☐ Braune

☐ Coloured

☐ Weiße

☐ Afro-Österreicher/in

☐ Half-caste

☐ Schwarze/r Österreicher/in

☐ Sonstige Bezeichnung

Warum verwendest du genau diese Selbstbezeichnung?

Warum sprechen dich die anderen Bezeichnungen nicht an?

Hat sich deine Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe deines Lebens verändert?

Wenn ja, warum?

13) Empfindest du die verschiedenen kulturellen Einflüsse deiner Erziehung

- ☐ Als problembehaftet, d.h. würdest du dich als Grenzgänger oder Kulturpendler zwischen zwei Kulturen sehen
- ☐ Miteinander vereinbar
- ☐ Keines von beiden, sondern...

Begründe warum!

14) Bietet die Konstruktionsbeschaffenheit einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für deine Selbstidentifikation?

Ja ☐

☐ Nein

Begründe warum!

15) Wie nimmst du dich selbst wahr und wie möchtest du von deiner Umwelt wahrgenommen werden?

Interview mit Martin

Datum: 3.12.2009

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die Kategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang spielte?

Martin: Ja, zum Beispiel auf meinem Schulweg bin ich als „Neger“ beschimpft worden.

Interviewerin: Bist du in der Schule auch beschimpft worden?

Martin: Ja, in der Schule auch. In der Schule hatten wir z.B. einen Mitschüler, der mir ebenfalls dieses Wort an den Kopf geworfen hat und dann noch ein Wörterbuch hinterher.

Interviewerin: Was ist dir noch passiert?

Martin: In Krems auf der Straße beim Vorbeigehen hat mich ein Mann älteren Alters ebenfalls als „N.“ bezeichnet ohne jeglichen ersichtlichen Grund, also einfach im Vorbeigehen.

Interviewerin: Wie bist du mit der Situation umgegangen?

Martin: Meistens wenn's zu solchen Situationen gekommen ist, war ich erstens amal irgendwie total baff und wusste eben nicht was ich tun sollte. Ich hab' mir da irgendwie auch lange keine Strategie zu Recht gelegt. Ja und was ich dann gemacht hab' ist zurückschimpfen, das ist das wenigste was mir dann eingefallen ist.

Interviewerin: Hast du bei dem älteren Herr reagiert?

Martin: Oja, da hab' ich auch gesagt, was er eigentlich von mir will.

Was mir noch einfällt während der Schulzeit in Krems, da hat eine Lehrerin von den zehn kleinen „Negerlein“, dem Lied gesprochen. Wobei eine andere Mitschülerin mit afro-österreichischer Herkunft aus Zimbabwe darauf reagierte. Und ich war da wieder in dieser Situation vor den Kopf gestoßen. Also konnte ich da auch nichts sagen.

Ja, das sind so Alltagssituationen, die mir von der Kindheit einfallen.

Interviewerin: Was ich dich noch fragen wollte zu deiner Kindheit, hast du auch solche Situationen mit deinen Eltern gemeinsam erlebt?

Martin: Ja. Ein Beispiel fällt mir ein, was mir meine Mutter erzählt hat, dass wie sie in Salzburg mit dem Kinderwagen unterwegs war, beschimpften sie Arbeiter meine Mutter sei eine „N.hure.“ Oder ist es auch mal gesagt worden warum sie sich vier Kinder adoptiert hat.

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung im erwachsenen Alter? Z.B. Arbeit/Universität/Freizeit?

Martin: Ja hat's auch gegeben. In der Freizeit bin ich mal zum Stephansplatz gefahren und bin dort ausgestiegen, mit dem 2A glaub ich. Ich steig da aus diesem Bus aus und kommen da zwei junge Leute mir entgegen, vielleicht im Alter von 20 Jahren herum. Wendet sich der eine zum anderen und sagt dann: „Scho wieder so ein Halbn.!“ Ich hab' die zwei dann sofort konfrontiert. Einer dieser zwei hat dann sein Metal-Heft¹⁹ auf die Straße geworfen und hat sich da gleich vor mir aufgebaut und wollte es komplett eskalieren lassen. Da war's kurz davor, dass es nicht nur bei verbaler Konfrontation blieb, sondern auch zu Handgreiflichkeiten kommt. Die Situation hat sich dann auch aufgelöst. Andere Passanten haben auch gemeint ich soll die Polizei rufen.

Das ist ein Beispiel, dann ein anderes...Bei einer Fahrkartenkontrolle beim Volkstheater, da hab' ich die Karte der Kontrolleurin gereicht und wir haben uns dann unabsichtlich irgendwie berührt. Voller Verachtung hat sie sich dann die Hand abgeputzt als würd' ich irgendwie schmutzig sein. Und ich hab' sie daraufhin eben angesprochen und sie hat dann gemeint ich soll mich schleichen. Wir sind dann zu einem verbalen Schlagabtausch gekommen, worauf sich dann ein Polizist eingemischt hat.

Interviewerin: Kannst du dich an diesen Schlagabtausch genauer erinnern?

Martin: Ich kann mich nimmer genau erinnern, aber sie war auf jeden Fall sehr beleidigend.

Und dann ist eben ein Polizist dazugekommen, der sich auf ihre Seite geschlagen hat und sie quasi gedeckt hat ohne irgendwie die Situation zu kennen und hat mich dann auch noch beleidigt.

Interviewerin: Weißt du da noch was er gesagt hat?

Martin: Ja. Er hat mich Arschloch geschimpft.

¹⁹ Eine Zeitschrift über Metal-Musik

Interviewerin: Musstest du auf eine Wachstation mitkommen?

Martin: Nein, ich habe auf keine Wache müssen, ich bin dann einfach gegangen.

Was fällt mir noch ein [Pause].

Interviewerin: Wenn dir jetzt nichts zu Kategorie Freizeit gerade einfällt, fällt dir etwas zur Arbeit ein?

Martin: Ja, da würd' mir jetzt gleich ein Beispiel einfallen. Da hab' ich mich für einen Posten beworben im 1. Bezirk. Das war ganz erschreckend eigentlich, im Service und der Besitzer...also wir hatten da eine Vereinbarung: er hat die Stelle ausgeschrieben und hat da jemanden für den Service gesucht. Dann hat er irgendwie seine Meinung geändert, er bräuchte nur noch jemanden für eine niedrigere Stelle, also für einen Commis de Rang. Daraufhin hab' ich gesagt, dass ich das aber gar nicht machen will und ich hab' mich für diese Stelle beworben und er hat gesagt, er sucht wen für diese Stelle und wenn das jetzt alles nicht so ist, werd' ich halt nicht bei ihm weiterarbeiten und hab' ihn eben gebeten, er soll mich auszahlen. Daraufhin hat er gemeint ich soll am nächsten Tag vorbeikommen und mir das Geld abholen. Ich bin dann am nächsten Tag gekommen, vor der Mittagszeit – so wie er es wollte – und er wollte mich dann geringer auszahlen als wir vereinbart hatten und hat mir auch weniger Geld gegeben. Da ich darauf beharrt habe er soll mir eben jetzt das Geld geben, was mir auch zusteht, ist er handgreiflich geworden und hat mich zu stoßen begonnen. Ich bin passiv geblieben, weil ich wollte ihm nicht irgendwie handgreiflich gegenüber treten. Er hat begonnen mich aus dem Lokal zu drängen und hat mich dann „N.-Arschloch“ geschimpft.

Interviewerin: Hat er dir das ganze Geld gegeben?

Martin: Nein. Er hat mir nicht das ganze Geld gegeben. Einen Teil des Geldes hab' ich bekommen und dann ist er handgreiflich geworden. Dann hat er mich rausgestoßen aus dem Lokal ohne dass ich mir meine Jacke greifen konnte. Also ich hab' dann noch mal rein müssen. Diese Situation hab' ich dann auch vor die Gleichberechtigungskommission gebracht, aber da ist dann auch im Grunde nichts rausgekommen dabei. Das Ganze ist nicht als rassistisch eingestuft worden. Er hat mir dann in späterer Folge das ganze Geld nachgezahlt, was wir eigentlich vereinbart hatten. Er musste mich dann auch anmelden für die Tage, die ich dort gearbeitet habe.

Interviewerin: Hat er das freiwillig nachgezahlt?

Martin: Nein. Das war aufgrund dessen, weil ich zur Gleichstellungskommission gegangen bin.

Interviewerin: Ist noch was eingefallen in puncto Freizeit? Was war das?

Martin: Ja, obwohl ich normal Deutsch mit den Leuten in Österreich spreche, ist ja meine Muttersprache, kommt dann die Frage, woher ich komm. Naja und das ist dann [Pause].

Interviewerin: Was ist deine Antwort auf diese Frage?

Martin: Ich sag' dann eh: „Ich bin in Österreich geboren“ und das reicht diesen Menschen dann aber nicht und sie fragen dann nach: „Woher kommst denn wirklich?“ Also, sie akzeptieren die Antwort dann auch nicht, sondern wollen dann hören aus einem afrikanischen Land zum Beispiel.

Dann fällt mir noch ein, ich hatte einmal ein Erlebnis in einem Wirtshaus. Der Großvater von einem Freund von mir hat mich gefragt, ob ich Deutsch spreche. Der Wortlaut war: „Du sprechen Deutsch?“ Ich hab' ihm dann normal geantwortet: „Ja, ich sprech' eh Deutsch.“ Und mein Freund hat ihm dann auch gesagt, dass er eh normal mit mir reden kann. Worauf das dann aber noch zweimal gekommen ist in gleicher Form.

Interviewerin: Wurdest du öfters gefragt ob du Deutsch sprichst?

Martin: Ja, öfters. Diese Frage nach der Herkunft und nach der Sprache die kommt immer wieder vor.

Interviewerin: Wie gehst du mit diesen Fragen um?

Martin: Es ist unangenehm. Ja es ist natürlich unangenehm und ich mach mir natürlich auch ein Bild von diesen Menschen.

Interviewerin: Ist es immer unangenehm wenn dich jemand fragt, oder ist es in bestimmten Situationen unangenehm?

Martin: Ja, es ist meist unangenehm.

Interviewerin: Wann ist diese Frage für dich angenehm?

Martin: Ja wenn ich spür', dass da wirkliches Interesse besteht. Für mich ist es eben unangenehm, wenn es darum geht meine Herkunft ins Ausland zu projizieren und wenn dabei herauskommen soll, dass man nicht wirklich ein „echter“ Österreicher ist.

Interviewerin: Fällt dir noch was ein?

Martin: Was mir noch einfällt ist eben in meiner Jugend dieser Vergleich vom männlichen Glied.

Interviewerin: Wann war das?

Martin: Sehr oft. In Umkleidekabinen oder wenn Jungs untereinander sind. Es ist aber nicht nur unter Freunden passiert, sondern auch wenn man Leute kennenlernt, kommen die halt mit diesem Klischee hervor.

Interviewerin: Wurde dir die Frage gestellt, ob du einen Sonnenbrand bekommen kannst?

Martin: Ja, das ist auch so eine Frage, die mir immer öfter gestellt wurde.

Interviewerin: Und wann hast du diese Frage gehört, war das schon in der Kindheit oder später?

Martin: Ja, die Frage war schon in der Kindheit da und zieht sich bis in die Gegenwart. Die Klassikerfrage.

Ja, das wollt ich auch noch erwähnen wegen den Haaren, das zieht sich auch von der Kindheit bis in die Gegenwart, heute zwar seltener, weil ich mich halt auch wehren kann, aber das ist mir heute auch noch sehr unangenehm, wenn Menschen mir in die Haare greifen. Die nehmen sich das Recht auch einfach heraus. Ja [Pause], das mag ich gar nicht.

Interviewerin: Waren das Mitschüler oder ältere Personen?

Martin: Nein. Das waren einfach fremde Leute, die sich das einfach anmaßen mir in Haare zu greifen.

Interviewerin: Wie wird dein äußeres Erscheinungsbild beschrieben?

Martin: Ja, in Österreich werd' ich als Schwarzer bezeichnet und in Afrika als Weißer. In puncto Rassismus fällt mir ein, da haben die Kinder uns ein Lied vorgesungen, dass wir immer weißer und weißer werden.

Interviewerin: Hat dich jemals jemand als mokkabraun oder anders bezeichnet?

Martin: Ja, da fällt mir wieder was dazu ein. Ich bin in der Arbeit, bestellt jemand einen großen Braunen.

Interviewerin: Sorry, nur, war das in der Jugendzeit?

Ja, das war auch in der Jugendzeit. Und dieses Gelächter, wenn man sich einen großen Braunen bestellt. Und da schwingt auch so ein komischer Beigeschmack mit und es ist ersichtlich wieso auch.

Interviewerin: Hast du in dieser Situation nachgefragt?

Martin: Nein. Das hab' ich dann ignoriert.

Interviewerin: Wie empfindest du diese Fragen?

- ☐ legitim
- ☐ Problem bzw. störend und nervig
- ☐ situations- und Kontextabhängig,
- ☐ weder noch, sondern.....

Martin: Wenn sie rassistisch konnotiert sind, empfind' ich sie als Problem bzw. störend und nervig.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Und erkläre bitte warum du welches gewählt hast.

Martin: Als Kind, dass weiß ich noch ganz genau, hab' ich mich eher als Außenseiter gefühlt. Aber andererseits bin ich auch in dem Gedanken aufgewachsen ein integriertes Gesellschaftsmitglied zu sein. Aber in späterer Folge hab' ich diesen Gedanken revidiert, weil so wie die Menschen mich behandeln, bin ich eigentlich kein integrierter Teil dieser Gesellschaft.

Interviewerin: Wann hast du dieses Bewusstsein bekommen?

Martin: So um die 23 herum.

Interviewerin: Wie bist du zu diesem Bewusstsein gekommen?

Martin: Durch kritisches Überdenken von vielen Vorfällen. Natürlich kann man sagen, das sind Einzelfälle, aber in der Politik wird das halt gefördert, wie man mit Afrikanern und Afro-Österreichern vorgeht.

Ich bin somit sowohl Außenseiter also auch integriertes Gesellschaftsmitglied, also beides und es ist eben situationsabhängig.

Interviewerin: Was sind die Gründe warum du von der österreichischen Gesellschaft als „anders“ wahrgenommen wirst?

Martin: Na, der Hauptgrund ist sicher meine Hautfarbe.

Mir fällt noch was Anderes dazu sein. Ich erinnere mich auch an eine Gesprächssituation mit Menschen, die ich nicht so gut kenn' und einer hat im Gespräch gesagt: „Na, er ist eh aner von uns.“ Er hat das zu einem Anderen gesagt über mich. Und das war eine ungute Situation irgendwie.

Interviewerin: Wo war das?

Martin: Weiß ich nicht mehr.

Interviewerin: War das in Niederösterreich?

Martin: Ja, das war in Niederösterreich.

Interviewerin: Hast du einen Teil deiner Sozialisation im Geburtsland deines afrikanischen Elternteils verbracht?

☐ Ja

☐ Nein

Martin: Ja, ich war zwei Jahre in Nigeria von 4-6.

Interviewerin: Mit wem warst du dort?

Martin: Mit der ganzen Familie.

Interviewerin: Wie oft hast du das Geburtsland deines afrikanischen Elternteils besucht?

Martin: Danach war ich ungefähr zwei Mal noch dort.

Interviewerin: Hast du noch andere afrikanische Länder besucht?

Martin: Ich war in Marokko.

Interviewerin: Jetzt kommt der Frageblock zu Nigeria / Afrika. Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit in afrikanischen Ländern gehabt?

Martin: Ja da hat's eben diesen Lied gegeben „oyibo bebe.“ Es bedeutet wir sind gelb und werden immer weißer bis wir ganz weiß sind.

Interviewerin: Haben dich die Leute auch mit oyibo manchmal angesprochen?

Martin: Ja, doch.

Interviewerin: Und wie war das für dich?

Martin: Wie ich das letzte Mal in Nigeria war, hat mir das überhaupt nicht gefallen.

Interviewerin: Wurdest du sozusagen als „Weißer“ in Nigeria wahrgenommen?

Martin: Ja, ja.

Interviewerin: Und in Österreich wirst du als Schwarzer wahrgenommen?

Martin: Richtig.

Interviewerin: Und wie ist das für dich?

Naja, das ist schon auch ein unangenehmes Gefühl, weil dadurch grenzen sich beide Gesellschaften von dir ab und es erschwert den Zugang zu dieser Gesellschaft.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Martin: Keine der angeführten Rollen. Ich seh' mich als Besucher.

Interviewerin: Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung als Erwachsener in afrikanischen Ländern gehabt?

- ☐ Ja
- ☐ Nein

Martin: Ja.

Interviewerin: Bitte erzähle davon?

Martin: Ja diese oyibo-Sache eben, dass man immer wieder als Weißer bezeichnet wird.

Interviewerin: Auch als Erwachsener?

Martin: Ja, das war ganz normal (ironisch) und das Lustige ist, ich hab' dann mit einer Dame gesprochen und gesagt ich will das nicht, dass sie oyibo zu mir sagt und sie soll meinen Namen sagen. Sie ist aber da nicht runtergestiegen von der Sache, also sie hat darauf bestanden. In diesem Fall hab' ich das schon als rassistisch gefunden, weil ich sie darauf aufmerksam gemacht habe und beharrt habe, sie soll des net machen.

Martin: Ja, diese Sachen sind eigentlich die gleichen wie in Österreich.

Interviewerin: Und warum ziehen sie diesen Schluss?

Martin: Weil ich ja mehr weiß bin (ironisch).

Interviewerin: Wie beschreibst du dich bzw. bezeichnest du dich wenn es darum geht dein Äußeres zu beschreiben:

- | | |
|---|---|
| ☐ Farbige | ☐ Mulatte/Mulattin |
| ☐ Schwarze | ☐ Mischling |
| ☐ Braune | ☐ Coloured |
| ☐ Weiße | ☐ Afro-Österreicher/in |
| ☐ Half-caste | ☐ Schwarze/r Österreicher/in |
| ☐ Sonstige Bezeichnung | |

Martin: Ich bezeichne mich als Afro-Österreicher.

Interviewerin: Und warum verwendest du diese Bezeichnung und was ist mit den anderen Bezeichnungen?

Martin: Na, also ich bin net bunt und deswegen bezeichne ich mich nicht als Farbiger.

Schwarz bin ich nicht.

Von der Hautfarbe her wäre ich zwar braun (schmunzel), aber des erinnert zu sehr wieder an Farbe.

Weiß ist das gleiche.

Half-caste, hab' ich noch nie damit was anfangen können. Bin aber von anderen so bezeichnet worden.

Mulatte also den Begriff, den mag ich gar nicht, hat ja was mit Eseln zu tun.

Mischling, was ist das?!? Die kleinen Ferkerln...na das ist ah furchtbarer Begriff.

Coloured ist dasselbe wie Farbiger.

Und Schwarzer-Österreicher kann ich irgendwie auch net so sehen.

Warum würdest du dich nicht als Schwarzer-Österreicher bezeichnen?

Ja, weil das wieder in diese Farbengeschichte hereinfällt.

Interviewerin: Welche Begriffe wurden an dir angewendet?

Martin: Ja, alle bis auf Coloured.

Interviewerin: Ah okay, alle bis auf Coloured.

Okay...und warum verwendest du jetzt die Bezeichnung Afro-Österreicher für dich?

Martin: Naja, dadurch, dass mein Vater eben aus Afrika kommt und meine Herkunft quasi auch teils afrikanisch ist und ich mich auch damit identifiziere aufgrund meiner Lebenszeit in Nigeria. Ja, und Österreicher bin ich auch. Ich bin in Österreich geboren. Also ich bezeichne mich als Afro-Österreicher, weil ich in Österreich geboren bin und die meiste Zeit meines Lebens in Österreich verbracht hab', ich besitze den österreichischen Pass und kenn auch die Kultur am besten, also bin ich ein Österreicher. Ich hab' mich immer vordergründig als Österreicher gesehen und wenn mich dann irgendjemand in ein anderes Land verorten wollte, dann hat mich das schon gestört, weil ich ein Teil der Gesellschaft hier bin und auch aufgewachsen und den Großteil meiner Sozialisation hier verbracht hab'. Und der Zusatz „Afro“ spiegelt meinen afrikanischen Elternteil wieder. Der Begriff Afro-Österreicher lässt mal diese ganze Farbpalette komplett weg.

Interviewerin: Hat sich deine Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe deines Lebens verändert? Wenn ja, warum?

Martin: Ja, meine Selbstwahrnehmung hat sich verändert, durch die kritische Auseinandersetzung mit mir selbst. Dann durch das Studium. Aber die kritische Auseinandersetzung hat schon vor dem Studium begonnen. Das Studium war ein weiterer Teil der kritischen Auseinandersetzung mit dieser Gesellschaft hier und der in Afrika. Das Auseinandersetzen mit Situationen, in die man gerät, möchte ich mal sagen, wo man sich ungerecht behandelt fühlt und wenn sich das häuft und häuft, dann stellt man sich selbst Fragen.

Auf der Schule und überall ist es immer so gewesen, dass man durch sein Äußeres eben sichtbarer ist als alle anderen.

Interviewerin: Was meinst du mit sichtbarer?

Martin: Ja, wenn man fehlt zum Beispiel, fällt das dem Lehrer sofort auf. Oder, jede Kleinigkeit fällt auf. Ich hab' das Gefühl ich muss mich dadurch extrem anpassen und besser irgendwie dastehen als die anderen und keinen Fehler darf ich mir erlauben. Das erzeugt auf sich selbst natürlich einen Druck.

Interviewerin: Warum hast du das Gefühl, dass du dir selbst keinen Fehler erlauben darfst?

Martin: Ja, weil ich werd anders wahrgenommen. Und wenn ich dann was mache, was quasi nicht so der gesellschaftlichen Norm entspricht, dann fällt das sofort auf und wird als negativ bewertet.

Wenn ich zu spät komme, kommt dann schon vor, dass man sagt, typisch Afrikanisch.

Interviewerin: Wo hast du das gehört?

Martin: Von Studenten an der Universität und auch in der Arbeit hab' ich das mal schon gehört.

Interviewerin: Okay [Pause], empfindest du die verschiedenen kulturellen Einflüsse deiner Erziehung

- ☐ Als problembehaftet, d.h. würdest du dich als Grenzgänger oder Kulturpendler zwischen zwei Kulturen sehen
- ☐ Miteinander vereinbar
- ☐ Keines von beiden, sondern...

Begründe warum!

Martin: Ich find's miteinander vereinbar und das hat auch seine Vorteile.

Interviewerin: Welche Vorteile?

Martin: Ja, dass ich über den Tellerrand hinaussehen kann und Verständnis hab' auch für mehrere Kulturen, also dass ich das aufbring' und irgendwie einen anderen Gerechtigkeitssinn auch hab'.

Interviewerin: Was meinst du damit?

Martin: Ja, Hautfarbe und Kultur nicht so eine Wertigkeit zu geben. Ich bin da offener als manche monokulturell aufgewachsene Kinder. Ja und ich hab' sehr früh Englisch gelernt und bin auch mit der nigerianischen Küche vertraut.

Interviewerin: Okay...Bieten die Kategorien einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für deine Selbstidentifikation?

Ja ☐

☐ Nein

Begründe warum!

Martin: Für mich selbst reicht das nicht aus, weil es gibt vieles dazwischen. Das ist für mich zu dichotom.

Interviewerin: Wie nimmst du dich selbst wahr und wie möchtest du von deiner Umwelt wahrgenommen werden?

Martin: In erster Linie möchte ich als Person, als ich, wahrgenommen werden.

In zweiter Linie als Österreicher. Möchte auch in diesem Sinne Zugang zu allen Privilegien haben, die einem dieser Status verleiht – quasi Zugang haben.

Von meiner Umwelt dann in dritter Line, wenn es darum geht mein Äußeres zu beschreiben, als Afro-Österreicher.

Anmerkung: Interviewtem ist noch etwas eingefallen.

Interviewerin: Was ist dir in der Zivildienstzeit passiert?

Martin: Also zu dem Thema Rassismus, da hab' ich eben einen Patienten, während dem ich ihn hinten in den Wagen hineingehoben habe...

Interviewerin: Also, was warst du?

Martin: Ich war Zivildienstler als Fahrer fürs Rote Kreuz. Und währenddessen sagt er: „Während dem Hitler hätten's solche Leute wie uns vergast.“ Also wie mich eigentlich.

Interviewerin: Wie hast auf das reagiert?

Martin: Ja, ich war wiederum komplett baff. Ich hab' das dann an die Dienststelle weiter geleitet. Ich hab' mich dann hinten auch nicht mehr reingesetzt, sondern bin dann in der Fahrerkabine gesessen, obwohl quasi einer immer hinten sitzen sollte.

Und da fällt mir noch was ein... vor kurzem in der U-Bahn hat mich eben eine Frau angestarrt und ich hab' mich unwohl gefühlt und hab' eben zurückgestarrt und mir gedacht: „Wieso schaut die mich jetzt an, ist das aufgrund meiner Hautfarbe bzw. meines Äußeren?“ Sie hat mich dann angesprochen, aber da ist dann rausgekommen, dass ich sie eigentlich eh gekannt hab'. Da merkt man, dass man teilweise paranoid geworden ist aufgrund der Erfahrungen.

Interviewerin: Das heißt, das war nicht rassistisch motiviert, sondern sie hat dich angestarrt, weil sie dich gekannt hat.

Martin: Richtig.

Interviewerin: Und hattest du auch Vorfälle, wo du gedacht hast es ist rassistisch motiviert?

Martin: Ja, das mit dem Anstarren ist mir eben schon öfter passiert. Und aufgrund dessen hab' ich mir, weil das schon so oft passiert ist, gedacht, dass das wieder so etwas ist.

Interviewerin: Und was sind deine Handlungsstrategien?

Martin: Ja, ich schau' dann auch provokant zurück. Das wird dann so ein Duell, bis jemand nachgibt oder jemand aussteigt.

Interview mit Aisha

Datum: 17.12.09

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die Kategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang spielte?

Aisha: Ja. Eigentlich waren es weniger explizite rassistische Äußerungen, sondern vielmehr ein Exotisieren von mir und meiner Familie. Durch die Haare fahren und Kinder gut [Pause], Kinder können ohnehin sehr böse und ehrlich sein, gerade gegenüber Leuten oder Dingen, die ihnen nicht bekannt sind.

Und da kann ich mich an eine Situation erinnern, wo ich sieben oder acht Jahre alt war und mit Freundinnen im Park, eh in der Nähe der Schule, war. Wir waren Rad fahren und dann hab' ich mein Rad abgestellt und als ich zurück gekommen bin, hat mir jemand auf den Radsitz ein Stückchen Hundescheiße hingelegt und da war ein Kind, das mich dann angeschrien hat und gesagt hat: „Ja, genauso Schwarz wie du.“ Das war ein Kind so in meinem Alter damals, vielleicht zwei, drei Jahre älter.

Interviewerin: Hast du reagiert? Was war deine Handlungsstrategie?

Aisha: Nein, ich hab' nicht reagiert. Ich war da ziemlich perplex. Es waren meine Freundinnen da, die darauf reagiert haben und gesagt haben: „Ärger dich nicht.“ Ich hab' mich der Hundescheiße entledigt und bin nach Hause gefahren. Ich hab' einen Rückzug gemacht, kann man sagen.

Interviewerin: Du hast vorhin erzählt, dass Leute dir in die Haare fahren. Kannst du das näher ausführen?

Aisha: Ja einfach, dass man zum Beispiel in der Straßenbahn sitzt und irgendwelche wildfremden Leute kommen und fragen nicht einmal, ob sie dir in die Haare greifen dürfen, sondern machen das einfach.

Und Kinder sagen zum Beispiel: „Schmeckst du nach Schokolade?“ Das waren zum Teil auch meine Freunde. Das war nicht irgendwer.

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung im erwachsenen Alter? (Notiz: Arbeit/Universität/Freizeit)

☐ Ja

☐ Nein

Aisha: Ja. Man merkt zum Beispiel die Blicke, so was erkennt man halt.

Es entstehen auch immer wieder Diskussionen, die ich ähm, ja grade in den letzten Jahren häufiger habe, wo ich mich auch näher mit dem Thema auseinandergesetzt habe und wo du als Kind auch keine Strategie hast oder keine Antwort drauf hast, wenn dir jemand das „N.“-Wort an den Kopf wirft oder irgendwas Abwertendes sagt. Dazu kann ich halt mittlerweile etwas sagen. Zum Beispiel in dem Betrieb, wo ich arbeite, war einmal ein Kunde da, der sich zu den Produkten erkundigen wollte. Er ist schon sehr obergescheid dahergekommen und hat begonnen von einem „N.-Pfarrer“ zu reden, den er gekannt hat.

Interviewerin: Wie seid ihr im Gespräch auf den Pfarrer zu sprechen gekommen?

Aisha: Es ist darum gegangen, dass früher in unserem Betrieb Seifen hergestellt wurden mit Palmöl. Mittlerweile nicht mehr, weil durch das Palmöl riesige Plantagen in Indonesien gebaut werden. Der Lebensraum wird abgerodet für bestimmte Tiere. Unsere Firma hat das erkannt und publik gemacht, dass Palmöl an sich nichts Schlechtes ist, aber, dass wir uns dafür entschieden haben, einen anderen Weg zu wählen, z.B. ein Sonnenblumenöl zu nehmen, was lokal und vor allem in Europa produziert werden kann. Dieser ältere Herr war so um die Anfang siebzig und hat halt zu mir gesagt, Palmöl ist ja nichts Schlechtes. Und dann hab' ich ihm das erklärt, was ich gerade dir erzählt hab' und dann hat er gemeint: „Also ich hab' einen Negerpfarrer aus Biafra gekannt und der hat das Palmöl angebaut und das war das Beste. Er war immer sehr belehrend und hat immer gesagt: „Mit Verlaub, mit Verlaub, darf ich Ihnen sagen [Pause].“ Und dann hat er eigentlich gar nicht zugehört, was ich ihm zu sagen habe und hat kehrt gemacht und ist gegangen. Kurz bevor er rausgegangen ist, hab' ich dann gesagt: „Mit Verlaub, das „N.“-Wort sagt man nicht. Und dann hat er sich umgedreht und hat gesagt: „Nein, nein, nein. Das lass ich mir von Ihnen nicht sagen. Neger heißt nichts anderes als auf Lateinisch Schwarz.“ Daraufhin hab' ich gesagt: „Das kann schon sein, dass es diese Bedeutung hatte, aber es ist schlecht konnotiert und hab' ihm dann lang und breit erklärt warum. Er ließ sich dann Gott sei Dank belehren und er hat dann gesagt,

dass es ihm noch nie so bewusst war, dass Leute sich angefeindet fühlen dadurch. Weil, das hab' ich ihm auch ganz offen gesagt, dass ich mich dadurch angegriffen fühle, wenn man mir so ein Wort entgegen wirft. Und dann hat er gemeint er wird in Zukunft darauf achten. Es war von seiner Seite aus ein Lernprozess da.

Interviewerin: Wann war das mit dem Kunden?

Aisha: Ungefähr vor einem Jahr. Aber diese Diskussionen gab's schon häufiger.

Was mir noch einfällt, ist, was meinem Bruder vor einem Jahr passiert ist. Vor ungefähr ebenfalls einem Jahr wurde er mit seinem Freund von der Polizei aufgehalten. Der Freund von meinem Bruder hatte indische Vorfahren und sie waren beide mit ihren Freundinnen unterwegs, die Österreicherinnen und blond waren. Sie wurden von einem älteren Polizisten aufgehalten, der gemeint hat: „Ausländer?“ Und sie so: „Nein.“ Und er so: „Schade. Ausweise bitte.“ Er hat aber nur die Ausweise von ihnen beiden verlangt und nicht von den Freundinnen. Mein Bruder hat dann seinen Führerschein hergezeigt und gesagt: „Sie wissen aber schon, dass das jetzt nicht in Ordnung war. Ich würde mir gerne ihre Dienstnummer aufschreiben.“ Sagt er, die gibt er ihm nicht. Sagt mein Bruder: „Ich weiß, dass Sie dazu verpflichtet sind, aber ist ihre Entscheidung. Es wird auch so zu eruieren sein wer Sie sind.“ Mein Bruder hat sich da irrsinnig darüber aufgeregt, hat es aber dann nicht weiter verfolgt, weil er und seine Freundin sich auf die Reise nach Schweden vorbereitet haben. Ich hab' halt gesagt, wär' echt super gewesen, wenn er einen Beschwerdebrief geschrieben hätte, weil er ist Doktor, seine Freundin auch und sein anderer Freund ist doppelter Magister. Ich sag jetzt mal, wenn da vier Beschwerdebriefe kommen von Leuten, die hohes gesellschaftliches Ansehen genießen, hätte das sicher eine Wirkung gehabt, aber da war mein Bruder eben im Aufbruch nach Schweden und hat dann nix gemacht.

Was mir letztens passiert ist...ich war bei einem Arzt, durchaus sehr nett und hat Interesse gezeigt über meine Herkunft. Und als wir so im Gespräch waren, hat er erfahren, dass mein Vater aus dem Senegal ist und plötzlich hat er mich gefragt, ob ich denn Afrikanisch spreche. Ich hab' dann gesagt, dass es die Sprache nicht gibt und, dass es auf dem afrikanischen Kontinent ca. 2000 Sprachen gibt. Dann hat er verdutzt geschaut, hat aber gewusst, es wäre besser sich auf keine Diskussion einzulassen und hat dann das Thema einfach übergangen.

Was anderes, was sehr nervig ist, ist wenn man jemanden kennen lernt – oder kennen lernt, aber nicht kennen lernen möchte – dann ist aller spätestens die dritte

Frage: „Woher kommst du?“ Und das geht einem so was von auf den Zeiger. Oder wenn einem gesagt wird: „Sie sprechen aber gut Deutsch.“ Oder eine langjährige Freundin von mir, die mich nach fünf Jahren Freundschaft im Geografieunterricht fragt: „Gibt's in Afrika eigentlich auch Städte?“ Ja, solche Sachen.

Interviewerin: Hast du schon mal Fragen gehört wie, ob du einen Sonnenbrand bekommen kannst?

Aisha: Ja. Das ist auch sehr nervig.

Was auch war [Pause], die Mutter von einer Freundin von mir, was auch schon häufiger passiert ist, die hat gesagt: „Ma, so eine schöne Farbe, bla bla bla, wenn ich doch auch so eine Farbe hätte, aber es kam dann von ihr im Speziellen, aber auch bei anderen Leuten kommt dann: „Na, da hab' ich einen Mann auf der Straß'n' gesehn', der war so Schwarz, dass der fast schon blau war. Na, des gefällt' ma net.

Interviewerin: Wie empfindest du diese Fragen und Aussagen. Als

- ☐ legitim
- ☐ Problem bzw. störend und nervig
- ☐ situations- und Kontextabhängig,
- ☐ weder noch, sondern.....

Begründe, warum du die Fragen als solches empfindest?

Aisha: Ja, es ist auf jeden Fall situations- und kontextabhängig. Es kommt natürlich darauf an, es kommt auf die Frage an, wer das fragt und auf den Kontext und eben wie die Frage gestellt wird. Und ich denk' mir für manche Leute nimmt man sich auch Zeit was zu erklären, wenn Neugierde und Interesse besteht z.B. an anderen Kulturen. Es ist einfach wenn mir eine komplett fremde Person solche Fragen stellt, dann – ähm – ja [seufz]. Wenn zum Beispiel jemand fragt: „Woher kommst du?“ Manchmal wenn ich gut gelaunt bin, sag ich gleich: „Mein Vater ist aus dem Senegal.“ Oder an Tagen, wo ich nicht gut gelaunt bin, weil es eh schon zehn Mal gehört habe, sag' ich aus Wien. Entweder die Personen lassens' dabei, was die Seltensten machen, oder sie fragen dann nach: „Ja, wo ist ihr Ursprung?“ Ich warte dann solange auf die Frage, auf die ich antworten kann und auf die ich bereitwillig antworten möchte und, die ich angemessen finde. Die Frage „Wo kommst du her“, wenn sich eine Person mit mir seit 20 Minuten unterhält und man offensichtlich merkt, dass ich Wienerin bin, ist einfach nicht angemessen. Solche Sachen sind dann schon nervig. Und die „woher kommst du?“-Frage ist einfach nervig. Wenn du die Frage ca. fünf Mal die Woche beantworten musst, ist es nervig.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Aisha: Es gibt natürlich Situationen, wo man sich als Außenseiter fühlt, auch wenns' bei mir nicht so oft war, deswegen beides. Es gibt Situationen, wo man mit dem Äußeren positiv auffallen kann, genauso aber Situation in denen du schneller negativ auffällst.

Interviewerin: Also man fällt schneller negativ auf?

Aisha: Natürlich! Ich merk' es jetzt zum Beispiel in der Arbeit. Wir haben zum Beispiel seit einem halben Jahr jetzt Mystery-Shopperinnen. Es kommen Einkäuferinnen, die unsere Arbeit dann bewerten. Wichtig bei ihrer Beurteilung ist, dass sie das Aussehen der Mitarbeiter nicht erwähnen. Wenn die Kundin bei mir war, kannst du dir sicher sein, dass meine Chefin weiß, dass ich sie bedient habe, weil es immer erwähnt wird.

Leute gehen auch generell davon aus, dass wenn man Afro-Österreicher ist, eine super tolle Stimme hat und gut tanzen kann. Da bin ich schon öfters darauf angesprochen worden: „Du singst sicher voll schön. Du tanzt sicher voll gut.“ [Ironisch] Ja natürlich, ich hab's ja im Blut [lacht].

Interviewerin: Hast du das schon explizit von jemanden gehört, „du hast es im Blut“.

Aisha: Ja, oft genug.

Interviewerin: Hast du einen Teil deiner Sozialisation im Geburtsland deines afrikanischen Elternteils verbracht?

- ☐ Ja
- ☐ Nein

Aisha: Nein.

Interviewerin: Hast du das Geburtsland deines afrikanischen Elternteils besucht? Wenn ja, wie oft?

Aisha: Insgesamt vier Mal, jeweils für ein Monat ungefähr.

Interviewerin: Hast du noch andere afrikanische Länder besucht?

Nein.

Interviewerin: Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit in afrikanischen Ländern gehabt?

Aisha: Nein.

Interviewerin: Wurdest du jemals als Weiße wahrgenommen oder bezeichnet?

Aisha: Nein.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Aisha: Als Außenseiter, weil ich auch die Sprache nicht sprechen kann und ja auch nur als Tourist dort war. Weil wenn man Tourist ist, kann man sich nicht integriert fühlen. Ich war nie lange genug dort um das zu prüfen. Ich bin aber kein Außenseiter jetzt, weil mich die Leute als Außenseiter behandeln, sondern, weil ich Tourist bin.

Interviewerin: Okay...Wie beschreibst du dich bzw. bezeichnest du dich wenn es darum geht dein Äußeres zu beschreiben:

- | | |
|---|---|
| ☐ Farbige | ☐ Mulatte/Mulattin |
| ☐ Schwarze | ☐ Mischling |
| ☐ Braune | ☐ Coloured |
| ☐ Weiße | ☐ Afro-Österreicher/in |
| ☐ Half-caste | ☐ Schwarze/r Österreicher/in |
| ☐ Sonstige Bezeichnung | |

Aisha: Ja, als Afro-Österreicherin.

Interviewerin: Warum der Begriff Afro-Österreicherin?

Aisha: Es ist die Bezeichnung, die am besten zu mir passt. Ich halte es für eine geglückte Bezeichnung, auch als gemeinsamer Identitätsbegriff, weil es die Geografie hervorhebt. Aber im Französischen zum Beispiel ist das besser und expliziter, da sagst du, zum Beispiel: „Je suis autrichienne et senegalese“ und dann fragt auch keiner mehr nach.

Interviewerin: Und was ist mit z.B. dem Begriff Schwarze Österreicherin?

Aisha: Das würde implizieren, dass Schwarz eine Farbe ist und Weiß nicht, deswegen find ich ihn für mich nicht geeignet. Außerdem würde ich damit meinen österreichischen Elternteil in irgendeiner Art verleugnen.

Interviewerin: Würdest du dich als Braune bezeichnen?

Aisha: Komm schon. Nein, brauchen wir auch glaub' ich nicht darüber diskutieren.

Interviewerin: Als Weiße?

Aisha: Nein, bin ich ja auch definitiv nicht.

Interviewerin: Weiße schließt sich also genauso aus wie Schwarze?

Aisha: Ja genau.

Interviewerin: Half-caste?

Aisha: Half-caste und Mulatte haben mit Rasse zu tun, deswegen, das sind sehr dubiose Bezeichnungen.

Interviewerin: Mischling?

Aisha: Ebenfalls, ich bin ja keine Hunderasse.

Achja und Farbige mag ich gar nicht, weil der Begriff für mich impliziert, dass die Norm Weiß ist und dasselbe gilt für Coloured.

Interviewerin: Hat sich deine Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe deines Lebens verändert?

Aisha: Ja. Ich hab' früher Mischling verwendet, weil ich es so von den Eltern gelernt habe. Aber auf der Uni habe ich angefangen diese Begriffe zu hinterfragen.

Interviewerin: Empfindest du die verschiedenen kulturellen Einflüsse deiner Erziehung als:

- ☐ problembehaftet, d.h. würdest du dich als Grenzgänger oder Kulturpendler zwischen zwei Kulturen sehen
- ☐ miteinander vereinbar
- ☐ keines von beiden, sondern...

Begründe warum!

Aisha: Miteinander vereinbar. Alles was ich von väterlicher bzw. afrikanischer Seite mitbekommen habe, seh' ich als Bereicherung. Ich hab' auf jeden Fall dadurch eine sprachliche Bereicherung und bin dadurch öfters in den Senegal gereist.

Interviewerin: Bieten die Kategorien einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für deine Selbstidentifikation?

Ja ☐

☐ Nein

Begründe warum!

Aisha: Nein, wir leben in einer globalisierten Welt und ich denke nicht in solchen binären Kategorien.

Interviewerin: Wie nimmst du dich selbst wahr und wie möchtest du von deiner Umwelt wahrgenommen werden?

Aisha: Ich möchte als Mensch wahrgenommen werden, der eben verschiedene Nationalitäten in sich vereint und, dass das etwas Gutes ist bzw. eine Bereicherung.

Interview mit Julia

Datum: 06.02.2010

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die Kategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang spielte?

Julia: Ja. Rassismus in meiner Kindheit gab es die ganze Zeit [kurze Pause] und die Hautfarbe [Pause]; wegen der Hautfarbe kam es erst zum Rassismus, weil es nur um die Hautfarbe ging. Weil ich konnte ja sowieso Deutsch, und die Leute haben gesehen, dass meine Mutter als „Weiße Frau“ mit einem „Schwarzen Kind“ unterwegs war.

Wenn mich jemand mitgenommen hat, hieß es dann: „Sie passen auf ein N.kind auf?“ Meine Tagesmutter wurde von dem ganzen Gemeindebau, in dem sie gewohnt hat, schief angeschaut und belächelt von den restlichen Mitbewohnern, wie auch immer, dass sie auf ein „N.kind“ aufpasst.

Interviewerin: Beschreibe mir dazu Zeit und Situationsort und wie es dazu gekommen ist?

Julia: Mit knapp einem Jahr habe ich eine Tagesmutter bekommen. Wir haben im 2. Bezirk gewohnt. Die Familie, die auf mich aufgepasst hat, war eine „normösterreichische Familie“. Und der ganze Hausblock, hat es halt nicht ganz verkraftet, was heißt verkraftet, die haben es lustig gefunden, die Familie die ganze Zeit darauf aufmerksam zu machen, dass sie auf ein N.kind aufpassen, und ob sie sich nicht dafür schämen. Die Kommentare wurden noch dazu in meinem Beisein getätigt. Was an der Familie wiederum cool war, war, dass sie mich immer beschützt haben und sie haben mir gesagt, was ich ihnen antworten soll und haben mir immer gesagt: Vergiss es, das sind Idioten [kurze Pause] das hat alles soweit gepasst, aber die Konfrontation war halt trotzdem da.

Und dann – ähm – als ich in dieses Kindergartenalter gekommen bin, hat mich meine Mutter in einen katholischen Kindergarten mit Nonnen gegeben und da war's genau dasselbe. Da war's halt [kurze Pause] immer mit dem Nachdruck, sowas wie

„das kleine Negerlein“. Immer war ich die Schwarze, es gab immer den Nachdruck, dass ich die Schwarze bin.

Wir haben jeden Tag die zehn Gebote durchgenommen [Pause]; es sind als Kind immer wieder Situationen entstanden, wo ich halt nachgefragt habe, wieso das grade jetzt so passiert, weil's ja gegen die Gebote verstößt. Und dann hab' ich immer nachgefragt, warum das so ist, wenns ja die zehn Gebote gibt und dass sie sich nicht schämen dafür, da sies' ja anders machen sollten.

Interviewerin: Haben sie explizit etwas zu dir gesagt?

Julia: Ja. Wir haben z.B. eine Vorstellungsrunde gehabt von all den Kindern und jedes Kind musste erzählen, wo es wohnt, also in welcher Gasse. Und die Kinder von einer Freundin meiner Mutter – die Zwillinge. Im Zweiten, da gibt's eine Gasse, die Negerlegasse heißt. Und die zwei Burschen haben erzählt, dass sie in der Negerlegasse wohnen. Das hat dann die Tante, Tante Vicky, super lustig gefunden und hat mit dem Finger auf mich gezeigt – mit vollem Gelächter – und so ha ha ha, da laufen lauter Neger herum, so wie du, hahaha. Die Nonnen sind dann daneben gestanden und haben zugeschaut und ich hab' dann immer nachgefragt wieso. Das war so eine Situation, wo ich nachgefragt hab', weil ich das sehr herablassend empfunden hab' und ich hab' mir da auch kein Blatt vor dem Mund genommen und hab' das natürlich erfragt, warum das so ist. Du sollst deinen Nächsten lieben und das hat nicht dem entsprochen, was sie gepredigt haben. Und daraufhin haben wir auch alle zehn kleine Negerlein gesungen. Das orge an der Geschichte ist, dass diese Frau noch immer Kindergärtnerin ist und das ist sehr traurig.

Interviewerin: Hast du deiner Mutter von dieser Situation erzählt?

Julia: Ja.

Interviewerin: Hat deine Mutter die Verantwortlichen mit dieser Situation konfrontiert?

Julia: Ja. Von ihnen wurde dann entgegnet, sie (Mutter) soll sich nicht so anstellen. Und das Ding war, dass sie nie ernst genommen wurde. Es war ihnen einfach vollkommen egal. Meine Mutter hat auch auf die Nonnen eingeredet und versucht ihnen ins Gewissen zu reden, ob sie (die Nonnen) das verkraften können und mit ihrem Glauben vereinbaren können und zuschauen wie ein kleines Kind, was neben ihnen steht, von wem Anderen fertig gemacht wird.

Interviewerin: Hast du in deiner Kindheit Sachen gehört wie, ob du einen Sonnenbrand bekommen kannst?

Julia: Julia lacht aus ihrem Herzen [Pause], ja ständig. Ich hab' ständig Sonnenbrand gehabt. Ich bin so ein Kind gewesen, was sich mit dem Sonnenschutzfaktor 40 einschmieren musste. Ich hab' die Sonne nie vertragen. Ich bin zehn Minuten in der Sonne und bekomme einen Sonnenbrand. Und die Leute fragen mich heute noch ob ich einen Sonnenbrand bekommen kann. Ich vertrage nicht jede Sonnencreme und kaufe sie in der Apotheke und ich muss mich heute noch jedes Mal dafür rechtfertigen, dass ich einen Sonnenschutzfaktor 40 will. Weil sie mir dort auch erzählen, ich kann ja gar keinen Sonnenbrand bekommen. Außerdem wollten mir Leute immer in die Haare fahren. Die ganze Zeit über [Pause] und ich hasse das.

Interviewerin: Wo geschah das genau?

Julia: Überall, in der Kindheit, Bekanntenkreis, Fremde. Selbst Leute, denen ich gesagt habe: „Bitte mach das nicht.“ Manche haben das trotzdem gemacht und es war manchmal auch nicht böse gemeint, aber es geht um dieses Permanente. Weil dadurch, dass du das permanent hast, ist es einfach unangenehm.

Interviewerin: Wie haben Leute darauf reagiert, wenn du gesagt hast: bitte mach das nicht?

Sie haben sich belustigt. Sie haben das nicht wirklich ernst genommen. Es wurde dann gesagt: „Agehh, is doch lieb“ und dann noch mal über die Haare drüberfahren. Ich dachte mir nur: okay, irgendwas hast du jetzt nicht ganz verstanden (ironisch).

Interviewerin: Wie waren dann deine Erfahrungen später?

Julia: Ich bin dann in einen internationalen Kindergarten gekommen und dann war das nie wieder ein Thema. Nie wieder. Vom Kindergarten bis zur Matura. In der Schule bin ich selbst mit Rassismus nicht konfrontiert worden, aber ich hab' ja die Wege von der Schule nach Hause gehabt, (sie lacht kurz ironisch), also ich hab' den Rassismus am Nachhauseweg gehabt; also solche Sachen [Pause].

Interviewerin: Was ist da passiert am Schulweg?

Julia: Angefangen von sexueller Belästigung als Kind von wildfremden Männern. Es vielen Kommentare wie: „Na, du kleines Negerpupperl“ und dann wurde ich auch angegriffen, wo ich mir denke upps, das ist nicht okay, weil ich ja auch ein Kind war. Ich versuch halt wegzugehen davon und frag' andere Menschen um Hilfe. Und dann war's eher so [mittellange Pause, Atem kurz angehalten] ignorieren. Die haben gar nicht darauf reagiert und da hab' ich nur gewusst, ich muss laufen. Ich war nicht einmal 12 Jahre alt und ein wildfremder greift mir auf den Schenkel, ich mein was

will der überhaupt! Und es war immer in Verbindung auch auf meine Hautfarbe. Mir kommt's im Nachhinein so vor, als wäre es einfacher gewesen, sozusagen, sich ein kleines „N.pupperl“ mitzunehmen, irgendwo, als irgendein anderes Kind.

Interviewerin: Und die Leute?

Julia: Das war den Leuten wurscht, da hat niemand reagiert.

Interviewerin: Hat deine Mutter irgendwelche Kommentare zu hören bekommen als sie mit dir unterwegs war?

Julia: Ja. Pffffff, „ob sie sich z.B. dieses Kind gekauft hat oder von wem sie die Nanny ist“ weil die Leute dachten auch, wir können ja nicht miteinander verwandt sein, das ist ja total unmöglich. Und so Sachen wie, wir wurden auch mal aus der Straßenbahn rausgeschmissen, weil der Straßenbahnfahrer gemeint hat [Pause] – da war ich noch ganz klein, dass war so Kindergartenzeit – weil er gemeint hat: „Naaa, i fahr net mit Neger'n herum.“ Meine Mutter und ich sind dann ausgestiegen. Rassistische Erfahrungen, die ich in meiner Freizeit erfahren hab', waren im Burgenland, wo auch meine Großeltern sind. Da hat es prinzipiell geheißen, die Wiener kommen, wenn ich aber alleine war, egal ob als Kind oder Erwachsene, war ich der Neger. Immer, immer, immer. Die ganze Zeit.

Interviewerin: Wer hat das gesagt?

Julia: Alle. Die gesamte Außenwelt in der Gemeinde meiner Großeltern. Beispiel: Ich geh mit meinen Cousinen zum Greißler, Kinder mit ihren Eltern gehen an uns vorbei und schimpfen mich: „Neger, Neger.“ Und die Eltern schauen zu und lachen. Die haben das nicht einmal als etwas Schlechtes gesehen. Und diese Sachen ziehen sich bis jetzt. Diese Probleme hab' ich heute eigentlich auch noch.

Interviewerin: Wurdest du jemals als exotisch bezeichnet?

Julia: Ja. Z.B: wir stehen auf der Straße und irgendwelche Menschen kommen zu mir und sagen sie hätten gerne ein Foto mit mir. Wo ich mir schon dachte, was mit denen is, weil sie kennen mich nicht, ich kenn sie nicht, also was soll das Ganze. Als ich meine internationale Schule verließ hatte ich Angst quasi auf die österreichische Gesellschaft losgelassen zu werden, weil ich negative Erfahrungen gesammelt hab' und mir viele Österreicher feindlich und rassistisch begegnet sind. Und auf dem Kolleg, wo ich war, wurde eine Freundin und ich, die eine ähnliche Pigmentierung hat wie ich immer vorgeführt z.B. für Bilder. Uns ist das natürlich beiden aufgefallen. Durch diesen Exotismus wurde uns quasi ein Bonus verschafft. In diesem Sinne war es ein positiver Rassismus.

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung im erwachsenen Alter?

Julia: Jaaaa. 2001 hab' ich am Ottakringer Stand gearbeitet und hab' dort Bier ausgeschenkt. In diesem Zusammenhang gab es ständige Anmachen der Männer, weil ich quasi das „Exotikum“ war, also der positive Rassismus und die Frauen haben mich beschimpft, ich würde den Männern schöne Augen machen und nur da sein, um wen kennenzulernen. Und ich möchte ihnen ihre Männer wegnehmen usw. Und das war völlig bei den Haaren herbei gezogen, die waren auch schon etwas betrunken, weil mein Freund hat mich dort jeden Tag abgeholt. Die Leute, mit denen ich dort zusammengearbeitet hab', hab' ich schon ewig gekannt, noch aus der Schule [Pause]. Wir waren eigentlich ein eingespieltes Team, aber was will man machen wenn die Leute besoffen sind.

Bei der Universität geht es mir auf die Nerven, wenn man über Afrika spricht und mich dann dabei anstarrt, was furchtbar ist. Mir geht es auf die Nerven wenn man mich als einzige anschaut, nur weil man was über Afrika erzählt. Denn ich bin nicht Afrika.

Interviewerin: Was hast du noch an rassistischen Erfahrungen erlebt in der Freizeit als Erwachsener?

Julia: Also z.B. das mit meinem Führerschein. Ich war beim Amtsarzt und der hat dann irgendwann gemeint, so äh: „Ich hab' ja schon das Alter, dass ich heiraten kann, weil mit dem gschissenen Namen, den ich habe, kommt man ja net weit. Der Arzt hat Hubermüller geheißen. Und ich hab' ihm dann Kontra gegeben und gesagt: „Ich verzichte drauf so einen Namen wie er zu haben.“ Ich muss keinen stereotypischen Namen haben, um Österreicher zu sein. Daraufhin hab' ich eine Führerscheinbeschränkung von 5 Jahren gehabt und hab' ihn erneuern lassen müssen. Und in dem Sinne hab' ich dann draufgezahlt. Bei solchen Sachen hab' ich dazu gelernt und ziehe es dann vor meinen Mund zu halten.

Ein anderes Beispiel. Ich sitz im Bus und telefonier gerade mit meiner Freundin und red dabei über die Uni. Ein Mann hat das auch gehört und hat mich nach dem Telefonat ganz erstaunt gefragt oder war überrascht über die Tatsache, dass ich studiere - total überrascht.

Interviewerin: Hast du ihn darauf angesprochen warum er überrascht ist?

Ja. Sag' ich warum er denn so überrascht ist? Er hat drauf geantwortet: „ Er hätte sich das von mir nicht gedacht. Er hätte gedacht, dass ich eine Verkäuferin oder Kellnerin bin. Hab' ich drauf gesagt: „Nein, bin ich nicht.“

Interviewerin: Hat er dir gesagt, warum er sich das denkt?

Julia: Nein. Und ich wollt's auch gar nicht mehr wissen, muss ich ganz ehrlich sagen.

Ein anderes Beispiel. Mein Hausarzt wohnt hinterm Prater und dort gibt's ja auch einige schmuddelige Lokale. Und ich wurde dort schon oft von 40-, 50-jährigen Männern angesprochen, ob sie mich nicht nach Hause nehmen dürften und wie viel ich koste. Ich war jedes Mal viel zu sehr überrascht und bin's heute noch immer. Wenn mir das jetzt wieder passieren würde, würde ich wieder nicht damit rechnen. Weil ich denk mir, ich zieh mich auch nicht an wie eine Prostituierte, weil ich hab' ja nicht einmal kurze Röcke an. Ich hab' immer Hosen an. Ich hab' die ur Treter an, dass sind keine schönen Schühchen. Ich bin nicht bauchfrei, zeige kein Dekoletée, ich zeig also gar nichts. Ich hab' nicht einmal Lippenstift oder Wimperntusche oder sonst irgendwas an mir. Wenn ich zum Hausarzt geh, ist das wirklich fast bei jedem dritten Mal.

Ah, da fällt mir noch was ein. Als ich 16 war, da bin ich auf eine Party eingeladen gewesen, die hat geheißen „fête rouge“ bei meiner Freundin zu Hause. Ich geh von zu Hause weg in Richtung Praterstraße und will auf der Praterstraße ein Taxi nehmen Richtung 7. Bezirk und bin halt ganz in rot angezogen. Mit rotem Shirt, Strumpfhosen usw. und will halt ein Taxi rufen, bleibt die Polizei stehen, verlangt nach meinem Ausweis und wollte von mir eine Rechtfertigung haben oder wollten, dass ich Sie davon überzeuge, dass ich keine Prostituierte bin, weil sie es mir nicht geglaubt haben, dass ich keine bin, bis ich ihnen meinen Schulausweis gezeigt habe und ihnen sag': Hören Sie, ich geh noch zur Schule. Ich bin eingeladen auf ein Fest und hab' ihnen denen Namen des Festes auf Französisch gesagt. Dann haben sie kurz einmal geschaut und waren sich nicht sicher, wie sie mich einordnen sollen. Weil im Lycée gibt es viele Diplomatenkinder und wenn sie da das falsche Kind mitnehmen sind sie ihren Job los und das wissen sie mittlerweile. Und mein Ausweis war für mich immer ganz wichtig. Ich find es schade, dass ich die Karte nicht mehr habe, weil sie war wie ein Freifahrtsschein um in Ruhe gelassen zu werden.

Interviewerin: Haben Sie begründet, warum sie dich aufgehalten haben?

Julia: Die Begründung war:“ weil ich so bunt bin.“ Gut, ich war bunt angezogen (ironisch)...furchtbar.

Interviewerin: Ist dir noch etwas passiert?

Julia: Und sonst gibt es noch Situationen, wie zum Beispiel wenn du dich beim Billa anstellst und dann kommt so einer und meint: „Geh auf die Seite, du bist Neger, ich bin zuerst da.“

Interviewerin: Wann war das, wie alt warst du da ungefähr?

Julia: Das war letztes Jahr.

Interviewerin: Weißt du noch wo genau das passiert ist?

Ich glaub es war auf der Mariahilferstraße, ungefähr dort in der Gegend.

Interviewerin: Ah, mir ist noch was eingefallen, was ich dich fragen muss: Musstest du als Kind das Spiel spielen: „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“

Julia: Ja. Ich war der Schwarze Mann. Ja, der Schwarze Mann hab' ich oft sein müssen...furchtbar.

Was mir noch einfällt in Bezug auf Rassismus ist, dass meiner Mutter immer gesagt worden ist: „ Das kann ja nie funktionieren mit einem „N.!“ Es war oftmals nicht einmal böse gemeint - zumindest haben sie das gesagt - das ist ja das orge, wo ich mir oftmals denk, dass sie genau die Leute, die nach 20 Jahren geschieden sind und meine Eltern sind noch immer glücklich verheiratet. Die Leute haben ihre eigenen Probleme, weil sie mit einem Afrikaner verheiratet ist, auf meine Mutter projiziert, im Nachhinein so empfunden. Ich hab' immer von Außen gehört: „Das ist wird nie halten. Das Kulturproblem, bla bla bla.“

Was noch passiert ist, wo ich über 20 war, hab' ich angefangen für eine Modelfirma zu arbeiten und war auf einem One-Plakat drauf. Und Leute sind auf mich zugegangen, weil sie mich wiedererkannt haben und sind mich ur angegangen, mit, dass ich ur viel dafür kassiert hab' und, dass ich nicht glauben muss, das ich ur leiwand bin deswegen. Und ich: „nein, das glaub ich auch gar nicht.“ Ich hab' ein ur negatives Feedback von außen bekommen, dass ich gemerkt hab', okay, dass willst du nie wieder in deinem Leben machen.

Interviewerin: Haben Sie in diesem Zusammenhang noch explizit auf dein äußeres Erscheinungsbild eingegangen? Nein, aber es war eher dieser respektlose Zugang, was mich angeht. Einfach mich von hinten angreifen und so tun als würde ich diese Person seit Ewigkeiten kennen. So: „Ja, die kenn' ich vom Plakat“ und greift mir am Schädel. Wo du dir denkst ich bin 24 Jahre alt, wie geht's der Person?!? Und sie

fahrt durch die Haare und so...als würden sie mich ewig kennen. „Was soll das?“, frag ich mich da. Und das ist mir nicht nur einmal passiert.

Interviewerin: Ist noch etwas passiert?

Julia: Als ich 12 Jahre alt war, sind wir ins Kino gegangen, und wurden von der Polizei verhaftet wegen illegaler Gruppenversammlung.

Interviewerin: Wo war das?

Julia: Am Stephansplatz.

Interviewerin: Und was habt ihr gemacht?

Julia: Wir haben uns dort getroffen, und weil es Winter war, und wir haben uns halt unter der U-Bahn Station getroffen, weil es logischerweise kalt war und dann wollten wir raufgehen. Aber als wir dann alle vollständig waren, ist dann die Polizei gekommen und hat uns gebeten mitzukommen wegen einer Kontrolle. Dann haben wir uns gedacht: „Ahaa“ und haben natürlich auch Angst bekommen, weil es war Semesterferienzeit und Freunde von uns zwei Tage davor auch von der Polizei mitgenommen wurden und die mussten sich komplett ausziehen, die mussten sich bis auf die Unterhose ausziehen und mussten eine Drogenkontrolle machen. Und deswegen haben wir auch extrem Angst bekommen. Aber daran haben meine Freundinnen auch schon gedacht und haben deshalb ihre Diplomatenausweise mitgenommen, wenn sie überhaupt außer Haus gehen. Und als sie ihren Ausweis gezeigt haben, war dann eine Ruhe. Noch dazu, da wir alle dieselben Schulausweise hatten, haben sie gewusst wir kennen uns alle, d.h. für die, die keine so tollen Ausweisen, also Diplomatenausweise hatten, konnten sie den Rest nicht zuordnen. Denn sie wollten ja kein Diplomatenkind aufgreifen, da sie dadurch berufliche Probleme kriegen. Nach einer Stunde haben sie uns dann gehen lassen und wir haben unseren Kinofilm verpasst. Und wir haben uns ordentlich beschimpfen lassen können.

Interviewerin: Was waren diese Beschimpfungen?

Julia: Jaa, so Bimbos, Neger.

Interviewerin: Von der Polizei?

Julia: Ja. Ja. Weil wir haben auch Burschen getroffen, die wir vom Weggehen kannten und die waren aber nicht vom Lycée und die haben noch bei der Polizeistation drinnen bleiben müssen.

Interviewerin: Hast du die Beschimpfungen der Polizei gehört?

Julia: Ja. Ich bin genau daneben gestanden. Ich war Zeuge und bin genau daneben gestanden. Ich bin ur klein geworden in dem Moment, weil ich genau gewusst hab', das gilt genauso mir.

Haben sie noch was zu den Burschen gesagt?

Ja, halt Bimbo und Neger und dass sie Trotteln sind.

Interviewerin: Hast du noch andere rassistische Kommentare in deiner Freizeit zu hören bekommen?

Julia: Ja, da fällt mir noch was ein. Das ist aber auch schirch...furchtbar. Das war vor 3 oder 4 Jahren in der Straßenbahn im 19. Bezirk. Zwei Frauen unterhalten sich. Mein Telefon läutet und es ist meine Mutter und ich sag' zu ihr: „Mama, ich sitz grad in der Straßenbahn und kann jetzt nicht telefonieren, ruf dich zurück“ und leg auf. In dem Moment schauen mich zwei alte Frauen an, die nebeneinander sitzen und die eine stößt die andere mit dem Ellbogen und fängt an zu erzählen. Und ich bin mir sicher, dass sie das nur erzählt haben, weil ich jetzt da war, weil [kurze Pause] sagt die eine zur anderen so: Ja, letztens [Pause], ist da ein Neger vor meinem Balkon gestanden und du kennst ja diesen rießengroßen Baum, den ich da hab'. Und ich hatte so Angst, dass der jetzt rauf kraxelt und nach einer halben Stund war der noch immer nicht weg. Ich hab' so eine Angst gehabt. Und du weißt es ja eh, die Neger können ja kraxeln wie die Affen!“ Und haben mich dabei angeschaut. Ich hab' sie dann nur angegrinst und hab' gesagt: „Wissen Sie was, ich glaube nicht, dass ich kraxeln kann wie ein Affe. Und der Mann, der vor ihrem Haus gewartet hat, wird sicher irgendwas gewollt haben von ihrem Gemeindebau bzw. auf jemanden gewartet haben und ich glaub nicht, dass er darauf wartet auf den Baum raufzukraxeln, um auf ihren Balkon einzusteigen. Denn was sollte er denn von ihnen wollen?!?! Und so fesch und so jung san's a nimma, dass er bei ihnen einsteigen würd, seins' ma nicht böse.“ Dann war ein ca. über 40-jähriger Mann, der mit mir dann auch aufgestanden ist bei der nächsten Station, weil er auch rauswollte aus diesem Abteil und hat geklatscht und zu mir gesagt: „Recht hast du, lass da nicht immer alles gefallen.“

Interviewerin: Haben die Damen noch etwas erwidert?

Julia: Nein. Die waren dann ruhig, ich nehm' an weil ich auch Unterstützung bekommen hab'. Aber das war echt [Pause]. Und du siehst, ob die Person es einfach sagt, oder ob sie es sagt, weil du da bist.

Interviewerin: Wie alt warst du da ungefähr?

Julia: Das war jetzt vor ca. vor 2 Jahren. Da bin ich gerade auf die Uni gefahren.

Interviewerin: Ich hätte da noch eine Frage, wirst du nach deiner Herkunft angesprochen?

Julia: Ja. Z.B. man kommt ins Gespräch und die Leute sagen: „Hey, du kannst aber gut Deutsch, aber wie kommt das, dass du jetzt die Hautfarbe hast?“ Und ich muss mich jedes Mal rechtfertigen, weil sie hören's ja eh, dass ich Österreicherin bin, aber du musst immer dazu sagen, woher deine Eltern sind.

Interviewerin: Und kennst du auch die Frage: „Sprechen Sie gut Deutsch?“

Julia: Diese Frage kenn ich, wurde mir oft genug gestellt. Da war ich das letzte Mal mit meiner Mutter am Stephansplatz unterwegs und gingen zu Bekannten von ihr, die karitative Sachen machen und handgemachte Textilien, Spielsachen usw. verkaufen. Und dann hab' ich mit meiner Mutter bei einem Stand einen Punsch getrunken. Und sprech' halt – no na net – Deutsch mit ihr. Und stehen da zwei Frauen und schauen mich auf einmal an und schauen meine Jacke an und sagen so: „das ist ja Loden“ und ich denk so: „reden die über mich und meine Jacke.“ Ich schau zu ihnen rüber und sag': „Ja, ja das ist Loden.“ Sagt eine von den beiden: „Ah, sie sprechen aber gut Deutsch.“ Ich hab' dann meine Mutter fest gedrückt und gesagt: „Und schauen Sie, das ist meine Mama.“ Dann haben die zwei ganz blöd geschaut und dann sind sie meiner Mutter auf die Nerven gegangen: „Wie sie dazu kommt so eine Tochter zu haben wie mich.“ Ich bin dann weggegangen, weil's mich so was nur mehr angekotzt hat, weil ich wollt nimmer, und hab' zu meiner Mutter gesagt sie soll sich das jetzt mit denen ausmachen und bin weggegangen. Aber dann sind sie trotzdem wieder zu mir hergekommen und haben mich gefragt warum ich denn eine Lodenjacke trage. Und ich hab' dann drauf gesagt: „Weil ich mir die selbst genäht habe und weil ich finde, dass es ein super tolles Material ist.“ Und sie sagt so: Ah, das hätten wir von Ihnen nie gedacht, dass sie so etwas kennen.“ Und ich hab' drauf gesagt: „Was soll das heißen, ich bin in Österreich geboren. Ich hab's nicht anders kennengelernt und ich kenne das genau so wie sie eben auch.“

Interviewerin: Was ist Loden?

Julia: Loden ist ein Stoff für den Österreich bekannt ist, den auch viele alte Menschen tragen. Kennst du das [Pause], was viele alte Menschen oft anhaben, z.B. diese grünen Mäntel, die einfach grade runtergehen. Und ma hat das Gefühl, die haben ur wenig an, aber das ist einfach das Material. Das ist so extrem dick und

luftundurchlässig auch wenn's für Nicht-Kenner dünn aussieht.. Und dadurch ist es auch ein gutes Material für den Winter, weil ma unter der Jacke nicht so viel anziehen muss. Viel besser als irgendwelche wattierten Stoffe. Und darüber waren's halt überrascht, dass ich so etwas weiß, was für ein gutes Material das ist. Und dann hab' ich ihnen erklärt: „Ja, und des is' von Tiroler Loden, nur dass as [Sie] wissen.“ Das sind halt immer so Situationen wo ich mir denk: „Wah, das ist anstrengend [Pause], weil das ist echt so anstrengend.“ Und in solchen Situationen schieb' ich dann auch meine Mama vor, weil das ist mir dann zu blöd.

Interviewerin: Hat's auch Situationen zusammen mit deinem Vater gegeben?

Julia: Ja, sicher. Wenn ich mit ihm unterwegs bin, glauben manche ich bin die Freundin vom Papa. Einmal hat mich der Papa zum Arzt gebracht und dadurch, dass ich über den Namen meines Vaters versichert bin, also ich bin mitversichert, und somit steht auch sein Name auch auf dem Krankenschein bzw. der Überweisung. Und ich hab' der Ordinationsdame ja auch gesagt, dass ich mitversichert bin und mein Vater ist auch die ganze Zeit neben mir gestanden. Und dann hat sie meinen Vater angesprochen, nicht mich, weil ich ja eigentlich den Termin hatte und hat zu ihm gesagt, dass er jetzt seine Frau reinschicken kann. Und danach waren wir einen Kaffee trinken. Und es wird wieder impliziert, dass ich seine Freundin bin. Weil wir uns ja überhaupt nicht ähnlich sehen (ironisch gemeint), würde ich jetzt mal sagen, dass das die Anderen sehen.

Interviewerin: Hast du schon mal gehört: „Schleich dich zurück nach Afrika“?

Julia: Jap. Du bringst mich auf neue Sachen, die mir einfallen. Das war 2003 und ich hab' mir gedacht ich geh mit denen aus dem Burgenland aufs Osterfeuer, dann werden's sehen, dass ich nicht fremd bin [Pause] – war aber keine gute Idee. Sobald die alle einen Spiegel hatten und haben angefangen über Wien zu sprechen. Und fangen an drüber zu reden, dass in Wien so viele gschissene Ausländer leben, lauter Jugoslawen. Da hab' ich innerlich gelacht, weil gerade Burgenland eine kroatische und ungarische Geschichte hat. Und dann haben's über die ganzen Tschuschen und Jugos in Wien geschimpft und die ganze Kultur versauen. Und dann hab' ich gesagt: „Bist du so oft in Wien, lebst du in Wien, arbeitest du in Wien, gehst du einkaufen in Wien?!“ Sagt der eine: „Nein.“ Sag' ich: „wie kannst dann drüber reden, hast ja keine Ahnung, hör auf so einen scheiß zu reden.“ Weil die Geschichte von Österreich: österreich-ungarische Monarchie. Und dann haben sie mal alle blöd geschaut, weil sie keine Ahnung hatten von was ich rede. Und dann

haben sie gesagt: Ja, aber trotzdem, die gehören alle vergast und haben den ur Scheißdreck geredet. Ich hab' mir nur gedacht: „Autsch, okay.“ Bis ich dann angefangen hab' den Typen zu fragen, weil der hat auch Mikovič geheißten hat und sag': „Lieber Mikovič, wo ist denn das Problem? Kennst du die Geschichte von deinem eigenen Bundesland. Kennst du die Geschichte von deiner Familie, denn wieso heißt du den Mikovič? Wo ist das Deutsch, sag' mir das mal bitte?!“ Pauhhh, mehr hab' ich nicht gebraucht. Ich wurde mit Bier beschüttet und die Bierflasche wurde mir hinterher geschmissen. Und dann hat's geheißten: „Geh zurück, von wo du hergekommen bist. Schleich dich, Schleich dich, Schleich dich. Schleich dich am besten zurück nach Afrika.“ Und ich hab' gesagt: „Ich hab' nie in Afrika gelebt, ich bin nicht dort geboren, ich bin dort genauso fremd wie ich hier fremd bin. Dann hat er mich deppert angeschaut und gesagt: „Na schleich dich sonst wo hin, is' mir doch wurscht.“ Darauf bin ich gegangen.

Ah, da fällt mir noch was ein [Pause] – fällt mir ur schwer das zu sagen. Ich hab' eine Bekannte von mir, eine Freundin, ähnm, das ist eine Familie mit fünf Kindern. Und bei einem der Kinder, der Sohn meiner Freundin, bin ich die Taufpatin. Ihre große Schwester hat vor 1 ½ Jahren Zwillinge bekommen und vor einem halben Jahr hab' ich diese Kinder gesehen. Ich sag' dann zu dem einen Mädchen: „Hallo“, weil die andere hat noch geschlafen. Sagt meine Freundin zu mir: „Hey du, wenn die Kleine aufwacht mach dir nichts draus, die hat irgendwie Angst vor Schwarzen.“ Ich hab' sie angeschaut und hab' kurz nicht gewusst, was ich machen soll, weil ich mir echt gedacht hab': hää? Sowas hab' ich noch nie in meinem Leben gehört. Und als sie dann aufgewacht war hat sie sich eh ganz normal verhalten, sie war halt, wie viele Kinder, ein bisschen Scheu. Hab' ich meine Freundin angeschaut und hab' gesagt: „Sei ma net bös', aber im Endeffekt implizierst du das dem Kind selbst. Ich find das echt org, weil wenn du das die ganze Zeit noch sagst dann wird dein Kind auch irgendwann davor Angst haben, weil es glaubt es muss Angst haben.“ Und das hab' ich ihr versucht zu erklären, aber die liebe Frau meint sie weiß alles besser.

Interviewerin: Was meinst du genau mit sie hat es besser wissen müssen?

Julia: Na weil sie einfach kein Verständnis aufbringen konnte und sie hat's nicht verstehen wollen. Sie dann gesagt: „Nein, geh bitte, das wird schon vergehen mit der Zeit. Das ist nicht so org.“

Was noch passiert ist, ich bin in der U-Bahn gesessen Richtung Schottentor und das war so um die Maturazeit. Und auf einmal kommt ein afrikanisches Pärchen in die U-

Bahn rein. Die Frau neben mir schaut die ganze Zeit und sagt dann: „Ah, die haben ja Zwillinge“, weil das Paar einen Doppelkinderwagen hatte. Dann hab' ich auch geschaut und stößt sie mich an der Schulter und sagt: „Wir sollten jetzt gehen, die Neger sind ja sicher Drogendealer.“ Und ich schau sie schockiert an und sag' zu ihr: „Entschuldigen Sie, aber das Wort Neger ist rassistisch und beleidigend. Außerdem, glaub' ich nicht, dass das irgendwelche Drogendealer sind, weil die haben einen Kinderwagen der knappe 2000€ kostet, weil das eine amerikanische Marke ist. Das sind wahrscheinlich amerikanische Touristen und wenn ich Sie wäre, würde ich das nicht so laut sagen, weil das Bild von Österreich ist eh schon so schlecht international gesehen, sodass dieser Kommentar unterste Klasse ist.“ Schaut sie mich genauer an, holt laut tief Luft und sagt: „Na, sowas Sie san ja a so aner (einer).“ Sag' ich so drauf: „Ja, da schau'n's sche deppert, geuh!“ Ich musste dann aber aussteigen und hatte nicht mehr die Zeit mit ihr weiter zu streiten. Das war echt auch furchtbar.

Interviewerin: Empfindest du diese Fragen als:

- ☐ legitim
- ☐ Problem bzw. störend und nervig
- ☐ situations- und Kontextabhängig,
- ☐ weder noch, sondern.....

Julia: Ich find' die Fragen störend und nervig, aber im Zusammenhang mit bestimmten Situationen. Aber ich mein es kommt auch drauf an. Also würd' ich sagen situations- und kontextabhängig.

Anmerkung: An dieser Stelle wurde eine längere Pause gemacht, weil die Interviewte innerlich ein bisschen aufgewühlt war, durch sämtliche Erinnerungen, die wieder ans Tageslicht kamen und wollte kurz eine Zigarette rauchen gehen.

Julia: Wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen?
Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Julia: Einmal als Außenseiter und einmal als integriertes Gesellschaftsmitglied. Ich muss mich halt jedes Mal oder so gut wie jedes Mal außer bei Leuten, die mich

kennen, aufs Neue beweisen: „Ich bin Österreicher, ich sprech' perfekt Deutsch, mit mir müssen's net deppert reden mit: „du gehen da hin““.

Interviewerin: Wo ist dir das passiert?

Julia: Das ist so eine Situation beim Einkaufen gewesen. Wo du bei der Kassa stehst und dann sagt einer zu dir: „Hey du geben mir Sackerl von da unten!“ Wo ich dann sage: „Ja, ich kann Ihnen gerne ein Sackerl geben, es tut mir Leid für Sie, dass Sie so schlecht Deutsch sprechen, da bitteschön.“ Und wenn ich gut drauf bin sag' ich: „Wenn man mit den Ausländern so redet, braucht man sich nicht wundern, dass die Leute dann kein korrektes Deutsch sprechen.“

Ich denk mir halt: „Scheiß drauf, ich kann Deutsch, wenn du nicht Deutsch kannst bist selber Schuld. Also das ist dein Problem! Schimpfst dich Österreicher und kannst nicht einmal einen geraden Satz rausbringen. Und in solchen Momenten fühl ich mich als Außenseiter.

Ich war z.B. in Südamerika, wo dieser Vorfall mit dem Fritzl²⁰ haben Leute zu mir gesagt: „Ah, du bist aus dem schrecklichen Land wo der Fritzl her ist und bla bla. Daraufhin hab' ich gesagt: „Nein, Österreicher sind nicht wie der Fritzl, so was gibt's überall auf der Welt. Bei Österreichern gibt's genauso Nazis und Nicht-Nazi wie alle andern. Da ich hier geboren bin und lebe [kurze Pause] ja in solchen Momenten besteh' ich dann vehement da drauf: „Nein, ich bin Österreicherin und es sind nicht alle Österreicher so.“ Weil ich das schon irgendwo verteidige.

Somit ist es beides.

Interviewerin: Hast du einen Teil deiner Sozialisation im Geburtsland deines afrikanischen Elternteils verbracht?

Julia: Nein.

Interviewerin: Hast du das Geburtsland deines afrikanischen Elternteils besucht?

Wenn ja, wie oft?

Julia: Von meinem 6. Lebensjahr bis ich 14 war alle zwei Jahre und seit dem ich 14 war jetzt nicht mehr. Aber ich fliege im Oktober wieder.

Interviewerin: Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit in afrikanischen Ländern gehabt?

Julia: Ja. Im Endeffekt ist es dasselbe dort. Prinzipiell wenn jetzt z.B. Touristen in Togo sind, kommen eine Schar von Kindern und singen ein Liedchen wie: Jowo,

²⁰ Josef Fritzl: lebte in Amstetten und wurde wegen Inzest und Vergewaltigung verurteilt, nach dem er seine Tochter von 1984-2008 in der eigens gebauten Kellerwohnung gefangen hielt und sein sexueller Missbrauch auch sieben Kinder zur Folge hatte.

Jowo bonsoir, Jowo Jowo bonsoir. Mir war das unangenehm, weil's genau das Gegenteil war, was in Österreich passiert, nur, dass es auf eine Art und Weise war, weil die Leute in Scharen auf dich zukommen. Und ich hab' mich dann in dieser Situation nicht wohl gefühlt. Es waren zwar nur Kinder, aber da hab' ich gemerkt: „Scheiße, da gehör ich jetzt auch nicht dazu. Schon wieder nicht.“ Und das hat mir auch überhaupt nicht gefallen. Dadurch, dass ich nie eine afrikanische Sprache selbst gesprochen hab', sondern nur als ganz ganz kleines Kind ein bisschen, hab' ich umso älter ich geworden bin umso weniger verstanden. Und ich hatte somit keine Ahnung was gesprochen wurde. Ich hab's nicht verstanden.

Interviewerin: Haben dich auch Erwachsene als „Weiße“ bezeichnet?

Julia: Ja. Aber mir fehlt der Kontext dazu, warum Sie das jetzt sagen und hab' immer nur das Wort rausgehört. Und da krieg ich dann auch einen Krampf und denk mir: „Was soll das?!“

Interviewerin: Hast du die Leute darauf angesprochen?

Julia: Als Kind. Damals nicht.

Julia: Meine Katze hat 2003 Junge bekommen und ich wollte meinem Papa sozusagen meine kleinen Baby-Katzen zeigen. Und hab' gesagt Papa, wenn du in der Nähe bist – weil er hat Cousins' die in der Nähe von mir wohnen - und deine Cousins besuchst, dann komm zu mir und schau dir meine Katzenbabies an. Mein Vater hatte sich mit Bekannten aus der UNO getroffen, die ebenfalls aus Togo stammen, aber in Frankreich leben und beruflich in Österreich waren. Und mein Vater hat dann die Bekannten in meine Wohnung mitgenommen und die haben die ganze Zeit in der afrikanischen Sprache gesprochen und ich hab' nur gehört: „Jowo dies, Jowo das.“ Und ich hab' es auch irgendwie verstanden, weil ich hab' meine Katzenbabies im Schlafzimmer gehabt. Was ich irgendwie versteh', weil in Togo oder bei meiner Großmutter im Burgenland, ma macht das halt nicht, weil das ist ja widerlich sozusagen Katzen bei sich im Schlafzimmer zu haben. Irgendwie hab' ich auch verstanden, aber andererseits fand ich es auch eine Frechheit, weil ich versteh' nur Jowo sonst nix und mein Freund versteht auch gar nichts und keiner redet mit uns.

Hast du deinen Vater auf die Situation angesprochen?

Ja. Ich hab' ihm gesagt er kann nicht Jowo, Jowo erzählen und ich versteh' kein Wort. Und ich hab' gesagt: Papa was soll das? Und er hat gesagt: Ach geh bitte, die wollten doch nur sehen wie du lebst und das ist typisch bei die Jowo, das ist normal.

Ich hab' gesagt: Die Oma aus dem Burgendland würd das auch nicht machen, aber das sind halt meine Babies. Es gibt keine Jowo-Art. Meine Vater hat da auch genau gemerkt auf was ich damit andeute.

Diese Diskussion hab' ich prinzipiell mit der afrikanischen Community in Wien, wo es heißt ihr seht's mich nie, aber warum seht's ihr mich nie, weil ich nix versteh' und ihr mich ausgrenzt. Ich versteh' halt nur Französisch. Das einzige was ich halt damals verstanden hab', war in dieser Situation, dass sie in meiner Wohnung waren und er ihnen erklärt hat: „gut, dass ist so üblich bei „den Weißen“. Wo ich mir auch denk, die sind aus Frankreich, gibt's in Frankreich keine Weißen Menschen, oder was [kurze Pause] ich mein das ist ja lächerlich. Das ist halt ein typisch afrikanisches Beispiel, dass einfach geredet, geredet wird und du hörst einfach nur Sachen, die sich auf dich beziehen.

[Anmerkung: Interviewerin hat mir bei einem Telefongespräch erzählt, dass auch ihr Name mit dem Adjektiv „Weiß“ verknüpft ist].

Interviewerin: Und was hat dein zweiter Vorname mit dem Adjektiv „Weiß“ zu tun?

Julia: Mein zweiter Vorname bedeutet Erstgeborene. Da es oft mehrere Männer in der Familie hat bekommt sie einen französischen und togolesischen, aimischen Namen. Weil in Togo verwenden die Leute nicht den französischen Namen, es wird immer der aimische Name verwendet. Und jede Erstgeborene bekommt noch einen zweiten Namen bzw. ein Adjektiv, das sie charakterisiert und bei mir ist es Jowo.

Interviewerin: Hat dein Vater das Adjektiv ausgewählt?

Julia: Nein. Mein Vater hat den Namen nicht ausgewählt, aber es ist so in der Gesellschaft entstanden und wurde irgendwie zu meinem Spitznamen.

Interviewerin: Gibt es da ein Set an Adjektiva?

Julia: Nein, nicht wirklich, das entsteht so mit der Zeit. Weil als ich damals das Adjektiv realisiert hab' und wie ich dann gemerkt hab': „die Leute reden ja so mit mir!“ [Pause]. Die Leute haben ja immer zu mir gesagt: „Hey, Jowo, komm her da! – so auf die Art.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Julia: So wie in Österreich, beides. Es ist genau gleich. Ich gehöre zwar dazu, dass wissen sie alle, aber dann doch wieder überhaupt nicht. Und dazu tragen sie alle bei, weil sie mich dazu machen. Ich schimpfe jedes Mal wenn ich alle zusammen treffe und sag': „redet's bitte auf Französisch. Wegen euch bin ich in eine französische Schule gegangen und jetzt redet's ihr alle in einer Sprache, die ich nicht versteh' und ich fühl mich ausgeschlossen.

Interviewerin: Was sind die Sprachen, die sie sprechen?

Julia: Ewe, Mina und die dritte hab' ich leider jetzt vergessen, aber drei sind's eigentlich insgesamt. Aber die sind die Hauptsprachen mit denen sie kommunizieren.

Interviewerin: Wie beschreibst du dich bzw. bezeichnest du dich wenn es darum geht dein Äußeres zu beschreiben:

- | | |
|---|---|
| ☐ Farbige | ☐ Mulatte/Mulattin |
| ☐ Schwarze | ☐ Mischling |
| ☐ Braune | ☐ Coloured |
| ☐ Weiße | ☐ Afro-Österreicher/in |
| ☐ Half-caste | ☐ Schwarze/r Österreicher/in |
| ☐ Sonstige Bezeichnung | |

Warum verwendest du genau diese Selbstbezeichnung? Warum sprechen dich die anderen Bezeichnungen nicht an?

Interviewerin: Ich hab' mich bis jetzt unterschiedlich bezeichnet von Mulattin, Mischling bis Afro-Österreicherin.

Interviewerin: Okay, gehen wir die Begriffe der Reihe nach durch.

Farbige, das erinnert mich an Fernsehen, dass ist so ein Fernsehbegriff. Das sieht man so bei amerikanischen Übersetzungen ins Deutsche, dann redet man immer von den Farbigen oder von den Schwarzen.

Interviewerin: Also ist Farbige kein geeigneter Begriff für dich?

Julia: Nein. Das ist ein bescheuerter Begriff und „Weiße“ sind genauso „farbig“.

Interviewerin: Okay gut und der Begriff „Schwarzer“?

Interviewerin: Das Ding is' halt [lange Pause], das hab' ich selber auch verwendet um andere zu beschreiben, muss ich gestehen. Ja [Pause], weil's halt so ein gegebener Begriff ist, der sozusagen so verwendet wird [Pause]. So verstehn's die Leut' halt.

Interviewerin: Wirst du als Braune bezeichnet?

Julia: Nein. Da kommt dann eher so cappucinofarben, mokkafarben und ich bin – was auch immer.

Ach ja, da fällt mir ein ich war im Kaffeehaus und da hab' ich mir einen kleinen Braunen bestellt und da haben's auch ur gelacht, weil der kleine Braune, der einen kleinen Braunen kriegt. Das war so ha ha der Schmä.

Interviewerin: Wann war das ungefähr?

Julia: In den letzten fünf Jahren ist das passiert, also das ist nichts Altes. Und „Weiße“ passt nur im Kontext Afrika, weil sonst sieht mich kein Mensch als „Weiße“. Ich würd' mich selbst auch nicht als „Weiße“ sehen.

Und Half-caste hab' ich selber noch nie verwendet.

Interviewerin: Und was hältst du von dem Begriff?

Julia: Ja, das hat wieder mit so einem Schubladendenken zu tun. Das ist mir zu „kastenmäßig“. Bei Mulatte kenn ich mittlerweile die Bedeutung. Ich hab' mich früher als Mulattin und genauso als Mischling bezeichnet, aber das hat sich mittlerweile geändert. Mulattin verwend ich jetzt nicht als Selbstbezeichnung.

Coloured erinnert mich auch an den Begriff Farbige in diesen amerikanischen Filmen. Es ist ne Übersetzung von Farbige eigentlich.

Afro-Österreicherin ist ein Begriff, den ich für mich verwende.

Da fällt mir noch was ein, ich bin gestern z.B. einen Typen angegangen weil er gehupt hat und ich am Zebrastreifen war und ich dachte, der geht mich an und hab' nicht gecheckt, dass das ein Verkäufer vom Biokistel, von diesem Adamah Bauernhof. Kennst du das?

Interviewerin: Nein.

Julia: Da kann man sich sozusagen Naturprodukte und Bioprodukte ins Haus liefern lassen. Und der hat mich mehrmals bei Freundinnen gesehen und hat auch ein paar Kunden im 19. Bezirk und wollt halt wie er mich sozusagen gesehen hat am

Zebrastreifen kurz Hupen und mir hallo sagen. Und ich bin ur ausgerastet und hab' herumgeschimpft.

Interviewerin: Ist das Fazit der Geschichte, dass du paranoid auf gewisse Situationen reagierst aufgrund deiner rassistischen Erfahrung?

Julia: Ja. Ich bin dadurch extrem paranoid und ständig auf „defense“, immer, immer, immer.

Ich tu das dann immer auf mich beziehen.

Du tust das auf dich beziehen wegen deines Aussehens?

Ja voll! Weil ich's einfach gewohnt bin, das gehört einfach zu meinem Alltag dazu, mich verteidigen zu müssen. Ja das ist halt so.

Interviewerin: Ach ja, das haben wir vergessen. Hattest du irgendwelche Erlebnisse an der Universität?

Julia: Letzens hatte ich ein Seminar, wo es um gewisse Forscher ging. Und da war ein Forscher, Anfang des 19. Jahrhunderts, der die Forschung abgebrochen hat und in Afrika geblieben ist, Mediziner geworden ist und eine afrikanische Frau geheiratet hat. Das lustige daran ist, sie haben darauf beharrt, was rassistisch an dieser Zeit war und haben nicht gemerkt wie sie eigentlich dasselbe machen, weil sie haben mit Power-Point gewisse Fragen aufgeworfen. Und da stand unter anderem „verheiratet mit einer Schwarzen“. Und ich hab' mir gedacht, ihr hält's mir da jetzt ein Plädoyer von einer ¾ Stunde über Anti-Rassismus und dann macht's ihr so was. In dem Fall muss man schon den Begriff Afrikanerin nehmen. Ich hab' kein Problem mit dem Begriff Schwarze, aber das ist echt unpassend.

Interviewerin: Ist das nicht ein schmaler Grad. Glaubst du nicht, dass es für Außenstehende dann schwierig wird und er sagt, „na was jetzt, einmal stört's dich und einmal stört's dich nicht“?

Julia: Da hast du mich jetzt eigentlich in dem Sinne erwischt. Ja, man muss auch mal zu der Selbsterkenntnis kommen, weil ich habe nur eine Cousine, mit der ich darüber reden kann.

Meine Mutter hat mir wegen meiner Ausbildung auch immer gesagt: „Du musst mehr leisten als andere.“

Interviewerin: Und wieso hat sie das gesagt?

Julia: Weil, ich fall auf in der Masse. Ich werde immer auffallen, weil, wenn ich wo bin, seh' ich vielleicht noch maximal zwei andere [afro-österreichische] Leute.

Oder ich könnte nie fehlen – außer mit Attest – im Unterricht ohne, dass es auffällt, während andere für einander unterschreiben.

Interviewerin: Empfindest du die verschiedenen kulturellen Einflüsse deiner Erziehung

- ☐ Als problembehaftet, d.h. würdest du dich als Grenzgänger oder Kulturpendler zwischen zwei Kulturen sehen
- ☐ Miteinander vereinbar
- ☐ Keines von beiden, sondern...

Julia: Ich würde sagen, dass sie sehr wohl miteinander vereinbar sind. Ich hab' dadurch mehr sprachliche, wie z.B. Französisch, aber auch soziale Kompetenzen.

Interviewerin: Was meinst du mit sozialen Kompetenzen?

Julia: Ich hab' eine Empathie für diskriminierte und marginalisierte Gruppen, aber ich helf' auch hilflosen Menschen. Z.B. letztens bin ich zur U-Bahn gegangen und hab' eine Dame aus einem Gemeindebau beim Gelände die Stiegen hinuntergehen sehen. Von weiten macht sie Zeichen und ich seh', dass sie irgendwas will von den Leuten. Ich schau', seh' so zwei Kerle an ihr vorbeigehen und denk mir so: „Warum bleibt da niemand stehen?“ Die hat nicht nur so mit den Händen gefuchelt. Ich bin dann näher gekommen und hab' gesehen, die braucht Hilfe und sie hat dann auch Hilfe, Hilfe gesagt. Ich steh' vor ihr und merk', dass diese Dame gar keine Luft mehr kriegt und sich gar nicht halten kann. Hab' sie gehalten und gefragt, ob ich ihr eine Rettung rufen soll und woher sie gerade kommt, ob sie vom Arzt kommt und irgendwelche Infusionen bekommen hat, das diesen Zustand rechtfertigen würde. Und sie hat gesagt, ja sie hat eine Infusion bekommen, es geht ihr so schlecht, ob ich sie wieder zum Arzt reinbegleite. Und ich hab' gesagt: „Natürlich mach ich das.“ Ich kann da einfach niemanden so stehen lassen.

Auch im Umgang mit Kulturen bin ich sehr offen und ich begegne auch niemandem mit Vorurteilen. Ich bewerte Menschen nicht nach ihrem Äußeren, sondern nach dem, was du kannst und was du menschlich drauf hast.

Interviewerin: Bieten die Kategorien einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für deine Selbstidentifikation?

Ja ☐

☐ Nein

Begründe warum!

Julia: An und für sich bietet's nicht genügend Raum. Und bis jetzt haben sie's nie geschafft, aber ich hab versucht sozusagen mir einen eigenen Raum geschaffen.

Interviewerin: Wie nimmst du dich selbst wahr und wie möchtest du von deiner Umwelt wahrgenommen werden?

Julia: Einfach als ganz normaler Mensch, als Individuum. Ich schätze sowohl meinen österreichischen als auch afrikanischen Aspekt wert und darüber bin ich mir bewusst, dass ich beides in mir habe und mir beides wichtig ist. Und wenn man es zusammenfasst trifft für mich vollkommen der Begriff Afro-Österreicher zu. Ich möchte aber auch als Österreicherin wahrgenommen werden, und nicht als fremd, weil im Endeffekt ich ja auch Österreicherin bin.

Interview mit Daniela

Datum: 17.02.2010

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit?

☐ Ja

☐ Nein

Daniela: Ja, gab's.

Interviewerin: Okay, erzähle bitte davon und beschreibe, welche Rolle die Kategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang gespielt hat?

Daniela: Okay, das war in der Volksschule. Zuerst war ich in der Vienna International School. Ich war 2 ½ Jahre dort, aber dann haben mich meine Eltern dort weggeschickt. Weil ich hab' dort viele Freunde gefunden, nur die gehen dann alle nach 2 oder 4 Jahren, weil das sind meistens Diplomatenkinder. Deswegen hat meine Mutter gedacht, okay, geben wir dich in eine ganz normale österreichische Schule. Dann war ich dort, das war in der 3. Klasse Volksschule und da hab' ich die erste Erfahrung gemacht. Da haben sie schon geschimpft: „Du bist so ein Neger“ und so einen Blödsinn halt. Das weiß ich noch. Das war total schlimm. Ich weiß noch, dass ich zu der Zeit ein Kindermädchen aus Uganda hatte und meine Mutter hat dann eine Idee gehabt [Pause]. Sie hat dann mit meiner Volksschullehrerin gesprochen und wollte fragen, ob mein Kindermädchen kommen kann und einen Vortrag über Uganda halten kann. Weil sie hat in Wien studiert und hat sehr gut Deutsch können, damit die Kinder etwas über Uganda lernen. Und das hat seit dem total funktioniert und es ist in meiner Klasse das „N.-Wort nicht mehr verwendet worden.

Interviewerin: Das heißt, du hattest auch eine Lehrerin, die dafür Interesse gezeigt hat?

Daniela: Ja genau. Und danach hatte ich dort überhaupt keine Probleme mehr. Da war dann Ruhe.

Interviewerin: War das von der ganzen Klasse aus oder Bestimmte?

Daniela: Das waren hauptsächlich Kinder von anderen Klassen. Aber es war nicht die ganze Klasse, es waren ein paar.

Interviewerin: Also waren es mehrere?

Daniela: Ja schon.

Ja, mir fällt noch was ein [Pause]. Wenn wir mit meiner Mutter unterwegs waren am Land in Tirol haben sie am Anfang gesagt: „Schön, dass du zwei so schöne Kinder adoptiert hast.“ Das hat mir meine Mutter erzählt. Also, das war [Pause] und sonst, ja [Pause].

Interviewerin: Hast du jemals das Lied „zehn kleine N.“ singen müssen?

Daniela: Ja, das Lied kenn ich, das hab ich in der österreichischen Volksschule gesungen.

Interviewerin: Weißt du noch was du gedacht hast?

Daniela: Nein. Aber ich hab mich sicher komisch gefühlt. Genauso wie bei dem Spiel „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann“, das ist so schlimm.

Interviewerin: Und wurdest du danach gefragt ob du einen Sonnenbrand bekommen kannst?

Daniela: Ja.

Interviewerin: Und wie war das?

Daniela: [Seufzen] Ich weiß nicht. Ich find die Fragerei blöd, aber ich glaub' diese Leute wissen das wirklich nicht, die sind wirklich so dumm und wissen das nicht und dann denk' ich mir na gut, dann geb' ich dir halt die Antwort.

Interviewerin: Haben das Kinder zu dir gesagt?

Daniela: Nein, Erwachsene. Und ich denk' mir immer es gibt so viele Leute, die so wenig wissen.

Interviewerin: Hat es sonst noch irgendwelche Vorfälle in der Kindheit gegeben? Schulweg, U-Bahn?

Daniela: Ja, aber das war alles in der Volksschule. Während der AHS-Zeit war Rassismus auch, aber das war nicht in der Schule, also es war nicht in meiner Klasse, aber von der Parallelklasse, da gab's schon immer wieder was. Da gab's Leute, die ja [Pause], immer wieder dieses Wort verwendet haben. Aber in meiner Klasse nicht.

Und in Tirol, in Tirol schon, die haben dann immer gesagt: „Ah, schau her da kommen's ja scho wieda, die Negerlein.“

Interviewerin: Waren das Kinder?

Daniela: Nein, das waren Erwachsene. So Nachbarn, von meinen Großeltern.

Aber die sagen das so mit: „Jöh, da sind's ja wieda, na Gott sei Dank, mei sind die hübsch“ und dabei verwenden sie das „N.“-Wort, also „Negerlein“.

Interviewerin: Wo war das?

Daniela: Na bei meiner Großmutter, das ist ein kleines Dorf und da kennt jeder jeden. Und dann steigen wir halt aus und da sind so ein paar Häuser nebeneinander und dann schauen sie halt raus und begrüßen uns mit dem.

Interviewerin: Hast du die Leute darauf angesprochen?

Daniela: Nein. Ich nicht, da war ich noch jünger. Das war bis 12, 13 und später haben's das gar nicht mehr gesagt. Ich vermute meine Mutter hat da was gesagt und meine Großeltern auch. Weil die waren ganz das Gegenteil, weil die waren selber auch oft in Uganda und wollten das selber sehen.

Interviewerin: Also das „N.“-Wort hast du in der Volksschule und in der AHS gehört und was war mit der HBLA?

Daniela: Dort nicht mehr. In dieser Schule überhaupt nicht. Das war sehr international dort. Blödsinn, sicher war da was. Ich überhöre das dann oft. Ich überleg nämlich gerade, wo ich überall diskriminiert worden bin. Doch da war sicher was, ganz sicher, nicht in der Schule direkt, aber zu der Zeit war auch was.

Interviewerin: Hattest du Vorfälle mit der Polizei?

Daniela: Ja, aber da war nix. Aber ich hab in Bezug auf das schon was von meiner Freundin gehört und ich hatte, Klopff auf Holz, noch nie was. Da hab ich bis jetzt echt ein Glück gehabt.

Aber ich hab jetzt bestimmt auch irgendwelche rassistischen Bemerkungen gehört, nur weiß ich es jetzt nicht, sicher auf der Straße.

Interviewerin: Hast du jemals von anderen gehört, dass die Beziehung deiner Eltern nicht halten kann aufgrund der Kulturen?

Daniela: Ja, das schon. Ja, das haben mir eigentlich jetzt eh auch wieder erst irgendwelche Leute gesagt. Das sagen sehr viele, die einen dann nicht einmal kennen bzw. mich nur flüchtig kennen. Und meine Großeltern aus Uganda waren auch sehr enttäuscht, dass mein Vater nicht eine Einheimische geheiratet hat.

Interviewerin: War das auf beiden Familienseiten?

Daniela: Es war eher mehr väterlicherseits. Weil meine Großeltern aus Osttirol waren da immer sehr tolerant.

Interviewerin: Hast du etwas von österreichischen Freunden diesbezüglich gehört?

Daniela: Von Freunden nicht, nein, weil ich hab eigentlich gar keine österreichischen Freunde. Ich hab letztes Mal auch überlegt: „Sag' amal hab ich einen österreichischen Freund oder Freundin?“ Ich kannte mal jemanden, aber zu

dem hab' ich keinen Kontakt mehr. Eben und das ist auch irgendwie komisch. Es ist eigenartig, dass ich keine österreichischen Freunde hab. Das hab' ich mich schon mal gefragt: „Warum hab' ich keine?“ Und das ist irgendwie komisch. Und das kann auch sein, dass ich im Moment nicht so viele rassistische Sachen höre, weil ich auch in einer internationalen Umgebung bin. Und dort wo ich arbeite, ist das auch keine Frage.

Interviewerin: Ahja, das wollte ich dich noch fragen [Pause], wirst du nach deiner Herkunft gefragt?

Daniela: Ja.

Interviewerin: Du hattest die Frage ob du adoptiert bist z.B.?

Daniela: Ja, das war als Kind, jetzt nicht mehr. Aber früher sehr oft.

Interviewerin: Und als Erwachsener wurde dir die Frage gestellt: „Woher kommen Sie“?

Daniela: Ja.

Interviewerin: Und was sagst du drauf?

Daniela: Ich sag', ich bin in Österreich geboren und mein Vater ist aus Uganda.

Interviewerin: Und wenn du nix sagst, also sagst du manchmal nur: „Ich komm aus Österreich“.

Daniela: Ja, aber dann sagen sie schon: „Und woher sind die Eltern?“ Einmal hat einer gefragt und ich hab' gesagt: „Aus Österreich.“ Und dann hat er so ein komisches Gesicht gemacht und gesagt: „Du kommst sicher nicht aus Österreich, woher bist denn du?“ Und dann hab ich ihm das eben gesagt.

Interviewerin: Also es war nicht selbstverständlich für ihn, dass du Österreicherin bist?

Daniela: Nein.

Interviewerin: Und erst dann als du gesagt hast, mein Vater ist aus Uganda, waren er zufrieden?

Daniela: Ja, genau. Dann hat für ihn mein Aussehen gepasst.

Interviewerin: Ist dir auch die Frage gestellt worden: „Sprechen Sie Deutsch?“

Daniela: Ja. Das war auch früher, vor allem wenn ich mit meinem Vater unterwegs war. Da war das öfters früher. Das haben sie mich gefragt, in Tirol zu Weihnachten, wo mein Vater auch dort war. Sie haben mich auch sehr oft in den Geschäften gefragt: „Ja Kleine du kannst ja sicher Deutsch, dass du das dem Papa übersetzen kannst.“ Und mein Vater hat dann immer gemeint: „Entschuldigung, ich kann

Deutsch, ich hab' auch hier in Österreich studiert, deswegen versteh' ich die Sprache. Das ist oft vorgekommen in Tirol, wo wir irgendwie ohne unsere Mutter unterwegs waren. Und wenn wir mit ihr unterwegs waren, war klar, dass die Leute automatisch sie ansprechen.

Interviewerin: Ist man davon ausgegangen, dass ihr kein Deutsch spricht?

Daniela: Genau.

Interviewerin: Wo war das noch mal?

Daniela: Ja, so in Geschäften in den kleinen Dörfern. Also diese Frage: „Sprechen Sie Deutsch?“ find ich total blöd.

Interviewerin: Wie empfindest du die Fragen als

- ☐ legitim
- ☐ Problem bzw. störend und nervig
- ☐ situations- und kontextabhängig,
- ☐ weder noch, sondern.....

Daniela: Ich find's sehr störend und eigentlich nervig. Das find ich echt blöd. Aber die Frage, „woher kommst du?“, find ich in Ordnung, weil ich muss sagen, ich möchte das auch gerne wissen von Leuten, also wenn ich jemanden kennenlerne, möchte ich schon wissen: „Woher kommst du?“, Bist du Österreicher oder nicht? Also das find ich in Ordnung, aber es kommt darauf an, wenn man da gleich so draufstürzt, so: „Kannst du Deutsch? Woher bist du?“, denk' ich mir: „Kannst vielleicht auch einmal hallo sagen.“ Das find ich blöd. Aber sonst ist es in Ordnung, weil ich möchte das auch gerne wissen.

Interviewerin: D.h. sozusagen wenn du ins Gespräch kommst dann ist es okay, aber diese Ad-hoc Fragen bei Fremden stören dich.

Daniela: Eben, genau wie du meinst, nach einer Zeit, wenn man sich kennenlernt, ist das auch richtig, eigentlich, weil ich möchte das auch erzählen.

Interviewerin: Wie gehst du damit um und welche Folgen ergeben sich im Gesprächsverlauf, wenn du sie als störend und nervig empfindest?

Daniela: Ich antworte demjenigen aber trotzdem, das ist mir schon aufgefallen. Also wenn mich jemand fragt: „Woher kommst du? Kannst du Deutsch? Dann sag' ich es halt einfach. Es stört mich aber, ich geb' nach. Das mach ich schon.

Interviewerin: Achja, wirst du manchmal von anderen Menschen angestarrt?

Daniela: Doch, doch, das hab ich schon. Ich hab's auch so in den Geschäften manchmal und vor allem auch ältere Leute.

Genau, da fällt mir was ein, jetzt vor kurzem war ich im InterSpar mit einer Freundin. Und meine Freundin ist aus dem Iran und dunkler. Und wir haben's schon total eilig gehabt. Und wir haben halt unabsichtlich eine ältere Dame so beide irgendwie gestoßen. Und ich hab mich umgedreht und hab gesagt: „Entschuldigung, Entschuldigung, tut mir Leid. Und sie sagt: „Ja, immer das Gleiche mit den Ausländern.“ Also da denk' ich mir: „Hallo, ich hab mich entschuldigt, das kann genauso jedem anderen Österreicher und Österreicherin auch passieren.

Interviewerin: Hast du darauf geantwortet?

Daniela: Ich hab nur gesagt: „Ich bin keine Ausländerin.“

Interviewerin: Und hat sie noch etwas gesagt?

Daniela: Ja, sie hat nur herumgezickt, hat die Augen verdreht und ist dann gegangen.

Interviewerin: Und das Gefühl, dass dich Leute anstarren hattest du als Kind oder Erwachsener?

Daniela: Ja, das hab ich immer. Das seh' ich immer wieder.

Interviewerin: Fühlst du dich dadurch beobachtet?

Daniela: Ja. Aber jetzt nicht mehr so oft, aber es kommt schon hin und wieder vor.

Interviewerin: Hast du dadurch das Gefühl weniger anonym zu sein als der stereotypische Österreicher?

Daniela: Ja, das schon, das schon, ja, das schon.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Daniela: Beides.

Interviewerin: Ist das Gefühl situationsabhängig?

Daniela: Genau.

Interviewerin: Hast du einen Teil deiner Sozialisation im Geburtsland deines afrikanischen Elternteils verbracht?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte schildere diesen Lebensabschnitt. (Wie lange dort; mit wem dort gelebt; viel/gering Familienbezug dort?)

Daniela: So richtig dort gelebt habe ich nicht, aber dadurch, dass mein Vater Diplomat ist, habe ich in Libyen gelebt. Das waren glaube ich 1 ½ Jahre.

Interviewerin: Und wie alt warst du da?

Daniela: Das war ganz ganz am Anfang. Also von 1 ½ Jahre bis 3 Jahre war ich da ungefähr.

Interviewerin: Wie war das in Libyen, ich mein', da warst du noch sehr klein, aber hast du da etwas mitbekommen?

Daniela: Nein. Aber in Uganda hat meine Mutter immer etwas hören können. Da haben sie sie schon oft geschimpft: Hallo du blöde Weiße, Weiße.

Hast du noch andere afrikanische Länder besucht außer Libyen?

Daniela: Kenia, Südafrika, Namibia, Côte D'Ivoire, da war ich zwei Mal und Senegal.

Interviewerin: Wie oft hast du das Geburtsland deines afrikanischen Elternteils besucht?

Daniela: Alle 2 Jahre locker. Ja überhaupt, wo ich kleiner war, sicher bis ich zehn Jahre alt war, waren wir sogar jedes Jahr dort.

Interviewerin: Hast du Erfahrungen rassistischer Art, vielleicht auch zusammen mit deiner Mutter, in den Ländern erlebt?

Daniela: Ja, eben meine Mama, die als Weiße beschimpft worden ist, sehr oft. In Uganda hat sie nur gemeint zu mir, dass es für sie schlimm war. Das war für sie so unangenehm, dass sie eine Zeit lang es gemieden hat irgendwo hinzugehen. Nicht, dass sie böse auf die Leute war, sondern es war ihr einfach unangenehm und genervt war sie.

Interviewerin: War das bei dir dasselbe bzw. haben dich die Leute ebenfalls als Weiße bezeichnet?

Daniela: Nein, nein, das haben sie nicht zu mir gesagt. Und ich kann mich noch erinnern, wo ich das das erste Mal mitbekommen habe, dass sie das jetzt zu meiner Mutter sagen, hab' ich sie ausgelacht und hab' gemeint: „Siehst du jetzt bist du dran. Jetzt hörst du dir das mal an.“ Zu mir haben sie nichts gesagt. Es war nur das, was ich mitbekommen hab' und, das war der totale Schock.

Als meine Eltern getrennt waren meine Schwester und ich trotzdem jedes Jahr bei meinem Vater. Entweder haben wir uns in Uganda getroffen oder wir sind dort gewesen, wo er grad beruflich war. Und da war's ganz schlimm, weil da hab ich gehört, dass meine Oma, die Mutter von meinem Vater, gemeint hat: „So jetzt bist du von der Weißen Frau geschieden und jetzt solltest du endlich eine Einheimische heiraten.“ Also das war für mich so ein Schock. Das war pauh hart, wo ich das gehört habe.

Aber das waren nur meine Oma und mein Opa, leider sind jetzt beide gestorben, schon lange, lange, lange. Die ganze Familie hat aber nach wie vor sehr guten Kontakt zu meiner Mutter. Und meine Mutter fährt auch manchmal nach Uganda, ohne uns, weil sie da sehr viele Freunde hat und mit der Familie von meinem Vater ist sie selber auch sehr eng geworden. Nur das Komische ist, dass meine Oma und mein Opa immer sehr froh waren, dass wir da waren und sie waren immer total nett und deswegen war ich, glaub' ich, auch so geschockt als ich das von meiner Oma gehört habe, dass sie mich auf einmal so irgendwie links liegen lässt. Weil sie hat damit meine Mama, aber auch mich und meine Schwester, verletzt.

Interviewerin: Weißt du wie das Wort [„Weiße“] heißt in Uganda?

Daniela: Nein, hab' ich leider vergessen.

Was mir noch einfällt, ich bin oft angesprochen worden wegen meinem Äußeren, dass ich so außergewöhnlich und schön bin.

Interviewerin: Und in Österreich, wirst du hier ebenfalls exotisiert?

Daniela: Ja oft, schon.

Interviewerin: Geht das in die Richtung positiver Rassismus?

Daniela: Ja genau, genau, mhm. Das schon.

Interviewerin: Hast du Kommentare gehört, wo es geheißen hat, dass du gut tanzen oder singen kannst, weil du das ja können musst aufgrund deiner afrikanischen „Wurzeln“?

Daniela: Das Tanzen sehr oft, ja. Das stimmt ja, ja, ja.

Von Österreichern?

Daniela: Letztes Mal wieder hab ich jemanden von einer Freundin von mir in einer Diskothek kennengelernt und er hat so zu mir gemeint: „Gehen wir tanzen!“ Und ich sag' so: „Nein, ich hab mir gerade etwas bestellt, aber ich komm gleich.“ Sagt er: „Du musst doch tanzen, dass ist in eurem Blut.“

Interviewerin: Und singen?

Daniela: Nein, singen nicht. Ah aber, was ich auch manchmal gehört habe [Pause] und ich muss leider sagen es ist bei mir schon so, ich verspäte mich schon sehr oft und da sagen manche schon: „typisch afrikanisch.“ Irgendwo war das jetzt vor kurzem, aber ich weiß es jetzt nicht mehr, wo war das. Na, vielleicht fällt's mir noch ein.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Daniela: Integriert. Es ist glaube ich ein bisschen besser wie in Österreich. Aber es kann auch sein, dadurch, dass ich immer nur auf Urlaub dort war...weißt du was ich mein, einfach wenn wir kommen, ist alles so herzlich – die Familie. Ja, ich hab dort nie richtig gelebt, sondern, ich war immer nur Ferien machen in Uganda.

Interviewerin: Wie beschreibst du dich bzw. bezeichnest du dich wenn es darum geht dein Äußeres zu beschreiben:

- | | |
|---|---|
| ☐ Farbige | ☐ Mulatte/Mulattin |
| ☐ Schwarze | ☐ Mischling |
| ☐ Braune | ☐ Coloured |
| ☐ Weiße | ☐ Afro-Österreicher/in |
| ☐ Half-caste | ☐ Schwarze/r Österreicher/in |
| ☐ Sonstige Bezeichnung | |

Warum verwendest du genau diese Selbstbezeichnung?

Daniela: Mulattin, hab' ich sehr oft gesagt.

Interviewerin: Warum verwendest du diesen Begriff?

Daniela: Ich glaub' eben wegen meiner Familie auch. Ich glaub' deswegen.

Interviewerin: Warum Familie?

Daniela: Weil die das immer gesagt haben.

Interviewerin: Und was hältst du von dem Begriff Afro-Österreicherin?

Daniela: Der Begriff ist noch sehr ungewöhnlich, das ist es, nur deswegen. Man gewöhnt sich auch schnell aber auch. Ich find dieses Wort ganz gut, also Afro-Österreicherin find ich besser als wie wenn mich jemand „N.“ oder Schwarz nennt.

Interviewerin: Und warum sprechen die anderen Bezeichnungen dich nicht an? Zum Beispiel Farbige.

Daniela: Also Farbige find ich komisch. Ein Vogel ist farbig oder so, aber ich bin nicht farbig.

Interviewerin: Und Schwarze? Warum gefällt dir dieser Begriff nicht?

Daniela: Ich bin nicht Schwarz. Und Weiße und Half-caste sprechen mich ebenfalls nicht an.

Interviewerin: Und Mischling, warum nicht Mischling?

Daniela: Keine Ahnung warum nicht [kurze Pause]. Und Coloured find ich das Gleiche wie Farbige in meinen Augen, also das find ich auch blöd.

Interviewerin: Und Schwarze Österreicherin?

Daniela: Für mich verwende ich den Begriff nicht, weil ich bin nicht Schwarz. Also wenn dann würde ich mich als Afro-Österreicherin bezeichnen, das ist für mich gut.

Interviewerin: Hat sich deine Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe deines Lebens verändert?

Daniela: Ja, ich denk' schon.

Interviewerin: Und warum?

Daniela: Mischling und Mulatte hab ich zum Beispiel früher oft gesagt, weil ich weiß, dass meine Großeltern aus Tirol immer Mischling gesagt haben.

Interviewerin: Und warum verwendest du jetzt Mischling nicht mehr?

Daniela: Aufgrund verschiedener Einflüsse und Veränderungen. Ich glaube Mulattin hat komischerweise mein Vater öfters gesagt. Sogar mein eigener Vater hat's verwendet und Mischling eher meine Großeltern. Und irgendwie hab ich das mehr übernommen, was mein Vater gesagt hat.

Interviewerin: Empfindest du die verschieden kulturellen Einflüsse deiner Erziehung

- ☐ Als problembehaftet, d.h. würdest du dich als Grenzgänger oder Kulturpendler zwischen zwei Kulturen sehen
- ☐ Miteinander vereinbar
- ☐ Keines von beiden, sondern...

Daniela: Schon miteinander vereinbar.

Interviewerin: Bist du mit verschiedenen Sprachen dadurch aufgewachsen?

Daniela: Ich bin zusätzlich mit Englisch aufgewachsen. Aber die Sprache von meinem Vater aus Uganda kann ich nicht. Das finde ich sehr schade.

Interviewerin: Was spricht er?

Daniela: Luganda und Swahili, beides.

Und ich liebe es andere Kulturen kennenzulernen. Ich hab das sehr gerne, weil man immer wieder etwas Neues lernt und erfährt von verschiedenen Ländern. Ich mag das gern.

Interviewerin: Bieten die Kategorien einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für deine Selbstidentifikation?

Ja ☐

☐ Nein

Begründe warum!

Daniela: Nein. Weil wer ist amal Schwarz. Ich find wir sind keine Schwarzen. Also wir gehören nicht zu den Schwarzen, wir gehören aber auch nicht zu den Weißen. Nein, das find ich eigentlich nicht. Das find ich nicht genügend.

Interviewerin: Wie nimmst du dich selbst wahr und wie möchtest du von deiner Umwelt wahrgenommen werden?

Daniela: Wenn ich an mich selbst denke, fühle ich mich jetzt nicht als reine Österreicherin, aber ich fühl mich auch nicht als reine Afrikanerin aus Uganda. Wenn ich zu meinem Vater fahre, freue ich mich wieder die Kultur zu spüren und zu essen und auch andere Gesprächsthemen zu haben. Dann vermiss ich auch oft wieder Österreich. Wo ich mir denk': „Okay gut, ich muss jetzt wieder amal meine österreichischen Verwandten anrufen und sagen, ich komm eh bald wieder, weil ich vermiss das Land, und so halt. Aber trotzdem kann ich nicht sagen ich bin reine Österreicherin, also ich sag' zwar ich bin aus Österreich und möchte auch als Österreicherin wahrgenommen werden, fühle mich von meiner Identität nicht ausschließlich als Österreicherin.

Interviewerin: Und verteidigst du z.B. bei Kritik Österreich im Ausland?

Daniela: Ja, das mach ich schon. Das schon, ja, das schon. Aber, das hab' ich auch bei Uganda gemacht.

Interviewerin: Also vereinst du in dir mehrere Identitäten, also eine österreichische und eine ugandische Identität?

Daniela: Ja, schon eigentlich, ja schon. Es ist für mich kein entweder oder, sondern ich habe beide Identitäten – eine österreichische und eine ugandische, die mir zu gleichen Teilen viel bedeuten.

Interview mit Thomas

Datum: 21.02.2010

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die Kategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang gespielt hat?

Thomas: Das ist eine Fangfrage oder?! [lacht ironisch] Also ich denk' nicht, dass es jemand nicht gehabt hat. Also ja.

Interviewerin: Okay...und fällt dir etwas zur Kindheit ein?

Also Beleidigungen und Schimpfwörter gab's immer. Oder sich darüber lustig machen mit „nigga“ und halt solche Sachen. Oder was manche lustig gefunden haben, dadurch, dass ich ja nur von Ausland kommen kann [ironisch], haben manche dann Pakistan zu mir gesagt, wie sie darauf kommen würde ich auch gern wissen.

Interviewerin: War das in der Schule?

Thomas: Ja, das war in der Schule. Es ist grundsätzlich so, dass die Leute – ähm – es grundsätzlich nicht wirklich ernst meinen oder so sagen: „is' ja nur Spaß“ und trotzdem nicht wirklich verstehen, dass es trotzdem jemanden angreift.

Interviewerin: Wurde dir die Frage gestellt, ob du einen Sonnenbrand kriegen kannst?

Thomas: Ja, die Frage ist lästig, aber es gehen dann so Gerüchte, was heißt Gerüchte, das erzählt man sich einfach: so ja, wennst dunkel bist, brauchst keine Sonnencreme und bla bla bla. Und dann geht das immer weiter und dann, wenn sie jemanden sehen, der dunkler ist, dann fragen sie auch so: „Ja, stimmt das wirklich, stimmt das wirklich?“ „[Mit stark genervter Stimme] Ja teilweise schon.“ Man muss immer wieder erklären. Die Leute kommen einem immer so nah und sind so direkt. Sie kennen einen nicht und fragen dann solche Sachen gleich, wo ich mir denk' so: „Ja hallo, ich heiße Thomas, ja und bla bla.“ Ja, nein aber der Smalltalk beginnt gleich mit solchen Fragen. Die wichtigste Frage ist erstmal woher ich komme und ob ich einen Sonnenbrand bekommen kann. Also diese Sachen sind erstmal wichtiger

als anderen Sachen. Erst dann im Nachhinein fragt man dann so: Ja, was machst du denn gerade so?“ Die Leute haben anscheinend kein besseres Gesprächsthema. Ich finde es dann schlimm, wenn man anfängt, sobald man kein Gesprächsthema hat von dem Oberflächlichsten auszugehen. So nach dem Motto: okay gut, mir fällt zwar kein Gesprächsthema ein, aber geh’ ma mal aufs Oberflächliche ein und das passiert so automatisch. Das ist unglaublich, nur reden damit man halt was gesagt hat. Und das ist auf der Straße so oft so.

Interviewerin: Okay, gab es Erfahrungen mit Rassismus gemeinsam mit deiner Familie?

Thomas: Meine Mutter hatte auch einige Probleme von der Familie aus, dass sie einen „Schwarzen“ geheiratet hat. Öfter, öfter hat [Pause], z.B. in ihrer Arbeit ist es auch teilweise so, dass – ähm – etliche rassistisch sind. Aber sie vertritt da ihre Meinung, weil sie eben so gegen Rassismus ist. Sobald jemand in ihrer Nähe ist, nicht mehr rassistische Äußerungen macht, weil sie das nicht duldet. Die betreiben einfach keinen mehr wenn sie in der Nähe ist, weil die wissen, wenn sie in der Nähe ist, wissen: „oh, das sollt ma jetzt nicht sagen.“

Interviewerin: Hat es Situationen gegeben, wo sie unterwegs war?

Thomas: Ja, sie hat gesagt: „sie hat’s wirklich schwer gehabt. Sie hat ein Mal vor ein paar Jahren gesagt, sie hat lange nachgedacht ob sie’s mir [dem Kind], so in der Art, antun möchte, dass du so eine Verantwortung hast. Weil du stehst da jetzt gegen den Rassismus, in dem du beide Seiten auch hast. Also wenn du beide Seiten hast, dann kannst du weder was sagen gegen die Österreicher, weder was gegen die Menschen aus Burkina Faso. Man steht dann da dazwischen. Weil man hört von beiden Seiten schlechte Sachen und von beiden Seiten gute Sachen.

Interviewerin: Achja, was ich noch fragen wollte [Pause], körperliche Gewalt, gab es auch Erfahrungen mit körperlicher Gewalt?

Thomas: Oh ja, vor kurzem, also vor einem Jahr ungefähr. Das war in einem Lokal eben und ein Typ hat mit einem Mädels geredet und ist sie dann angangen, weil er hat sie mit beiden Händen dann faktisch gestoßen. Ich bin dann dazwischen gegangen, weil so was macht man einfach nicht und hab’ dann gesagt: „Hey, so was kannst echt wirklich lassen.“ Und der ist dann fast ausgezuckt. Und nach einer Stunde ca. - weil ich mit einem Mädels geredet habe - war er dann eifersüchtig, weil er sie fesch gefunden hat. Er und seine Gruppe sind dann gleich wieder immer aggressiver geworden. Also der eine hat mich angezündet und angeschüttet. Und

von dem hab' ich z.B. eine Narbe, weil er hat mir eine Zigarette ins Gesicht geworfen. Ja und [Pause] dann ist der Türsteher gekommen und hat mich rausgehaut.

Sind da im Gesprächsverlauf Kommentare gekommen?

Ja, andauernd. Da war ich so unter Schock einfach, weil auf ein Mal packt mich einer und zerrt mich raus. Und ich sag: „Ja, was ist los. Wer sind Sie überhaupt?“ „Ja, ich bin der Türsteher“. Sie haben dann gesagt: „ich mach' Ärger.“ Wauh, dann hab' ich mir gedacht: „Was?!?!“ Ich war nämlich wegen einer Geburtstagsfeier dort. Und meine Freundin hat dann mit dem Besitzer geredet und der hat dann gesagt ihm sind die Hände gebunden. Diese anderen sind doch dann, aber später, rausgehaut worden und haben dann auf der Straße gesagt: „Ja, komm her, willst a Schlägerei?“, und was weiß ich noch alles. Und Leute von mir sind auch dort gestanden und haben ein Taxi gerufen gehabt. Also dieser Türsteher [wütend]...eigentlich hätte man die Polizei rufen sollen, weil dem Türsteher war das wirklich scheiß egal, wenn da jemand da draußen gewesen wär' und zusammengeschlagen worden wär', obwohl er nichts gemacht hat. Wär' echt scheiß egal gewesen. Und das ist ziemlich heftig. Türsteher sind grundsätzlich ziemlich ausländerfeindlich und dann wird dann so gesagt: ja bestimmte Nationalitäten machen Probleme. Und überall gibt's aggressive Menschen. Und das find ich ziemlich heftig, dass ich deswegen Probleme habe, weil das ist mir ziemlich egal wenn andere Leute aggressiv sind. Besonders wenn sie dann sagen: „Ja, die Gruppen.“ Und ich bin aber meistens alleine unterwegs. Ich mein nur, weil man uns schneller erkennt...nein, das find ich ziemlich heftig.

Interviewerin: Tut mir Leid, dass ich da jetzt nachbohren muss, aber haben sie explizit rassistische Wörter verwendet in dem Zusammenhang?

Thomas: Ja, „Scheiß Neger herst, schleich dich raus aus Österreich.“ Ja, solche Sachen sind dabei gewesen. Bei solchen Sachen ist das schon fast normal, das hört man dann schon fast nimmer, wenn einer einen beschimpft. Weil pffff [Pause], wie zu anderen Arschloch gesagt wird, wird zu einem einfach immer „Neger“ gesagt. Das ist irgendwie...weiß ich nicht, finden die Leute anscheinend normal.

Interviewerin: Hast du das dann angezeigt?

Thomas: Nein. Weil ich hab' nicht gewusst, wer das war.

Interviewerin: Ja stimmt, die Leute kanntest du ja nicht, okay [Pause] und wie war das in der Schulzeit, so mit 14 oder so? Hattest du da irgendwelche Mobber?

Thomas: Im Gym schon, ja, sicher, voll, aber...

Interviewerin: War das ein einzelner oder war das gruppenmäßig?

Thomas: Es waren 2 oder drei, zwei davon hab' ich gekannt. Bei uns war das eine Schule, die auch ein Internat gehabt hat, es gab auch mehrere die Afro-Österreicher sind und kaum war so was Gespräch, sind dann eh gleich die Eltern gekommen. Von der Schule aus wurde auch dann was gesagt; vor denen haben sie dann natürlich mehr Respekt dann.

Interviewerin: Und im Erwachsenenalter – quasi ab 18 – gab es da irgendwelche rassistischen Vorfälle?

Thomas: Also rassistische Bemerkungen, die hört man sehr sehr oft. Also z.B. vor kurzem zu Fasching, du bist verkleidet, und da heißt's dann nicht: „Wah, ein Clown“, sondern „Wah, ein Negerclown.“

Interviewerin: Das haben sie zu dir gesagt?

Thomas: Ja, in der U-Bahn war das. Und pff, dass sind einfach Sachen, die es ständig gibt. Die Leute haben weniger Respekt und das versteh' ich manchmal oft nicht, dass sie dann einfach so herkommen als wäre ich irgendwer und keinen Respekt haben, wo ich dann immer drauf sage: „Ja Entschuldigung, aber das heißt noch immer „Sie.“ Weil das ist das komische...wenn ich mit Freunden unterwegs bin, die werden per Sie angesprochen und ich werd mit Du angesprochen, so jung schau ich neben ihnen nicht aus, dass sie glauben könnten, dass ich jünger bin, also – solche Sachen [Pause].

Interviewerin: Ah und in der Arbeit, ist da irgend etwas passiert?

Thomas: Nein, da hab' ich zwei Praktika gemacht und die waren beide toll.

Interviewerin: Ahja, ich wollte dich noch zu deinem Verein fragen? Bei welchem Verein bist du, also was machst du für einen Vereinssport?

Thomas: Volleyballverein. Und sonst spiel ich noch Klavier [Pause]. Ja, im Verein, da gibt's halt andauernd rassistische Beschimpfungen. Obwohl die Trainer nicht, aber die Trainer würden auch nicht etwas dagegen machen.

Interviewerin: Das heißt die Trainer bekommen das schon manchmal mit?

Thomas: Die bekommen das andauernd mit. Aber sagen auch nicht immer was.

Interviewerin: Ist es schon mal vorgekommen, dass sie, also die Mitspieler das „N.“-Wort verwendet haben?

Thomas: [Lacht ironisch] Andauernd.

Interviewerin: Mitspieler aus deiner Vereinsmannschaft oder aus der gegnerischen Gruppe?

Thomas: Aus meiner, ja, ja schon.

Interviewerin: Weil bei Gegnern kann ich mir das durchaus auch vorstellen, aber...

Thomas: Gegner dürfen so etwas nicht sagen, weil wenn sie das sagen gibt's eventuell Probleme mit dem Schiedsrichter.

Interviewerin: Aso, okay [Pause].

Thomas: Da schau ich darauf, dass es dann ein Problem [für die Person] mit dem Schiedsrichter gibt. Die Gegenspieler können's nicht sagen, weil dann kriegen's eine aufn Deckel vom Schiedsrichter, dann vom Trainer und dann vom Verein. Das heißt [Pause].

Interviewerin: Es entsteht somit ein Lauffeuer?

Thomas: Ja, genau. Also die deswegen eher nicht, aber dass man z.B. hört, dass der Schiedsrichter sagt: „Achtung auf den Dünkleren oder auf den Schwarzen, der spielt.“ Also das hört man schon.

Interviewerin: Interessant und die Mitspieler, die sagen das zu dir, weil?

Thomas: Aus Spaß, als Belustigung.

Interviewerin: Was sind das dann für Kommentare?

Thomas: Ja z.B.: „Ja, wir haben einen großen Vorteil, wenn die Gegner irgendwie stark sind, dann dreh' ma das Licht ab, dann sieht man dich nicht mehr.“

Interviewerin: Aha

Thomas: Ja. Ich versuch's mit Humor zu nehmen, aber wenn's zu viel wird einfach dann reg ich mich schon drüber auf.

Interviewerin: Ahja, das wollte ich dich noch fragen. Wenn dann so ein Kommentar kommt von deinen Mitspielern und es reicht dir, wie ist dann ihre Reaktion auf das?

Thomas: Teilweise ist es halt so: „Scheiß di net au“, aber das ignorier ich dann meistens. Meistens ist es so, dass sie Aufmerksamkeit wollen und im Mittelpunkt stehen wollen und dann ignorier ich sie dann einfach. Es ist dann wirklich schon so lästig manchmal, ja [stöhnen], dann ignorier' ich es einfach.

Interviewerin: Sind das bei dir im Verein einzelne Personen oder Gruppen?

Thomas: Es sind einzelne Personen und dann lachen irgendwie viele mit und solche Sachen.

Interviewerin: Sind das dann immer dieselben Personen?

Thomas: Ja! Es sind immer dieselben, immer. Die sind einfach so blöd. Ja...

Okay und was ich dich noch fragen wollte, hast du in der Schule rassistische Erfahrungen mit Lehrern gehabt?

Thomas: Lehrer, nein, hatte ich eigentlich nie. Meine Mutter schaut drauf, dass ich in Schulen geh', die irgendwie mehr Niveau haben, was sie denkt, deswegen nicht, nein, überhaupt nicht. Also was die Lehrer betrifft mag ich es nicht wenn sie vorurteilhaft sind. Also wenn sie mir so etwas sagen ja da gab's die Volksgruppe und die waren so und so [Pause]. Dann sag ich schon sie sollen das nicht mit Vorurteilen bewerten, denn durch die Vorurteile kommt halt Rassismus zu Stande. Also sobald irgend ein Wort kommt wie z.B. [Pause] ah ah, jetzt weiß ich's. Es war im Unterrichtsfach Marketing und da hat's geheißen ein schwarzer Mann bedeutet Angst und Tod. Und dann hab' ich mich aufgeregt und hab' gesagt: „Was, was soll das heißen, wegen der Haut?“ Die hat dann extrem davor Angst bekommen und dann hat sie gesagt: „das ist der Tod. Der Tod ist schwarz.“ Und durch den schwarzen Tod ist der Mann [Pause] – der Tod ist männlich und schwarz auch mit dieser schwarzen Kapuze und das ist immer schwarz.

Interviewerin: Aha, interessant [Pause]. Fällt dir noch etwas ein?

Thomas: Ja, was mir noch einfällt und mich stört, da gibt's oft schon welche, die glauben irgendwie ich bin gemeingefährlich und schauen mich dann an und schauen, was ich jetzt alles mache. So, ich könnt' ja jetzt irgendwie jederzeit ein Messer rausnehmen und alle überfallen. So schauen mich oft manche an. Und ich mach' das dann immer gerne, dass ich den Leuten gerne das Gegenteil beweise. Die meiste Zeit bin ich sowieso mit Kopfhörern unterwegs oder ich lese in der U-Bahn, weil ich die U-Bahn grundsätzlich nicht mag.

Interviewerin: Okay, was ich noch fragen wollte, hast du jemals Kommentare über dich in Zusammenhang mit Affen gehört?

Thomas: Ja, ja, sicher.

Interviewerin: Was waren das dann für Kommentare?

Thomas: Naja, z.B. schaust aus wie ein Affe.

Interviewerin: Hattest du Erfahrungen auch mit positivem Rassismus?

Thomas: Ja, ja. Das hört man öfters: „Könnt's eh alle ur gut tanzen, das liegt euch ja im Blut, ihr seid's alle so schnell“ und solche Sachen, dann hört man auch Sachen wie: „Ja du bist eh so schnell, weil ihr immer weglaufen müsst's vor den wilden Tieren.“

Interviewerin: Aha, weißt du noch wo dieser Kommentar gefallen ist?

Thomas: Ja eh auch von meinem Verein. Die Leute haben überhaupt keine Ahnung über den Kontinent. Mit meinem Maturaprojekt möchten wir z.B. das Leben der Leute aus Burkina Faso zeigen, also wie sie es sehen. Wir wollen nicht unbedingt jetzt die traurigen Bilder zeigen mit Armut, die es natürlich auch gibt, aber wir wollen auch vermehrt darauf aufmerksam machen, dass die Leute dort auch *leben*, ganz alltägliche Dinge verrichten wie in Österreich auch.

Interviewerin: Cool, das hört sich cool an [Pause]. Ich muss dich noch etwas anderes fragen, ist jetzt ein bisschen intim, aber haben dich Menschen in deinem Umfeld nach deiner „Männlichkeit“ gefragt?

Thomas: Ja, ja, das gibt's öfters. Das ist hauptsächlich vom Verein. Andere eher weniger. Wenn, dann amal einen Scherz darüber machen.

Interviewerin: Ahja, ich schwapp jetzt ein bisschen hin und her, aber was sind die Vorstellungen über Afrika von den anderen in deinem Umfeld?

Thomas: Naja, oft hört man: „Naja, ich war schon mal in Nigeria.“ „Ja!?!“ Und!?! Ich denk' mir dann ja ich war schon Mal in England, aber was hat England mit Österreich zu tun. Sie haben null Ahnung über die Länder. „Gibt's dort Autos, gibt's Strom, Wasser? Lauft's ihr da um das Feuer?“ oder „Müsst's ihr euch dort schützen vor wilden Tieren? Wie oft hast du schon Löwen gesehen? Wo grasen die Elefanten?“ Ich dann so: „Leute, ich hab' noch nie einen Löwen frei rumlaufen sehen, außer im Zoo.“ Sag ich dann: „Ja, wie oft hast du ein Reh gesehen?!“ Als ob die wie die Feldhasen frei herumlaufen.

Interessant, dass sich diese Bilder in der Schule noch gegenwärtig halten.

Unglaublich, aber woher sollen sie es wissen. Du siehst ja eigentlich nur Armut, Armut, Armut, Armut und Krieg. Mehr sieht man in Europa nicht. Dinge wie Wirtschaft oder sonst irgendetwas, fast gar nichts. Ich fand's toll, dass in den Klassen, wo ich immer gewesen bin, man sich auch verstärkt mit diesem Land beschäftigt, damit die Leute mehr darüber erfahren. Das find ich echt super. Es haben sich Lehrer mehr Zeit genommen über das Land, sich mehr zu informieren, darüber zu reden mit mir, wie es ist.

Interviewerin: Und wie empfindest du diese Fragen zu deinem äußeren Erscheinungsbild, als

- ☐ legitim
- ☐ Problem bzw. störend und nervig
- ☐ situations- und kontextabhängig,
- ☐ weder noch, sondern.....

Thomas: Situations- und kontextabhängig. Also kommt drauf an wie und wann sie's stellen.

Interviewerin: Wie gehst du damit um und welche Folgen ergeben sich im Gesprächsverlauf?

Thomas: Entweder ich konfrontier die Leute damit oder ich ignorier's. Aber hauptsächlich möchte ich den Leuten einfach das Gegenteil beweisen. Einfach zeigen, dass – obwohl sie mich jetzt verbal niedermachen – sie mir trotzdem nicht das Wasser reichen können oftmals. So mach' ich das ganz oft. Also ich möchte nicht überheblich sein, obwohl ich das wirklich vielleicht hin und wieder bin, aber wenn dann irgendwelche herkommen und irgendetwas sagen, dann sag' ich den Leuten dann, was sie alles nicht können. Da merken sie dann selbst, dass es keinen Grund gibt, dass ich das jetzt sage, weil es gibt genauso gut Österreicher, die schlechte Noten haben, weil sie die Rechtschreibung nicht können.

Interviewerin: Passt jetzt nicht von der Reihenfolge, aber bevor ich es vergesse...Die Frage „Woher kommst du“ hast du die gehört?

Thomas: Ja, ja. Ja, oft.

Interviewerin: Was sagst du dann auf die Frage?

Thomas: Aus Wien.

Interviewerin: Fragen sie dann noch zusätzlich „woher genau“?

Thomas: Ja, dann heißt woher genau. Oder manche sind erst amal perplex auf die Antwort und dann kommt die Frage: „Und ihre Eltern, woher sind die?“

Ich tu' ihnen dann den Gefallen und sag's dann halt und dann ist wieder alles in Ordnung [ironisch].

Interviewerin: Und die Pendantfrage, „sprechen Sie Deutsch?“

Thomas: Es ist eben „woher kommst du“ und dann „woher genau?“ Immer. Ist eigentlich der Standardspruch. Und wenn dich jemand schon gefragt hat woher du kommst, dann kommt diese Frage nicht mehr, aber sonst, wenn jemand auf diese oberflächliche Schiene kommt mit dem Deutsch, also mit der Sprache, dann

ja...aber ich hab' das schon hin und wieder gehabt, dass manche mit mir sehr lange Englisch gesprochen haben, sehr lange, bis ich mir gedacht habe, okay gut jetzt, wird's mir schön langsam zu blöd und hab' dann auf Deutsch irgendwann geantwortet. Die Leute schauen super dann drein. Ich sag dann: „Naja, ich dachte Sie können vielleicht nicht besser Deutsch.“

Interviewerin: Noch etwas, was ich dich fragen wollte, wenn du mit deiner Mutter unterwegs bist, wurdest du jemals gefragt z.B. „Wie kommen Sie denn zu diesem Kind?“

Thomas: Das nicht, aber „Ist das Ihr Kind?“ das schon in der Volksschule und im Gym, blöd, aber ja [seufzen]

Interviewerin: Wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe warum du das so siehst!

Thomas: Beides, weil bei fremden Personen man immer meistens als Außenseiter wahrgenommen wird. Sobald die Leute Kontakt haben, verlieren sie halt die Scheu [Pause]. Grundsätzlich kann man weniger Blödsinn machen, weil man einfach schon erkannt wird. Ich bin grundsätzlich eine Person, die sehr Aufmerksamkeit erregt, weiß ich nicht wieso. Ich red vielleicht viel, naja ich red mit den Lehrern auch ziemlich viel, sag ma's so. Bei der Anwesenheitsliste z.B. wird mein Name [Pause] schon erwähnt aber man weiß einfach, ob ich da bin oder nicht. Ich bin ganz verwundert wenn mich jemand fragt: „Thomas?“ Und dann denk' ich mir: „Was, warte, der fragt mich wirklich?!?“ Dann bin ich verwundert, weil sonst heißt's: „Ja, Thomas hab' ich schon gesehen.“

Interviewerin: Hast du einen Teil deiner Sozialisation im Geburtsland deines afrikanischen Elternteils verbracht?

- ☐ Ja
- ☐ Nein

Thomas: Ja, ich habe die ersten zwei Jahre dort gelebt, aber ich hab' nicht viel davon mitbekommen.

Interviewerin: Hast du das Geburtsland deines afrikanischen Elternteils besucht?

Thomas: Ja, fünf Mal. Alle drei bis vier Jahre ungefähr.

Interviewerin: Wann war dein letzter Besuch?

Thomas: Letztes Jahr, 2009. Da hab' ich mein Maturaprojekt gemacht. Ja, ich war mit meiner Maturagruppe eben auch dort. Und Kinder, die waren schon schlimm, sind uns nachgelaufen und haben uns: „Dwabu, Dwabu, Dwabu“ genannt. Es bedeutet Weißer auf Djula, das ist die Sprache. Und dann kenn ich es noch auf Mòoré, das ist die Sprache und das Wort heißt Nasara. Zuerst waren wir im Norden und da hieß es: „Nasara, Nasara!“ Ich wurde auch als Nasara bezeichnet.

Interviewerin: Haben das Erwachsene auch zu dir gesagt?

Thomas: Nein. Nur damals die Kinder.

Interviewerin: Hast du noch andere afrikanische Länder besucht?

Thomas: Nein.

Interviewerin: Du hast gesagt die Kinder haben dich z.B. Weißer genannt, wenn du in Burkina Faso bist, wie nehmen dich die Leute wahr?

Thomas: Wenn dann sagen sie: „Weißer, Weißer.“ Aber wenn ich mit meinem Vater unterwegs bin oder nur mit Afrikanern unterwegs bin, dann eigentlich eher nicht. Komischer Weise. Es könnte auch sein, dass sie mich als Pöl sehen, das ist nämlich eine ethnische Gruppe, die etwas heller ist.

Interviewerin: Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung als Erwachsener in afrikanischen Ländern gehabt?

☐ Ja

☐ Nein

Interviewerin: Wenn ja, bitte erzähle davon?

Thomas: Nur dieses eine Mal von diesen Kindern.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen? Als:

☐ Außenseiter

☐ integriertes Gesellschaftsmitglied

☐ beides

☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Thomas: Ich fühl mich als integriertes Gesellschaftsmitglied, ich fühl mich dort wirklich wohl, weil immer die Familie dabei ist, d.h. du hast viel mehr Bezug zur Familie. Ich hab' einfach immer gewusst wenn's mir nicht gut geht kann ich jederzeit wen von meiner Familie anrufen und die werden rennen drum, dass es mir gut geht. Nicht weil wir jetzt aus Europa kommen, sondern weil es was mit Familie zu tun hat.

Interviewerin: Okay, wie beschreibst du dich bzw. bezeichnest du dich wenn es darum geht dein Äußeres zu beschreiben:

- | | |
|---|---|
| ☐ Farbige/r | ☐ Mulatte/Mulattin |
| ☐ Schwarze/r | ☐ Mischling |
| ☐ Braune/r | ☐ Coloured |
| ☐ Weiße/r | ☐ Afro-Österreicher/in |
| ☐ Half-caste | ☐ Schwarze/r Österreicher/in |
| ☐ Sonstige Bezeichnung | |

Warum verwendest du genau diese Selbstbezeichnung?

Warum sprechen dich die anderen Bezeichnungen nicht an?

Hat sich deine Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe deines Lebens verändert?

Wenn ja, warum? Gehen wir's der Reihenfolge durch:

Hast du den Begriff Farbiger für dich selbst verwendet?

Interviewerin: Nein [lacht].

Thomas: Und wie findest du den Begriff?

Interviewerin: Das wär' so als wär' ich bunt.

Interviewerin: Schwarze?

Thomas: Nein, für mich selber, nicht wirklich.

Thomas: Bei Braun sag ich immer: ich bin goldbraun oder haselnussbraun je nachdem, was ich gegessen haben [lacht]

Interviewerin: Und „Weißer“?

Thomas: Für mich selbst nicht. Nicht ganz.

Half-caste?

Thomas: Eben nicht, weil mein Vater ja nicht aus einer englischsprachigen Region ist genauso eben nicht Coloured.

Interviewerin: Und Mulatte?

Thomas: Ich habe gehört, dass das der normale Begriff sein soll, der ohne Rassistischem ist, bis ich gehört habe, dass er Maulesel bedeutet.

Mischling erinnert mich an Hunde.

Thomas: Afro-Österreicher ist ein Begriff, der für mich neu ist, aber ich find den gut. Er ist nicht rassistisch konnotiert.

Schwarzer Österreicher hab' ich noch nie gehört, würd' ich auch nicht verwenden.

Interviewerin: Hat sich deine Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe deines Lebens verändert?

Wenn ja, warum?

Thomas: Nur bei dem Begriff Mulatte.

Interviewerin: Achja, was ich dich noch fragen wollte, gab es irgendwelche Vorfälle mit der Polizei?

Thomas: Ja, einmal beim Autofahren, da sind wir gerade zurückgefahren, fragt der Polizist ob wir auf'n Weg zum ähm Asylheim sind. Mein Vater so: „Nein, wir kommen von einem Match.“ Und hat ur angefangen zu lachen einfach, weil er einfach das lächerlich gefunden hat. Die Polizisten so quasi ups und wussten nicht, wie sie damit umgehen sollen. Da hat er gesagt: „Oh, das hab' ich nicht gewusst, ich muss das routinemäßig fragen.“

Interviewerin: Empfindest du die verschiedenen kulturellen Einflüsse deiner Erziehung als

- ☐ problembehaftet, d.h. würdest du dich als Grenzgänger oder Kulturpendler zwischen zwei Kulturen sehen
- ☐ miteinander vereinbar
- ☐ keines von beiden, sondern...

Begründe warum!

Ich find sie sind miteinander vereinbar, es ist einfach eine Bereicherung, es ist toll, dass ich verschiedene Einflüsse kenne.

Interviewerin: Und was ist für dich die Bereicherung daran?

Thomas: Sprachen, ich bin mit Französisch aufgewachsen. Früher konnt ich auch noch Djula und Boboda, aber das hab' ich leider verlernt.

Auch in Bezug auf Religion. Weil mein Vater Muslime ist und meine Mutter eben katholisch ist. Ich bin da sehr offen aufgewachsen.

Interviewerin: Okay [Pause], bieten die Kategorien einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für deine Selbstidentifikation?

Ja ☐

☐ Nein

Begründe warum!

Es ist so scheiß egal, ob jemand Schwarz oder Weiß ist, weil wir alle im Grunde gleich sind. Und ich bin ich in erster Line der Thomas und dann erst Afro-

Österreicher und dazu steh' ich. Ich bin der Thomas und danach kommen alle anderen Sachen, und nicht „woher komm ich?“

Ich seh mich als beides. Als Österreicher und als Burkina Faser. Und du musst auch nicht in einem Land geboren sein, um sich dem Land zugehörig zu fühlen. Und ich möchte nicht einfach als „Ausländer“ bezeichnet werden, sondern wenn ich kategorisiert werde, dann bin ich der Thomas, ich möchte als Person wahrgenommen werden. Dieser Drang ständig kategorisiert zu werden ist anstrengend.

Interview mit Luise

Datum: 26.02.2010

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die Kategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang spielte?

Luise: Ja, natürlich. Es gab Beschimpfungen, solche Sachen wie z.B. „N.hure“.

Interviewerin: Weißt du noch wo das war?

Ja, das war am Schulweg, da hat's so einen Platz gegeben, Kohlerplatz hat der geheißen, da haben die ganzen Busse die Schüler in die verschiedenen Orte rundherum gebracht. Wo nach der Schule alle um 1 Uhr dorthin gegangen sind und gewartet haben bis der Schulbus gekommen ist und dann gefahren sind. Und dann waren halt immer irrsinnig viele Kinder. Und die waren dann gestärkt wenn sie da in der Gruppe zusammen gestanden sind. Und ich wollt da nie vorbei, ich hab' die Stelle oft gemieden.

Interviewerin: Du hast einen Umweg genommen?

Luise: Ja, genau, dass ich da nicht vorbeigehe. Und da hat man dann solche Dinge gehört.

Interviewerin: Hast du die gekannt oder waren das fremde Kinder?

Luise: Nein, das waren fremde Kinder.

Interviewerin: Wie alt warst du da ungefähr?

Luise: Hm, so acht Jahre.

Interviewerin: Hat es noch andere Situationen gegeben?

Luise: Hm, draußen in Krems, man verdrängt auch vieles, aber da war...eine Situation, das weiß ich noch, das war von einer „Freundin“, die hat gesagt: „Dass sie das so schirch findet bei den Schwarzen, dass die Handflächen so hell ausschauen im Vergleich zur Hautfarbe.“

Interviewerin: War das in der Volksschule?

Luise: Ja, das war Volksschulzeit. Womit ich auch immer ein Problem gehabt hab', war das Spiel „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann“? Dass war dann immer ein sehr komisches Gefühl. Es waren dann halt immer so Situationen im Hof.

Interviewerin: Hast du Erfahrungen mit dem Lied zehn kleine N. sammeln müssen?

Luise: Ja, da kann ich mich wenig erinnern, aber ich weiß, dass ich damit konfrontiert worden bin.

Was wir noch gehabt haben, war, dass wir z.B. Neger auf der Tür stehen gehabt haben. Eine Nachbarin hat auch das „N.“-Wort verwendet.

Interviewerin: Wie war das mit deiner Mutter, wenn ihr unterwegs wart gemeinsam als Kind, hat sich da deine Mutter was anhören können?

Luise: Ja, schon. Ja, man verdrängt auch vieles. Aber ich weiß, dass auch das Wort N.hure bei ihr aufgekommen ist. Oder so Sachen, warum sie sich vier Kinder adoptiert hat, warum sie sich das antut. Wo sie dann sagt: „Das sind meine Kinder!“ Ja, das is [kurze Pause].

Interviewerin: In der Kindheit war es also für manche nicht selbstverständlich, dass ihr die biologischen Kinder seid?

Luise: Genau, Genau.

Und da fällt mir noch ein von meinem Freund – der Neffe ist Afro-Österreicher – und wenn wir unterwegs sind mit ihm, glauben's alle immer es ist mein Kind. Das Beste ist eben, wenn die Mutter von ihm dabei ist und ich bin dabei und das Kind, also wie er noch kleiner war, ist immer zur Mutter, wenn er z.B. zum Weinen angefangen hat, und ich hab' mich net um ihn gekümmert, weil es ist ja nicht mein Kind. Und dann haben die Leute immer so komisch geschaut und gesagt: „Was ist des für Rabenmutter?!“ Das war das, dass automatisch alle glauben, dass ich die Mutter bin und wir biologisch verwandt sind. Das war halt dann schon oft so, dass wir die Leute blöd anlaufen haben lassen und Bemerkungen gemacht haben, also da ein bisschen Aufklärungsarbeit geleistet haben.

Alle denken da in Schienen irgendwie und so weit reicht der Horizont von ihnen nicht, dass das auch anders sein kann. Für die ist das halt am Naheliegendsten. Na, das ist halt am Naheliegensten...aber es ist auch in anderen Ländern. Wie ich mit meinem Ex-Freund z.B. nach Cuba gefahren bin, da haben's gedacht ich bin eine Cubanerin, die sich quasi da den reichen Österreicher aufreißt. Es ist halt in allen Bereichen, dieses Klischeedenken.

Interviewerin: Wurde dir die Frage gestellt, ob du einen Sonnenbrand kriegen kannst?

Luise: Ja, na bitte, wie oft, zig-Mal, das werd ich noch immer gefragt.

Interviewerin: Ja?

Luise: Ja sicher, sicher. Das ist eine Standardfrage, ja (lacht ironisch), tausende Male.

Das beste war, das letzte Mal war das vor ein paar Monaten, glaub ich. Da bin ich im Dienst gewesen mit einer Hebamme. Und eine andere Schwester fragt mich so deppat. Und die andere Hebamme hat so super darauf reagiert und hat gesagt: „Na sicha, du da musst ja aufpassen auf die Handflächen erst recht, die muss sich da auf die Hände ah einschmieren, weil des is ja ganz gefährlich. Also sie hat super reagiert darauf, weil sie die Schwester auf die blöde Frage gleich verarscht hat. Sie hat dann noch was gesagt, aber das weiß ich jetzt nimmer. Aber sie hat sie voll blamiert. Also mich stört's wenn Leute als Reaktion sagen: „Na, das ist ja eh net so schlimm.“ Also das ist für mich das Ärgste, wenn ich über Rassismus spreche und dann behaupten irgendwelche Leute: „Naja, das is ja eh nicht und bei uns heutzutage is das ja net so org.“ Und wenn dann aber umgekehrt welche sich sofort da im Moment einsetzen, da freut man sich, das passiert nämlich selten. Das war echt Spitze.

Interviewerin: Bist du als Kind exotisiert worden?

Luise: Ja, ja. Ja, schon, also unterschiedlich [Pause]. Ich bin Skirennen gefahren. Da kann ich mich erinnern bei manchen Skirennen, dass da gesagt haben: „Ja, die schwarze Perle aus Krems“, zum Beispiel. Ja, das ist schon passiert. Ja, ja, [zynisch] weißt eh die positiven Rassismusgeschichten halt.

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung im erwachsenen Alter? Wie ist das z.B im Umgang mit Patienten?

Luise: Richtig rassistisch angegangen worden bin ich ein einziges Mal und das war ein Patient, der selber „ein Ausländer“ war und der ist mich deppert angegangen. Aber sonst, hab' ich auch andere Dinge erlebt, die werd ich eh gleich erzählen.

Das war z.B. – ah – eine alte Dame, das war wirklich eine fast hundertjährige Frau, mit einem so einem Tücherl um und hat keine Zähne mehr im Mund. Und ich geh halt zu ihr Blut abnehmen und sie schaut mi an und sagt: Ja mei, a Negerle, geuh! Die war ganz hin und weg und hat mich halt so angeschaut. Die hat im Leben noch nie einen Menschen mit einer dunkleren Hautfarbe gesehen. Die war halt eine uralte Frau, da kann man nichts mehr ändern.

Und was ich halt sonst noch, ach...das sind so Erlebnisse wie: „Naja, Sie sprechen aber gut deutsch, wo hoben's des glernt?“ Also Sonnenbrand und des deutsch

sprechen san die typischen Fragen. Und da lass ich die Leut halt immer deppat anrennen auch. Manche, die checken das dann oft nicht und manchen ist das dann eh unangenehm. Ich sag dann auch: Sie a, sie sprechen a gut deutsch. Wo hoben Sie des glernt? [lachen]. Meistens sag ich dann, dadurch, dass ich ja am Land aufgewachsen bin, dass ich halt wirklich meinen ärgsten Dialekt rausfahr und sag: „Na, wo glaubens hab' i des glernt den Dialekt, denks amal a bissal noch“ [lachen]. Ja, dann ist eh oft vorbei, aber manche die checken's dann noch immer nicht.

Des is a wieder so ein Beispiel...da war ich mit einer Patientin im Zimmer und die andere hat nur mehr den Kopf gebeutelt und die [Patientien] hat halt, des einfach net verstanden, ich hab' die schon voll aufzogen gehabt...die war einfach nur dumm und dämlich. Und die nebenbei hat dann später zu mir gesagt: „des war so org, hat's gemeint, „des ist so was von peinlich gewesen, was die da fragt“ und hat den Kopf gebeutelt.

Was hat die alte Dame zu dir gesagt?

Na eh, warum ich so gut deutsch kann und des is a Wahnsinn und i hab's halt aufgezogen und die hat's noch immer net gecheckt.

Interviewerin: Und wird die Frage gestellt: „Woher kommen Sie?

Luise: Ja, schon öfters, dass kommt immer wieder vor. Das nervt mich.

Interviewerin: Und was sagst du dann?

Luise: Aus Krems.

Interviewerin: Und fragen die Leute dich dann „Und woher genau?“

Luise: Ja, genau, genau, es ist eh immer das Gleiche. Und ich sag dann: „Na gut okay, ich komm aus Salzburg eigentlich.“ Und dann kommt: „Na, woher jetzt wirklich?“, und ich: „Na, Salzburg, ich bin in Salzburg geboren.“ Dann lass ich's einfach anrennen und dann müssens halt nachdenken die Leute.

Interviewerin: Okay, fällt dir noch was zum Erwachsenenalter ein – Arbeit, Uni, Freizeit?

Luise: Es ist halt für mich das Problem, dass das N.Wort immer wieder halt auftaucht und im Sprachgebrauch so oft verwendet wird.

Interviewerin: Hast du Leute darauf aufmerksam gemacht, dass der Begriff diskriminierend ist?

Luise: Ja, ja!

Interviewerin: Und wie ist die Reaktion?

Luise: Na unterschiedlich. Meistens sagen's: „Na, des man i jetzt net so und des is jetzt eh net so schlimm.“ Ja und es sind immer Diskussionen halt, was irrsinnig nervig ist. Ja und immer wieder entsteht halt diese Diskussion.

Interviewerin: Die Diskussion hast du mit wem geführt?

Luise: Na mit verschiedenen Leuten.

Es gibt auch Begriffe z.B. wie „zernegert“, wo man versucht Aufklärungsarbeit zu leisten. Kennst du das Wort?

Interviewerin: Nein.

Luise: „Jetzt hat's mich „zernegert“, bedeutet zerkugeln, zerbröseln vor Lachen.

Interviewerin: Aha, nein, dieses Wort muss ich zugeben, hab' ich nicht gekannt.

Luise: Da weiß ich noch eine Geschichte, da hab' ich einen Notarstkurs gemacht, na was war denn das für Kurs, irgendeinen Kurs hab' ich gemacht. Und da ist eine Ärztin da gesessen und hat eben das Wort verwendet. Und ich hab' nur den Kopf gebeutelt und hab' mich total geärgert und hab' mich gefragt: „Soll ich jetzt zum Diskutieren anfangen oder nicht?“ Und sie hat dann gemerkt, dass ich mich furchtbar ärger und hat dann gesagt: „Na, i was eh des soll man eigentlich net sagen.“ Und ist von sich aus auf mich zugekommen und hat sich entschuldigt. Und dann das Beste ist, dann haben wir eine Viertelstunde, 20 Minuten darüber geredet und die hat dann das Wort wieder verwendet. Und sie hat's dann auch nimmer gemerkt. Es ist halt, [seufzen]

Interviewerin: Ist sonst noch irgendwas passiert im Erwachsenenalter, beim Weggehen vielleicht?

Luise: Ja, beim Weggehen [Pause]. Eine super Situation war, dass ich mit einer Freundin, also Bekannten, so diskutiert habe über diese Dinge. Und die hat halt gemeint: „es gibt ja gar keinen Rassismus und ich bin ja völlig paranoid.“ Des Typische ist, dass sie immer sagen: „Na du bist ja empfindlich, überempfindlich.“ So quasi „ja, du bist a bissl paranoid und drum glaubst, dass es so ist, es ist aber gar net so.“ Das war echt wie aus dem Bilderbuch [ironisch], wir sitzen da und red über des und reg mich auf und sie sagt: „Na, des is ja gar net so.“ Kommt genau in dem Moment ein Typ daher, dessen Schwester ich gut kenne, und fragt mich: „ Seit wann ich leicht schon in Österreich bin?“ Und der kennt mich aber, net genau, aber er kennt mich. Nachdem er das gesagt, schaut sie mich an und ich sag: „Da bitte, das ist wie als hätt ich ihn dafür bezahlt, dass er das macht.“ Die war dann so perplex, die war so fertig dann. Die hat das dann überall herum erzählt und hat gesagt: „Des

is wirklich so. Das is a Wahnsinn, das hätt ich ma nie gedacht.“ Die hat echt dann darüber nachgedacht und das war super diese Situation, dass sie das hautnah miterlebt.

Interviewerin: Hast sonst noch irgendwelche Beschimpfungen gehört, die z.B. was mit Affen zu tun haben?

Luise: Das war nur in Wien eigentlich. Ich bin mit dem Radel gefahren und irgendwelche Bauarbeiter haben mir „Uga, Uga“ nachgeschrien.

Interviewerin: Das wollt ich dich noch fragen bezüglich dem Anschauen, gibt's da Leute, die dich anstarren?

Luise: Ja, wenn ich mit Freunden irgendwo geh, sagen sie mir immer, dass mich die Leute ständig anschauen in Wien.

Interviewerin: Ist dir das mal mit älteren Leuten passiert?

Luise: Aso, ja na sicha. Da gibt's genug Geschichten. Bei Zeltfesten und so, da schauen die Leute oft so, das mach' ich auch ungern. Des ist in Krems wieder anders. Dort kann ich durchgehen ohne dass irgendjemand blöd schaut, aber in anderen Dörfern, wenn ich da so geh, dann schauen alle, da merkt man richtig so die Welle, wie alle schauen. Und manche starren da richtig und dann starr ich oft so zurück und dann hörn's halt irgendwann auf damit.

Interviewerin: Hast du schon mal den Satz gehört, „Sie sprechen aber gut Afrikanisch?“

Luise: Ja, ja, sicher. Wo ich dann sag: „Eigentlich ist mein Vater aus Nigeria und in Nigeria gibt's so ca. 300 Sprachen“ und dann fahr ich halt ein bisserl über die Leute drüber.

Interviewerin: Und hast du im Wirtshaus z.B. Beschimpfungen über die sogenannten „Ausländer“ gehört?

Luise: Ja, sicher, sowieso. Das sowieso. Und die sagen dann immer: „Aber du gehörst da eh net dazu!“

Interviewerin: Sprichst du Leute darauf an?

Luise: Na sicher. Natürlich. Sag ich: „Geh bitte, I man, mein Hintergrund ist auch irgendwo ausländisch.“ Ich bin da eher net so, dass ich das auf mich bezieh', sondern generell versuch auf die „Problematik Ausländer“ einzugehen und auch die positiven Dinge zu beleuchten. Ich tu' dann net so sehr mich in den Vordergrund zu stellen, sondern eher prinzipiell versuchen, dass die Leute tolerant sind und, dass man eigentliche viele Vorteile dadurch auch hat.

Interviewerin: Entsteht die Diskussion dadurch, dass du versuchst somit ein Bewusstsein zu schaffen?

Luise: Ja, ja schon.

Interviewerin: Okay gut, wenn dir sonst noch irgendwas später einfällt einfach sagen, die Reihenfolge ist da egal. Ähm...wie empfindest du diese Fragen, die zu deinem äußeren Erscheinungsbild gestellt werden?

Empfindest du das als

- ☐ legitim
- ☐ Problem bzw. störend und nervig
- ☐ situations- und Kontextabhängig,
- ☐ weder noch, sondern.....

Luise: Situations- und kontextabhängig und teilweise störend halt.

Interviewerin: Ja, begründe bitte warum du diese Fragen als solches empfindest.

Luise: Es ist einfach mühsam, wenn man dauernd erklären muss. Ich mein, bei manchen, die ein wirkliches Interesse haben, ist es ja okay. Es nervt halt, dass das immer wieder Thema ist.

Interviewerin: Und wie gehst du mit solchen Fragen oder gewissen Aussagen im Gesprächsverlauf um?

Luise: Es ist unterschiedlich. Es kommt auch auf meine Laune irgendwie drauf an, ob ich da wirklich den Nerv hab', ob ich das jetzt ausdiskutier oder nicht. Manchmal ignorier' ich's, manchmal sag ich was drauf und reagier relativ aggressiv drauf und manchmal denk ich mir [seufzen]: „Ja, bringt eh nichts.“ Es kommt auch drauf an mit wem... Es ist halt immer so ein Kampf im Kleinen find ich. Es ist immer ah, für mich, in der näheren Umgebung immer Aufklärungsarbeit, die ich leisten muss. Und das ist halt sehr anstrengend. Und manchmal halt sehr frustrierend.

Meine Mutter hat schon bewusst darauf geschaut, dass wir uns durchsetzen können in dieser Gesellschaft. Es war auch sehr wichtig, dass wir alle eine gute Ausbildung haben und ich glaub schon, dass das auch was mit der Pigmentierung zu tun hat. Dadurch, dass ich jetzt eine ärztliche Ausbildung habe könnte ich mir auch vorstellen Afrikanerinnen die keine ärztliche Betreuung haben, dass ich da irgendwie später z.B. bei der Ute Bock helfen könnte.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ eine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum

Luise: Beides, es kommt eben auf die Situation an. Es kommt drauf an wo du halt bist. Ich bin voll integriert in Krems und in dem Haus, in dem ich wohne sind auch alle Nachbarn total nett. Und das ist überhaupt kein Thema. Also da fühl ich mich voll integriert. In manchen Situationen nimmt man ja bewusst wahr, dass man anders aussieht, aber da ist das überhaupt net so. Auch wenn ich in der Arbeit bin, das ist nur manchmal wenn Patienten da bei einander sitzen im Aufenthaltsraum und ich geh dann vorbei, dass dann irgendwie blöd schauen, das merk' ich schon, aber unter den Arbeitskollegen gibt's das nicht.

Interviewerin: Okay...Hast du einen Teil deiner Sozialisation im Geburtsland deines afrikanischen Elternteils verbracht?

☐ Ja

☐ Nein

Luise: Ja.

Interviewerin: Und wie alt warst du da?

Luise: Da war ich sehr klein. Von 1. bis zum 3. Lebensjahr war ich in Nigeria.

Interviewerin: Okay, ich glaub zu diesem Abschnitt werde ich dich nicht befragen, weil da warst du noch zu klein.

Luise: Ja, schon. Das waren dann eher die Besuche später, die ich dann schildern kann.

Interviewerin: Hast du das Geburtsland deines afrikanischen Elternteils noch zusätzlich besucht? Wenn ja, wie oft?

Luise: Ich hab' Nigeria mehrmals als Kind besucht. Und jetzt in letzter Zeit hab' ich es zweimal besucht.

Interviewerin: Wie alt warst du da als Erwachsene?

Luise: 24 und 28.

Interviewerin: Hast du noch andere afrikanische Länder besucht?

Wenn ja, welche?

Luise: Ja, ich war einmal in Tunesien, in Südafrika und in Swasiland.

Interviewerin: Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit in afrikanischen Ländern gehabt?

Luise: Ja.

Interviewerin: Bitte erzähl' davon bzw. wie wurdest du wahrgenommen?

Luise: Als „Weiße“ natürlich. Ich weiß nur als Kind haben die anderen Kinder immer ein Lied gesungen und zwar: „Oyibo bebe ugi ugi bebe when you eat bebe you get yellow more and more and more.“

Interviewerin: Wieso yellow?

Luise: Yellow ist grad, wenn ein Elternteil „weiß“ ist, sagen manche dann so was.

Interviewerin: Haben sie dich im Erwachsenenalter ebenfalls als Oyibo bezeichnet?

Luise: Ja, ja, natürlich. Ja, auf jeden Fall. Da hab' sie mir von weitem schon Oyibo, Oybio nachgeschrien.

Ja und wenn wir zu dritt fort waren, haben die Leute immer alle geglaubt, dass ich und ein afro-österreichischer Freund verheiratet sind, weil wir beide so hell sind, wir gehören halt zamm quasi. Weil mein anderer Freund war dunkler, beide seine Eltern sind aus Nigeria, aber er lebt schon seit Jahren in Österreich und ist auch Österreicher und er hat gesagt: „Was soll das, wir könnten genauso gut verheiratet sein, das is a Frechheit.“ Den hat das natürlich irrsinnig gekränkt.

Und was mir noch einfällt, als ich gerade in Lagos am Markt unterwegs war, hat meine nigerianische Mama – sie ist nicht meine Mama, aber ich nenn sie so aus Respekt – die hat sich immer so aufgeregt wenn die Leute mir nachgeschrien haben: „Oyibo!“ Und sie hat gesagt: „Na, ihr könnt's mit ihr ganz normal reden und lasst sie in Ruh'! Die hat sich irgendwie gekränkt eigentlich, dass die mich da ständig angegangen sind.“

Interviewerin: Haben dich Erwachsene ebenfalls als Oyibo bezeichnet?

Luise: Na sicher. Ja, Ja.

Interviewerin: Hast du in diesen Situationen, die Leute darauf angesprochen?

Luise: Nein. Hab' ich dann aus Respekt den Älteren gegenüber nichts gesagt.

Was ich auch erlebt habe in Südafrika, in einem Backpack-Hostel, da waren zwei europäische Südafrikaner, so „Sunnyboys“ drinnen und da hab' ich den Rassismus gemerkt von den beiden, weil sie die Beziehung von mir und meinem Freund nicht

gut geheißen haben. Das war in einer Form, das hab' ich vorher noch nicht erlebt. Das hat mich so aufgeregt.

Was haben sie gemacht?

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, aber quasi wenn Blicke töten können und sie haben mich ignoriert. Auf jeden Fall hat mich das damals irrsinnig aufgeregt, weil ich mir gedacht hab': „Ihr Trotteln, glaubt ihr, ihr seid was besseres.“ Die sind halt mit dem, diesem Rassismus, groß geworden.

Interviewerin: Achja, wurdest du in Nigeria gefragt, ob du die Sprache sprichst?

Luise: Ja. Sie haben sich immer gefreut, wenn ich ein paar Brocken Yoruba gesprochen habe, da waren sie irrsinnig erfreut und total glücklich. Aber manche waren halt schon so, „naja ma sollt da schon die Sprache können“ und da war ein bisschen ein Unverständnis da. Und es gab Kritik, dass wir die Traditionen kennen sollten.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Luise: Ich fühle mich als Außenseiter, obwohl schon ein Bemühen da ist, dass man irgendwie die Kultur mitbekommt.

Interviewerin: Wie beschreibst du dich bzw. bezeichnest du dich wenn es darum geht dein Äußeres zu beschreiben:

- | | |
|---|---|
| ☐ Farbige | ☐ Mulatte/Mulattin |
| ☐ Schwarze | ☐ Mischling |
| ☐ Braune | ☐ Coloured |
| ☐ Weiße | ☐ Afro-Österreicher/in |
| ☐ Half-caste | ☐ Schwarze/r Österreicher/in |
| ☐ Sonstige Bezeichnung | |

Warum verwendest du genau diese Selbstbezeichnung?

Warum sprechen dich die anderen Bezeichnungen nicht an?

Hat sich deine Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe deines Lebens verändert?

Wenn ja, warum?

Also Farbige, was sagst du zum Begriff Farbige?

Luise: Also würd' ich selber nicht verwenden, weil's eben sich auf die Hautfarbe bezieht. Darum würd' ich das nicht machen, genauso wie eben alle Farben würd' ich nicht verwenden.

Half-caste wird in Nigeria oft verwendet, das is' so eine typische Ansprache, wie sie es in Nigeria eigentlich sagen. In Nigeria hab' ich das schon oft mitbekommen, dass sie das eben zu mir gesagt haben. Das hab' ich dann teilweise auch selber verwendet. Ja geuh [Pause].

Aber was ich jetzt verwende, ist Afro-Österreicherin.

Interviewerin: Hat sich deine Sichtweise bezüglich des Begriffs Half-caste verändert?

Luise: Ja. Genauso wie Mischling, als Kind hab' ich öfters Mischling verwendet. Verwandte haben das nämlich verwendet und die haben dann auch kein Bewusstsein dafür gehabt.

Und ja...also die anderen Begriffe...und ich mein Mulattin is ja sowieso [zynisches Schmunzeln]

Interviewerin: Hast du den Begriff früher verwendet?

Luise: Ich selber nicht.

Interviewerin: Und warum Afro-Österreicherin?

Luise: Naja, nachdem ich ja Österreicherin bin würde ich den eben bevorzugen und da man doch auch sieht, dass im Hintergrund auch noch ein weiterer Einfluss da ist.

Es ist einfach meine Wurzeln sind teilweise in Nigeria und teilweise da in Österreich, aber aufgewachsen bin ich da [Österreich] und wenn ich jetzt in Nigeria aufgewachsen wäre, würde ich's wahrscheinlich anders sagen. Aber ich bin eben in Österreich aufgewachsen und meine ganze Kultur ist österreichisch, aber genauso hab' ich auch die andere Kultur in mir.

Interviewerin: Empfindest du die verschiedenen kulturellen Einflüsse deiner Erziehung als:

- ☐ problembehaftet, d.h. würdest du dich als Grenzgänger oder Kulturpendler zwischen zwei Kulturen sehen
- ☐ miteinander vereinbar
- ☐ keines von beiden, sondern...

Begründe warum!

Luise: Ja, auf jeden Fall miteinander vereinbar. Ich hab' als Kind schon Englisch gesprochen [Pause] und ich glaub, dass es kulturell auch eine Bereicherung ist, man ist viel offener für alles andere und viel toleranter einfach.

Interviewerin: Bieten die Kategorien einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für deine Selbstidentifikation?

Ja ☐

☐ Nein

Luise: Ja, es ist halt so, dass ich nicht die Schwarze, sondern in Nigeria die Weiße bin. Ich fühl mich dann immer zwischen zwei Welten, weil man gehört nie ganz dazu. Das einzige Mal, wo ich mich dazugehörig gefühlt habe, war in Cuba, weil dort so viele Menschen unterschiedlich pigmentiert sind – wenn man schon bei dieser Farbgeschichte ist. Und ich bin einfach nur baff gewesen und, weil ich hab das noch nie gesehen. Ich glaub, dass das halt in Cuba entstehen hat können, weil der Kommunismus das so gemacht hat, dass keine Unterschiede irgendwie sind. Da gibt's halt verschiedenste Pigmentierungen und die sind alle irgendwie gleich. Und da ist halt der Kommunismus und aus, fertig, da gibt's keine Unterschiede. Und da bin ich auch nicht deppert angeschaut worden, dass manche dann glaubt hätten, ich hätt' mir da den Weißen quasi aufgerissen.

Man ist immer da oder da; man gehört nie dazu, eigentlich. Und weil man dann dazwischen ist, bieten diese Kategorien nicht wirklich genügend Raum für mich.

Interviewerin: Wie nimmst du dich selbst wahr und wie möchtest du von deiner Umwelt wahrgenommen werden?

Na natürlich einfach wie ich bin, als Individuum und, dass ich nach meinen Fähigkeiten und meiner Leistung beurteilt werde. Und nach meinem Wesen einfach, einfach wie ich bin.

Und natürlich seh' ich mich auch in erster Linie als Österreicherin und in zweiter als Afro-Österreicherin, wo ich dann erklär, woher meine Eltern sind.

Interview mit Kathy

Datum: 15.03.2010

Interviewerin: Gab es in Österreich Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit?

☐ Ja

☐ Nein

Kathy: Ja.

Interviewerin: Bitte erzähle davon und beschreibe welche Rolle die Kategorie Hautfarbe in diesem Zusammenhang spielte?

Kathy: Ich glaub', ich hab' das verdrängt, so konkret erinnere ich mich jetzt nicht, aber es gibt Sachen, die einem mit der Zeit nicht mehr so auffallen, z.B. so irgendwelche alte Frauen, die dich anpöbeln, wenn du nicht aufstehst und ihnen Platz machst und dabei das „N.“-Wort benutzen.

Interviewerin: Das „N.“-Wort hast du gehört?

Kathy: Ja, schon, aber nicht oft, weil ich wenig in dieser Umgebung war und in einem internationalen Umfeld war.

Interviewerin: Und außerhalb von dem internationalen Umfeld, ist dir da etwas passiert?

Kathy: Ja und einfach wie manche einen anschauen, dass hat mich schon ur gestört.

Ja und ich hasse das und das machen sie heute noch immer. So mühsam.

Interviewerin: Und was ist da so beim Anstarren deine Strategie?

Kathy: Zurückstarren, manchmal lachen. Ich versuch' halt mich nicht darüber aufzuregen oder mich zu ärgern, weil es bringt ja nichts. Ich glaub' ich fang dann immer an zu lachen [lacht]. Ja das gibt's wirklich. Da wo ich wohne halt gibt's mehrere alte Frauen, die, wenn ich vor der Busstation stehe, vor mir vorbeigehen und stehenbleiben so als würden sie jetzt etwas sagen wollen, aber wirklich sehr nah - weißt du - und dann schauen sie nur ur lang so als wärst du eine Statue oder so. Und dann denk' ich mir: „Was ist jetzt los?“ Und ur oft hab' ich so etwas gesagt wie: „Ja, kann ich Ihnen helfen oder wollen Sie irgend etwas?“ So voll komisch und das is' halt wauh, ich hass' das.

Und ich wurde schon ur oft kontrolliert, ur oft als Kind schon.

Interviewerin: Ja?

Kathy: Ja!

Interviewerin: Erzähl mir bitte von diesen verschiedenen Kontrollen?

Kathy: Ja, wenn ich auf Freunde gewartet hab' oder so, bin ich kontrolliert worden. Das ist übrigens meinem Bruder auch ur oft passiert, wenn man bei der U-Bahn steht und auf Freunde wartet. Da war ich vielleicht 12 oder 13. Und so eh nach der Schule irgendwann. Du wartest da und dann kommen die Polizisten und fragen dich dann: „Ja, was machst du da?“ Ich dann: „Ja, warten!“ weißt eh [lacht] und dann fragen's: „Ja, auf wen?“ Als wärst du der – weiß ich nicht – ärgste Terrorist oder so was. Und ich: „Ja, auf meine Freunde.“ Und das macht einem Kind schon voll Angst, weißt du, weil in dem Alter schon Polizei. Das hat mich schon sehr eingeschüchtert. Oder auch, dass ur viele Menschen mich immer auf Englisch angesprochen haben. Und auch wenn ich auf Deutsch zurückgeredet habe so auf die Art: „Ja, ich versteh' Sie auch so.“ Dann haben sie trotzdem weiter Englisch geredet, weil in ihren Augen war das automatisch, dass wenn du eine andere Hautfarbe hast, dass du nicht Deutsch verstehst und als fremd gesehen wirst. Aber was mich auch so wütend macht, ist, dass immer gleich alle annehmen, dass man Englisch spricht, weil „hallo“ im Senegal spricht kein Mensch Englisch.

Aber es ist nicht so, dass jemand auf der Straße sagt: „Ha, ha Neger,“ oder so. Wirklich selten. Ich glaube es kommt darauf an, was für eine Persönlichkeit oder Ausstrahlung du hast. Und ich glaub' nicht, das ich jemand bin, bei dem man sich sehr schnell mal traut etwas zu sagen, weil, dass weiß ich von meinen Freunden, die mir sagen, wenn ich auf der Straße gehe oder so, dann hab' ich schon ur diesen Ausdruck von „Sprecht's mich ja nicht an.“

Interviewerin: Ah, das sagen deine Freunde über dich?

Kathy: Ja, ja und das stimmt.

Oder die Frage sprichst du Afrikanisch. Das sind auch Leute, die haben studiert. Und ich sag' dann: Wie bitte, was, sprechen Sie Europäisch?!? Da denk' ich mir nur, hä?!

Und wie ist die Reaktion von den Leuten?

Ja, weißt eh. Sie sagen: „Nein.“ Dann werden die ur ungeduldig, weil du halt nicht gleich antwortest und dann sagen sie so auf die Art: „Jaaa, du verstehst mich schon.“ [Ironisch] Nur keine Mühe machen!

Interviewerin: Ich wollt dich noch fragen zu der Geschichte mit der Polizei...haben sie da deinen Ausweis kontrolliert?

Kathy: Ich kann mich nicht erinnern, dass ich den Ausweis zeigen musste. Aber sie haben halt zu mir gesagt: „Ja, was ich da mach’? Und ich hab’ gesagt: „Auf meine Freunde warten.“ Und dann haben sie gesagt: „Ja und wieso?“ Und dann hab’ ich gesagt: „Ja weil wir gemeinsam heimgen.“ Hat er gemeint: „Ob ich nicht in die Schule gehe?“ Und ich hab’ gesagt: „Doch ich war eh schon in der Schule.“ Ja, dann war’s eh vorbei, aber das war ur gemein. Ich hatte schon voll Angst. So mit Ausweis direkt nicht, das war später dann mit 15, 16.

Interviewerin: Ich find’s interessant, dass sie dich aufgehalten haben, dich dann aber nicht nach dem Ausweis gefragt haben.

Kathy: Das war bei meinem Bruder aber auch. Bei ihm haben sie gesagt, da war er 14 oder so, er soll da weggehen. Und mein Bruder so: Ja, aber ich warte auf jemanden.“ Ja, aber er soll da weggehen, weil man kann nicht vorbei gehen, wenn da einer steht. Mein Bruder hat sich dann auch ur angeschissen und das der Mama erzählt. Sie hat dann dort angerufen bei der Polizei und hat gesagt ja, was das soll und wie man den Kindern so Angst machen kann. Und sie haben gesagt, ja sie dürfen kontrollieren, wenn sie empfinden, dass man irgendwie gefährlich oder irgendwie verdächtig aussieht.

Interviewerin: Und die nächste Kontrolle, hast du gesagt, war dann mit 15 eben.

Kathy: Ja, ab da war das dann eine Zeit lang ein bisschen öfter, so 3, 4 Mal sicher. Einfach so.

Interviewerin: Drei, vier Mal bist du dann kontrolliert worden?

Kathy: Voll. Aber ich war da auch immer mit Freunden unterwegs.

Sie haben meine Daten eingegeben und haben mich auch gefragt: „Sind Sie schon vorbestraft?“ Und ich mit 15, 16 so: „Nein!“ Und sie so: „Ja, wir überprüfen das, wir überprüfen das.“ Und ich: „Was soll das jetzt?“ „Ja, Ihr Name, Ihre Adresse, wo sind Sie geboren?“ „Ja, in Österreich.“ Und sie dann so: „Na, des kontrollier ma.“ Und dann haben sie mit mir am Anfang noch auf Englisch geredet. Sie waren ur frech und dann hab’ ich eben gesagt: „Ja, Tschuldigung, was soll das jetzt?“ Und dann sie so: „Ja net frech werden.“ Weißt du, du darfst dich nicht verteidigen, aber du musst dir das gefallen lassen. Wah, ich hasse so etwas. Und ich reg’ mich bei so etwas schnell auf. Ich lass’ mir da überhaupt nichts gefallen. Es ist mir egal, was dann passiert, weil es geht um’s Prinzip einfach.

Interviewerin: Und du hast gesagt, du warst mit Freunden unterwegs, haben sie sie auch kontrolliert?

Kathy: Ja, weil das waren alles Leute mit Migrationshintergrund, oder wo ein Elternteil einen Migrationshintergrund hat.

Ja und in der Schule, fällt mir ein, im Biounterricht hat die Lehrerin mal gesagt: „(...) ja und dann entstehen süße kleine Negerkinder.“ Und dann haben mich alle angeschaut.

Interviewerin: In welchem Zusammenhang war das?

Kathy: Sie hat das erklärt anhand der Gene, „und das ist dominant“, bla bla bla. Und das war an der österreichischen Schule. Und alle haben mich dann so angeschaut. Und das war wieder so unangenehm, weil warum schauen mich jetzt alle so an. Ur unangenehm. Und dann hab' ich nichts gesagt und dann hat irgendjemand gesagt: „Ja, aber das dürfen sie ja gar nicht sagen.“

Interviewerin: Was hat sie darauf geantwortet?

Kathy: Sie hat dann gemeint: „Ja, aber dass ist ja kein böses Wort und das ist ja nicht böse gemeint. Die Kathy, weiß das eh. Und ich hab' nichts gesagt, weil ich keine Lust hatte zu diskutieren. Das ist so unangenehm, wenn du in einer Position bist, wo du dich immer verteidigen musst. Oder keine Ahnung, immer deine Hautfarbe begründen musst. Das ist einfach so mühsam und ich hab' einfach keine Lust gehabt. Und dann haben alle gesagt: „Ja, warum hast du nichts gesagt?“ Und ich so: „Was soll ich sagen, ich kann's eh nicht ändern. Die ist schon ur alt, die wird das nicht mehr ändern.“ Ja, ur mühsam.

Und ein anderes Beispiel ist die Rauchpause. Da war immer Rauchpause draußen vor der Tür, denn wir hatten keinen Hof. Das war wirklich so eine Schule, die direkt auf die Straße rausgeht. Und es sind alle rausgegangen rauchen. In den ersten Jahren hab' ich nicht geraucht, aber im Maturajahr hab' ich angefangen zu rauchen, weil einfach alle geraucht haben. Ich bin die ersten Jahre, ur peinlich, immer alleine in der Klasse gesessen, alle waren draußen rauchen. Und dann bin ich mitgegangen in den Hof und da rauchst so viel schon passiv mit. Aber ich hab' nicht viel geraucht. Der Direktor ist immer rausgekommen und hat gesagt: „ Es hat geläutet und jetzt kommt's alle wieder rein. Dämpf's aus und in den Aschenbecher. Ich will keine Zigaretten am Boden sehen.“ Es waren immer alle am Boden, weil es gab keinen Aschenbecher dort, es gab keinen, es war eine öffentliche Straße, wie oft sieht man da wo einen Aschenbecher. Und dann sagt er so: „Ja, auch sie Frau Müller.“ Und ich so: „Ja, ich hab' schon ausgedämpft.“ „Ja, das ist aber ihre, die da noch am Boden brennt.“ Und vor mir lag halt irgendwie in diesem Berg von Zigaretten eine Zigarette

vor meinen Füßen und dann hat er gemeint, dass das meine ist. Ur lächerlich, und ich hab' gesagt: „Schauen Sie, wenn das meine Zigarette wäre, dann hätt' ich sie jetzt aufgehoben und weggeschmissen. Glauben Sie ich will mich da jetzt auf eine Diskussion mit Ihnen einlassen, wegen einer blöden Zigarette. Das ist mir doch egal. Aber das ist nicht meine und ich werde die jetzt nicht aufheben. Ich heb' nicht fremde Zigaretten auf. Und dann sagt er so: „Ja, aber ich hab' bis drei gezählt.“ So behindert, in der achten Klasse „3, 2, 1 und habt ihr schon alle ausgedämpft.“ Weißt du, was soll das. Ja, und dann hat er gesagt: „Ja aber, du haust das jetzt weg. Du räumst hier auf.“ Und ich so: „Wie bitte?“ Ich hab' nur meinen Kopf geschüttelt und bin vorbei und rein gegangen und er hat mich aufgehalten und gesagt: „Ja du kommst sofort wieder her. Was ist das für ein Benehmen?“ Ich hab' das nicht ernst nehmen können. Tschuldigung, er kann mir doch nicht sagen als Schülerin, dass ich die öffentliche Straße draußen aufräumen soll?! Er hat mir dann einen Besen [sehr aufgeregt] in die Hand gedrückt. Kannst du dir das vorstellen?! Alle waren schon drinnen. Ich, ich als Einzige. Und ich hab' gesagt: „Ich mach das nicht, es tut mir Leid, aber so degradieren lasse ich mich bitte nicht, ja. Stellen Sie einen Aschenbecher hin, dann haben Sie das Problem nicht.“ Und dann hab' ich den Besen fallen lassen und gesagt: „Es tut mir Leid, aber das mach ich sicher nicht.“

Interviewerin: Was war die Konsequenz?

Kathy: Ja, ich musste mit ihm mit. Dann hat er ur mit mir gestritten. Und ich hab' nur gesagt: „Ja, aber sie brauchen nur einen Aschenbecher. Sie machen da jetzt das ur Theater um etwas, was gar keines ist. Es war das letzte Jahr, wo ich noch nicht geraucht habe, genauso wenn ich aus der Schule rausgekommen bin. Ich bin ich auch durch einen Berg von Tschickstummeln gelatscht. Und was ist jetzt das Problem, warum muss ich jetzt genau in diesem Moment das machen? Genau in diesem Moment hat Sie's jetzt gestört?! Und er hat gesagt: So, Sie machen das jetzt.“ Und ich hab' gesagt: „Nein, ich ruf' jetzt meine Mutter an und erzähl' ihr das, weil da stimmt ja was nicht. Hat er gemeint: „Ja, rufen Sie ihre Mutter an.“

Und meine Mutter wusste nicht, dass ich rauche, aber in dem Moment war mir das egal. Weil da hab' ich mir gesagt: „Meine Mama versteht das.“ Meine Mama hat mich immer verteidigt, weißt. Dann hab' ich sie angerufen: „Du Mama, der Direktor spinnt ja, der will, dass ich auf der öffentlichen Straße die Zigaretten wegkehr'. Und Sie: „Wie bitte? Sag' ihm ich hab' jetzt keine Zeit für so einen Blödsinn, weil ich im Büro bin. Sag' ihm, du machst dir jetzt einen Termin mit ihm aus und ich komm dann

her.“ Ja, einfach irgendwas. Und da hab’ ich mir schon gedacht, dass das rassistisch war. Weil Tschuldigung, ich als Einzige da. Und dann ist meine Mutter gekommen und hat ur mit ihm gestritten, weil er so Sachen gesagt hat wie: „Ja, ihre Tochter wird kein Stein aus der Krone fallen, wenn sie das jetzt macht, was ich ihr gesagt habe.“ Meine Mutter: „Ich seh’ nicht ein, warum meine Tochter eine öffentliche Straße putzen muss, anstatt in die Klasse zu gehen und was zu lernen.“ Ur krank halt. Solche Sachen waren ur oft, so irgendwelche komische Aktionen, wo gerade ich das machen musste, ur komisch. Und ich hab’ mich immer geweigert, dadurch bin ich als frech abgestempelt worden.

Interviewerin: Du hast vorhin erzählt, dass deine Freunde gesagt haben, dass du eine defensive Ausstrahlung hast.

Kathy: Extrem, voll.

Interviewerin: Warum glaubst du hast du das?

Ich will nicht, dass mich irgendjemand anspricht. Manchmal möchte ich einfach nur so unsichtbar sein. Es ist so mühsam immer im Mittelpunkt ungewollt zu stehen. Und das ist jetzt nicht mal positiv gemeint.

Interviewerin: Hast du schon mal Situationen mit deiner Mutter gehabt, dass sie deine Mutter nach deiner Herkunft fragen?

Kathy: Ja, meine Nachbarin vor kurzem. Meine Mutter redet mit der nie wieder was. Weil mein Bruder hat jetzt eine Tochter. Und meine Mama nimmt sie ur oft, wenn sie Zeit hat. Sie gehen dann zu Zeiten raus, wo diese alte Frau, die auch bei uns wohnt im Haus, auch rausgeht, so irgendwann am späten Vormittag. Und dann sind sie auf den Spielplatz gegangen und dann sagt die Frau zu der Kleinen: „Ma du spricht aber schön Deutsch. Na bravo, wo hast denn das gelernt?“ So voll komisch und [Pause] einfach voll deppert irgendwie. Und einmal ist meine Mutter rausgegangen und dann hat sie gefragt: „Ja, wo ist denn die Andere von euch?“ Ich bin, als ich noch ein Kind war, dort hingezogen, das heißt, sie hat gewusst, dass ich die Tochter bin. Wie soll denn das anders gehen?!! Ja und dann hat sie gesagt: „Wo ist die andere von euch beiden?“ So als wären wir ein lesbisches Liebespaar oder Freundinnen. Die wohnt neben uns und hat gesehen, wie ich aufgewachsen bin und zur Schule gegangen bin.

Interviewerin: Das heißt sie hat nicht impliziert, dass du und deine Mutter ein Mutter-Tochter-Verhältnis habt, sondern eine Liebesbeziehung?

Kathy: (Ironisch) Ja, na weil das kann ja nicht sein, weil wir nicht die gleiche Hautfarbe haben. Ur blöd.

Ja und dann hat meine Mutter gesagt: „Ja, wen meinen Sie?“ Dann hat sie gesagt: „Na, die Andere, die Dunkle. Ich weiß net, was sie zu Ihnen ist.“ Weißt du so blöd, keine Ahnung was das ist.

Und meine Mutter ist ja aus Niederösterreich und ich hab' als Kind nur im Dialekt gesprochen. Ich kann das noch immer. Sobald jemand den Dialekt spricht, spreche ich ebenfalls automatisch den Dialekt. Und ich weiß nicht, dann wirst du so immer auf Englisch angesprochen. Was ist wenn ich gar kein Englisch könnte, wäre ich nicht in der Schule gewesen, könnte ich es gar nicht.

Interviewerin: Kannst du dich da an konkrete Situationen erinnern?

Kathy: Ich war auf einem Amt im 10. Bezirk und der Typ hat eine halbe Stunde mit mir Englisch gesprochen und ich hab' mit ihm Deutsch geredet. Da hab' ich mir auch so gedacht: „Hallo, wann hört das auf?“ Und dann hab' ich irgendwann mal gesagt: „Ja, Sie können jetzt aufhören mit mir Englisch zu reden, weil ich kann gar nicht so gut Englisch.“ Ahh, pff, wie komm ich dazu, dass ich mich Bemühen muss nicht in meiner Muttersprache zu sprechen, obwohl der das Gleiche kann wie ich. Dann hat er halt im Dialekt weitergeredet und dann sind wir draufgekommen, dass er eigentlich aus dem Nebendorf herkommt, wo meine Mutter her ist. Voll blöd, solche Sachen. Und vor allem, glaube ich, dass wenn du aus Wien weggehst, hast du solche Sachen öfters, ich weiß es von Niederösterreich halt.

Interviewerin: Wie war deine Erfahrungen bei Verwandten in Niederösterreich?

Kathy: Da wo meine Oma gewohnt hat, die haben mich ja alle schon gekannt seit ich ein Baby bin. Ich bin ja auch dort getauft worden [Pause]. Also die haben das gewusst. Aber dann wenn du irgendwo anders hingegangen bist, oder so, da haben sie dann geschaut.

Interviewerin: Wo war was?

Kathy: Z.B. in einem Gasthaus, wenn du Geburtstag von einer Tante feierst, dann waren sie halt schon so ur neugierig.

Interviewerin: Was haben deine Verwandten über die Beziehung deiner Eltern gesagt?

Kathy: Ja, meine Oma wollte das nie, dass meine Mutter ein Kind mit einem Afrikaner bekommt. Sie hat meinen Vater nie besonders gemocht. Und sie hat mit mir nicht geredet ein Jahr bevor wir nach Senegal gegangen sind, weil sie beleidigt

war. Ich hab' das damals nicht verstanden, weil ich hab' mich ur gefreut. Immer wenn ich ihr etwas erzählen wollte, hat sie immer gesagt: „Ja, äh, ich versteh' gar nicht, warum du da so oft runter fährst nach Afrika?“, oder so Sachen wie: „das ist ja eine ganz andere Kultur, wie bei uns“. So als würde sie nicht wissen, dass mein Vater aus Senegal kommt! Sie hat immer nur Afrika oder zu denen da unten gesagt. Und hat auch nie von meinem Vater den Namen gesagt, sondern immer nur gesagt: „Ja, zu dem da.“ So ur komisch und immer ur abwertend. Und irgendwann wollt' ich dann gar nicht mehr rausfahren und früher habe ich es draußen geliebt im Garten mit meinen Cousinen und Cousins und dann überhaupt nicht mehr. Weil später sind dann alle irgendwie so geworden. Auch im Alter, wenn du draußen aufwächst, kriegst du einige rassistische Aussagen zu hören. Meine Onkeln sagen z.B. so Sachen wie: „Jo, und dann war a Neger“, während ich am Tisch sitze, weißt du. „Ja und der war so a Jugo,“ einfach solche Sachen am laufenden Band. Das ist mir so unangenehm, da fühl' ich mich einfach nicht wohl. Es muss gar nicht über mich sein, aber ich fühl' mich in dem Moment trotzdem betroffen.

Und dann bin ich gar nicht mehr rausgefahren. Und meine Oma hat sich dann bei mir gemeldet und sich bei mir entschuldigt. Aber wie sie sich bei mir entschuldigt hat: „Ja, ist schade, dass du nicht mehr rauskommst. Und ja, i hob jo des net so gmant.“ Ja, solche Sachen, aber nicht so: „Ja, es tut mir Leid, sondern ja, das hast du falsch verstanden. Aber du weißt eh, dass i di trotzdem mog.“ Und dann hab' ich mir gedacht: „Was heißt trotzdem!?“ In dem Moment war mir das einfach auch zu viel. Das hab' ich nicht gepackt, weil von der eigenen Familie, denkst dir, darf so was nicht sein.

Interviewerin: Wurde dir die Frage nach deiner Herkunft noch in anderen Situationen gestellt?

Kathy: Was meinst du?

Interviewerin: Hast du jemals die Frage gehört „Woher kommst du?“ und wenn du antwortest aus Wien oder Österreich, wird dir die Frage gestellt: Und woher genau?

Kathy: Ja, aso das. Ja, das stimmt. Das ist immer so, dass sie da zweimal nachfragen. Ich sag' auch immer: „Na, Wien. Na, eigentlich Niederösterreich.“ Und dann so: „Ja, aber woher wirklich?“

Interviewerin: Und sonst noch mit deiner Mutter irgendwelche Situationen in Bezug auf „ihr seid nicht verwandt miteinander?“

Kathy: Ich weiß es nur von einer Freundin. Da haben die in der Schule immer gesagt: „Ja, wo ist deine Mama, weil das ist doch nicht deine Mama. Wurdest du adoptiert?“

Oder auch Ärzte, also ich hab' das von meiner besten Freundin gehört. Ihr Papa ist aus Togo und die Mama ist aus Tirol und sie hat eine kleine Schwester. Sie hat das Down-Syndrom. Sie waren bei einem Kinderarzt und der hat gesagt: „Na süß, sie haben ein afrikanisches und asiatisches Kind adoptiert.“ [Betonende Stimme] Ein Arzt! Verstehst du das?!?! Voll oarg.

Interviewerin: Hattest du sonst noch Erfahrungen mit Rassismus?

Kathy: Ja, einmal sogar mit Skinheads. Da war ich noch jünger, 15 oder so. Da war ich mit einer Freundin unterwegs. Sie war Österreicherin und hat mich auch beschützt. Weil wo wir am Schwedenplatz waren, da waren so Skinheads.

Ich hab' sie besucht und wollte heimfahren und es war schon spät. Und die sind halt bei irgend so einem Würstelstandel gestanden und haben gegessen. Wir haben uns noch eine Pizza gekauft und haben im Gehen gegessen. Dann haben sie uns so eingekreist. Aber die waren noch ur groß und hatten diese Springerstiefel an. Und dann haben sie mir so gesagt: „Ja, schleich dich aus unserem Land“, und ich so: „Österreich ist auch nicht die Welt. Und glaub' ja nicht, dass alle herkommen, weil Österreich so toll oder schön ist. Weil wenn man so was sieht wie euch, vergeht's einem und man will nicht herkommen. Außerdem bin ich Österreicherin, also halt die Fresse.“ Und dann hat er gesagt. „Ja, aber ihr nehmt's uns unseren Arbeitsplatz weg.“ Und ich so: „Ja wenn man auch nicht arbeiten gehen will, dann gibt's auch keinen Arbeitsplatz. Außerdem studier' ich und ich bin Österreicherin und ich könnt' genauso sagen, ihr nehmt's uns unsere Zukunft weg.“ Aber mit solchen Leuten braucht man sich nicht streiten. Und dann hat er noch zu mir gesagt: „Ja, mach' noch ein Mal den Mund auf.“ Die waren aber schon 24, 25 und ich war 15. Ich hatte voll schiss, aber ich hab' trotzdem zurück geredet. Und dann sind die aber hergekommen und so: „Ja, jetzt halt deine Fresse.“ Und ich so: „Ich sag, was ich will.“ Und dann hat sich meine Freundin, obwohl sie viel kleiner war als ich, vor mich gestellt. Sie hat mich dann beschützt, weil ich weiß nicht was passiert wär'.

Interviewerin: Okay, das hört sich ziemlich schlimm an [Pause]. Hast du sonst noch irgendwelche Erfahrungen mit Rassismus gehabt? Am Nachhauseweg, Schulweg?

Kathy: Nein, außer, dass ich immer aufstehen musste, wenn alte Frauen gekommen sind, weil ich so Angst hatte, dass sie mich wieder anschreien und mich „Neger“ schimpfen. Wah, das ist so schlimm.

Interviewerin: Also hast du diesbezüglich eine Paranoia entwickelt?

Kathy: Ja, schon. Voll. Damals als Kind schon. Jetzt ist mir das scheiß egal. Meine Mama sagt mir auch oft: „Nein, aber das stimmt ja gar nicht. Fass das nicht rassistisch auf.“ Aber das ist auch voll schlimm, wenn deine Mama das dann nicht versteht oder das nicht so wahrnimmt wie du, weil du die ganze Zeit mit dem konfrontiert bist. Das ist dann schon voll oarg. Sie sagt mir aber: „Ja, jetzt übertreibst aber, das war jetzt sicher nicht so.“ Und ich so z.B.: „Ja und warum schaut die mich dann die ganze Zeit so blöd an.“ „Ja, die schaut halt, lass sie blöd schauen.“ Das ist so, ja lass' sie schauen, aber willst du den ganzen Tag angestarrt werden?!?! Das ist einfach ur [Pause], das will man nicht.

Interviewerin: Hast du beim Arbeiten rassistische Erfahrung erlebt?

Kathy: Nein, da nicht. Außer, das hab' ich erst im Nachhinein erfahren, aber das kann man jetzt nicht auf Österreicher beziehen. Ich hab' in einem mexikanischen Lokal gearbeitet, mein Chef war Mexikaner und mit dem hab' ich mich nicht so gut verstanden. Und der war halt schon rassistisch und selbst eben Mexikaner. Weil er kann nicht gscheid Deutsch, die Staatsbürgerschaft hat er durch die Ehe mit seiner Frau bekommen. Also weißt, selbst sollte er da eigentlich nichts sagen. Und im Nachhinein hab' ich erfahren, dass er zu irgendjemanden gesagt hat: „Ja, also für mich ist die Klara eine Ausländerin.“ Und dann haben die anderen zu ihm gesagt: „Ja aber M., sie ist die einzige Österreicherin, die hier gearbeitet hat.“ Die anderen waren alle Ungaren und Slowaken. Und die haben dann gesagt: „Ja, sie ist hier geboren, die ist hier aufgewachsen und die Mutter ist Österreicherin.“ Und er so: „Ja, das ist egal, aber sie ist Schwarz und deswegen ist sie Ausländerin.“ Ur oarg, geuh! Und, dass das andere auch so sehen, weißt du, ist schon sehr traurig.

Interviewerin: Ach ja, was ich dich noch fragen wollte, wurde dir jemals die Frage gestellt, ob du einen Sonnenbrand bekommen kannst?

Kathy: [Lacht kurz] Ja immer. Jeder, auch alle meine Freunde. Ich muss es dann immer erklären und rechtfertigen. Ich krieg eigentlich schneller einen Sonnenbrand als andere, wenn ich lange in der Sonne bleibe. Das checkt irgendwie keiner.

Interviewerin: Okay [Pause], was ich noch wissen wollte, wie ist das mit den Haaren, sind dir Leute z.B. als Kind schon Mal in die Haare gefahren?

Kathy: Ja, ohne zu fragen, immer, immer, auch heute noch. Ich hab' eigentlich einen Afro und - ja [kurze Pause] - das nervt schon, weil in der U-Bahn oder auch beim Weggehen, wenn du beim Klo stehst und dann kommt einer her: „Woah, du hast ur geile Haare,“ und greift rein, Wäh, Wäähh.

Interviewerin: Hast du die Leute darauf angesprochen?

Ja, ich sag' dann: „Bitte nicht in die Haare greifen.“ Ich seh' schon manchmal, dass das kommt...: „Wauh, Sie haben aber tolles Haar.“ „Ja, ja, danke, bitte nur nicht angreifen.“

Interviewerin: Wie empfindest du die Fragen, als

- ☐ legitim
- ☐ Problem bzw. störend und nervig
- ☐ situations- und kontextabhängig,
- ☐ weder noch, sondern.....

Begründe, warum du die Fragen als solches empfindest?

Kathy: Kontextabhängig. Weil viele interessiert es wirklich. Wenn ich irgendwo etwas einkaufe und ich komm ins Gespräch mit jemanden und die Person sagt dann z. B: „Darf ich fragen, woher Sie sind?“ Dann ist es für mich okay, weil eine Neugier da ist. Das ist auch okay so, weil wenn du nie neugierig bist, dann kannst du ja nur irgendwie negativ eingestellt sein zu etwas, was du nicht kennst und dich nicht irgendwie für dich selbst weiterbilden.

Es kommt halt drauf an.

Interviewerin: Hattest du bezüglich deiner Herkunft schon Ratespiele?

Kathy: Ja, das hasse ich. Ich wurde schon für eine Brasilianerin gehalten. Ich denk' mir dann immer: „Frag, wenn du's nicht weißt.“ Ja, also Brasilianerin, Inderin auch schon, Äthiopierin fast immer, Somalia und Sudan oft.

Interviewerin: Hast du schon Erfahrungen gesammelt mit Leuten, die den Pigmentierungsgehalt vergleichen. Z.B.: Also du bist ja schön braun, aber der da ist ja viel zu dunkel.

Kathy: Ich habe einmal eine kennengelernt, die war rassistisch. Ihr Vater war auch aus einem rechten politischen Kreis. Und wir waren in London auf Sprachreise für zwei Wochen und die ist mir immer hinterher gerannt. Die wollte immer mit mir herumgehen und sie war so unangenehm. Ich hab' sie als so unangenehm empfunden. Ich wollte nicht, dass sie da mit mir herumspaziert. Und dann hat sie immer im Vorbeigehen so gesagt: „Na, die Schlitzis, die sind immer so laut, diese

Schlitzis.“ Solche Ausdrücke hat sie verwendet. Und dann hat sie gesagt: „Wenn mein Vater oder mein Bruder wissen würden, dass wir befreundet sind.“ Ich hab dann zu ihr gesagt: „Hey, wir sind net befreundet.“ „Ja, weil das wär’ ur oarg, weil die wollen nicht, dass ich mit Ausländern, und vor allem mit Negern, verkehr.“ Und dann hab’ ich gesagt: „Hey, pass auf, was du sagst, weil sonst kannst du gleich umdrehen, ja. Ich will das nicht hören wenn du neben mir sitzt. Bitte reiß dich zamm, weil das geht mir am Arsch.“ Und dann hat sie gesagt: „Eigentlich find ich dich ja eh voll hübsch, wenn du nur nicht braun wärst.“

Und ich hab’ zum Beispiel immer ein Foto von meinem Bruder dabei und dann hat sie so gemeint: „Wauh, er würd’ ja ur gut ausschauen, wenn er nicht Schwarz wär’.“ Und solche Sachen, weißt du, voll komisch. „Und du hast Gott sei Dank nicht so eine schiarche Nase.“ Und du sitzt so da und denkst dir: „Was is’ mit dir?!“ Ur krank.

Interviewerin: Das ist oarg, traurig, wie unreflektiert manche die Einstellungen der Eltern übernehmen, naja. Wie gehst du also mit diesen Fragen um?

Kathy: Ich konfrontier’ die Leute oder ich ignorier’ sie, je nach Stimmungslage. Manchmal ist es einfach zu mühsam.

Interviewerin: Und wenn du das jetzt zusammenfasst, wie fühlst du dich von der österreichischen Gesellschaft wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Kathy: Was meinst du mit integriert?

Interviewerin: Dass du Teil der Gesellschaft bist und dich wie jeder andere behandelt fühlst.

Kathy: Ja okay, dann beides. Weil ich manchmal als Österreicher wahrgenommen werde und manchmal nicht.

Interviewerin: Hast du einen Teil deiner Sozialisation im Geburtsland deines afrikanischen Elternteils verbracht?

- ☐ Ja
- ☐ Nein

Ja, das hast du mir vorhin erzählt. Das war ein Jahr im Senegal.

Hast du das Geburtsland deines afrikanischen Elternteils besucht?

Wenn ja, wie oft?

Kathy: Ja, jeden Sommer. Seit ich zwei Jahre alt bin jedes Jahr.

Interviewerin: Hast du noch andere afrikanische Länder besucht? Wenn ja, welche?

Kathy: In Gambia war ich und Tunesien.

Interviewerin: Hast du Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung in deiner Kindheit in afrikanischen Ländern gehabt?

☐ Ja

☐ Nein

Wenn ja, bitte erzähle davon?

Kathy: [Lacht] Immer in der ersten Woche bin ich als Weißer bezeichnet worden, dann nicht mehr, weil ich mehr braun werde. Es gibt eine ethnische Gruppe, die etwas heller sind und dann vermuten sie, dass ich ebenfalls senegalesisch bin. Ich und mein Bruder werden immer gefragt, ob wir Pöl sind.

Interviewerin: Was haben die Menschen in deinem Umfeld in der ersten Woche gesagt?

Kathy: Du hast es halt bei den Kindern gemerkt, weil die sagen, was sie denken und in der Region wo ich wohne, sind auch keine Touristen. In den Dörfern ist es schon so, dass sie schauen, Lieder singen oder Angst haben.

Interviewerin: Und betiteln sie dich direkt als „Weiße“?

Kathy: Ja, ja schon. Aber Erwachsene sagen das nicht. Vor allem aber in den Dörfern, das ist so wie hier, wenn du nach Tirol fährst in ein kleines Dorf am Hügel da werden dich auch alle anschauen und sich denken: „Schau eine Schwarze.“ Es ist halt unangenehm, weil du nicht weißt wie du es erklären sollst. Ich würd' am liebsten dann sagen: Nein, der ist Weiß, ich bin nicht Weiß.

Interviewerin: Achja, was ich dich fragen wollte, wie ist das wenn du mit deinem Vater unterwegs bist?

Kathy: Die Leute glauben oft, dass er sich dann eine „Hellere“ geschnappt hat. Unangenehm, ich sag dann: „Nein, ich bin die Tochter, sieht man das nicht?“ Ur unangenehm.

Interviewerin: Gehen die Leute wie bei der Situation mit deiner Mutter und der alten Dame ebenfalls davon aus, dass ihr nicht miteinander verwandt sein könnt?

Kathy: Nein, brauchst nur sagen meine Mama ist Europäerin und dann ist es schon okay.

Interviewerin: Hast du sonst Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung gesammelt?

Kathy: Im Senegal?

Interviewerin: Ja, zum Beispiel.

Kathy: So Rassismus hab' ich nicht bemerkt, schon indirekt, aber nicht zu mir, dass manche über Europäer schlecht geredet haben, aber selten. Gar nicht schlecht geredet, es heißt dann halt nur: „Ach diese Weißen.“ Das sagen sie aber, weil sie keine Europäer kennen. Aber wir als Österreicher sollten uns schon ein bisschen damit auseinandergesetzt haben. Da wo ich wohne, ist es anders natürlich wie in der Hauptstadt.

Interviewerin: Hast du jemals Kommentare in Bezug auf deine Mutter gehört?

Kathy: Also meine Familie im Senegal liebt meine Mutter ur, aber wenn wir irgendwo außerhalb der Familie waren, dann war es schon so, dass alle schauen und so Sachen sagen: „Weiße haben ja ur lange Nasen.“ Sie vergleichen dann immer anhand des Beispiels was sie vor Augen haben. Das ist so, keine Ahnung, ur komisch. Das ist halt für mich auch ur anstrengend, da muss ich immer meine „Schwarze Seite“ und dann meine „Weiße Seite“ irgendwie verteidigen.

Interviewerin: Hast du in anderen afrikanischen Ländern rassistische Diskriminierung erlebt?

Kathy: Nein, eigentlich nicht. In Tunesien bin ich nicht wirklich aufgefallen.

Interviewerin: Wie fühlst du dich von afrikanischen Gesellschaften wahrgenommen? Als:

- ☐ Außenseiter
- ☐ integriertes Gesellschaftsmitglied
- ☐ beides
- ☐ keine der angeführten Rollen, sondern.....

Begründe (anhand konkreter Beispiele) warum!

Kathy: Im Senegal integriert, weil ich teilweise im Senegal aufgewachsen bin.

Interviewerin: Warum fühlst du dich in Österreich als beides und im Senegal als integriert?

Kathy: Österreicher sind oftmals sehr abweisend und verschlossen, es gibt wenig Toleranz, es wird wenig akzeptiert und das Gefühl hab' ich im Senegal nicht.

Interviewerin: Wie beschreibst du dich bzw. bezeichnest du dich wenn es darum geht dein Äußeres zu beschreiben:

- | | |
|---|---|
| ☐ Farbige | ☐ Mulatte/Mulattin |
| ☐ Schwarze | ☐ Mischling |
| ☐ Braune | ☐ Coloured |
| ☐ Weiße | ☐ Afro-Österreicher/in |
| ☐ Half-caste | ☐ Schwarze/r Österreicher/in |
| ☐ Sonstige Bezeichnung | |

Warum verwendest du genau diese Selbstbezeichnung?

Warum sprechen dich die anderen Bezeichnungen nicht an und hat sich deine Selbstwahrnehmung und -bezeichnung im Laufe deines Lebens verändert und wenn ja, warum? Wir gehen die Begriffe einfach der Reihe nach durch.

Hast du den Begriff Farbige für dich selbst verwendet?

Kathy: Nein, Farbige find ich komisch, weil wir alle Farben haben, oder?! Ein Europäer und Asiate ist auch farbig, oder was sind die? Durchsichtig?!?!

Interviewerin: Und Schwarze?

Kathy: Find ich komisch, weil...ich hab's zwar ehrlich gesagt, schon gesagt, aber ich find nie ein richtiges Wort dafür.

Interviewerin: Was hast du gegen den Begriff Schwarz?

Kathy: Ja, ich kenn' keinen Menschen, der Schwarz ist. Na, das ist so komisch, weil Weiße sind ja auch nicht Weiß. Deswegen hat der Begriff nicht viel Logik für mich. Außerdem ist es oft so als würden es nur die zwei Pole geben Weiß / Schwarz, also Europa / Afrika. Und was ist mit dem Rest der Welt?!

Interviewerin: Und Braune?

Kathy: Ich bin braun, hab' ich als Kind schon oft gesagt, aber als Braune hab' ich mich nicht bezeichnet.

Interviewerin: Bezeichnest du dich als Weiße?

Kathy: [Lacht] Nein.

Interviewerin: Und Half-caste?

Kathy: Half-caste sag ich gar nicht.

Interviewerin: Warum magst du den Begriff nicht?

Kathy: Na, weil ich weiß, was es bedeutet. [lacht]

Interviewerin: Okay, was ist mit Mulattin?

Kathy: Leider, hab' ich das früher oft verwendet, auch wenn es eigentlich ebenfalls kein guter Begriff ist.

Interviewerin: Und Mischling?

Kathy: Mag ich überhaupt nicht. Hat ja was mit Rassen zu tun.

Interviewerin: Und Coloured?

Kathy: Das ist genau das gleiche wie Farbige. Ich hasse das Wort.

Interviewerin: Achja, ich habe vergessen, dir noch die Frage zu stellen. Empfindest du die verschiedenen kulturellen Einflüsse deiner Erziehung

- ☐ Als problembehaftet, d.h. würdest du dich als Grenzgänger oder Kulturpendler zwischen zwei Kulturen sehen
- ☐ miteinander vereinbar
- ☐ keines von beiden, sondern...

Kathy: Miteinander vereinbar und auch total wichtig. Es bringt gewisse Vorteile. Ich bin sehr offen erzogen und offen für Neues und andere Sachen. Und ich hab' dadurch viel Interesse für Kulturen, vielleicht mehr als manche andere, die das gar nicht interessiert. Ich kann gut mit Menschen umgehen, weil ich durch die Erziehung unterschiedliche Zugänge kennengelernt habe. Außerdem bin ich auch mit Französisch als Zweitsprache aufgewachsen.

Interviewerin: Bieten die Kategorien einer Schwarzen und Weißen Gesellschaft genügend Raum für deine Selbstidentifikation?

Ja ☐

☐ Nein

Begründe warum!

Kathy: Nein, für mich nicht, weil es – wie gesagt – zwei Pole sind, die nichts mit der Realität zu tun haben. Es ist eine Entweder-oder-Sache, wo es nur die zwei gibt und sonst nichts, zumindest wird es einem so eingeredet.

Interviewerin: Ich hab' vergessen noch nach bestimmten Begriffen zu fragen. Was hältst du von dem Begriff Schwarze Österreicherin?

Kathy: [lacht leise] find ich irgendwie lächerlich. Ist aber auch weil, äh ich den Begriff Schwarz komisch finde und es einen Farbzusatz nicht braucht.

Der Begriff Afro-Österreicherin ist für mich noch sehr neu, aber der Begriff ist auf jeden Fall besser als die genannten Begriffe wie z.B. Schwarze, Mischling, Farbige usw. Oja, find ich gut, kann ich mir vorstellen zu verwenden.

Interviewerin: Hast du sonst noch eine Bezeichnung, die ich nicht angeführt habe?

Kathy: Nein.

Interviewerin: Wie nimmst du dich selbst wahr und wie möchtest du von deiner Umwelt wahrgenommen werden?

Kathy: Als Person, die von ihrer Umwelt nach dem Charakter und seiner Leistung beurteilt wird und als Mensch, der verschiedene kulturelle Zugänge hat und somit bin ich sowohl Österreicherin als auch als Senegalesin und möchte als solches wahrgenommen werden. Und wenn andere mich nicht persönlich kennen, wär' der Begriff Afro-Österreicherin auf jeden Fall besser passend als die ganzen anderen.

Zusammenfassung

In dieser Diplomarbeit wurde der Schwerpunkt auf die Dokumentation der Eigen- und Fremdwahrnehmung von Afro-EuropäerInnen im historischen als auch im gegenwärtigen Diskurs gelegt. Hierzu werden mit Hilfe der kritischen Diskursanalyse die sozial konstruierten Kategorien Schwarz und Weiß untersucht sowie ob sich sozial konstruierte Bilder und Ascriptionen des Schwarz-Weiß-Gegensatzes im wissenschaftlichen Rassismus des 18. und 19. Jahrhunderts in gegenwärtiger Sprache und Alltag der österreichischen Gesellschaft fortsetzen.

Neben der Schwarz-Weiß-Analyse wird ebenfalls die soziale Position von Afro-EuropäerInnen innerhalb dieses Konstruktionsgefüges demonstriert. Anhand von qualitativen Interviews mit afro-österreichischen Jugendlichen wird veranschaulicht, dass – obwohl der Großteil afro-österreichischer Personen in Österreich geboren und aufgewachsen ist sowie mit den sozio-kulturellen Elementen, wie als „Normösterreicher“ konstruierte Personen, vertraut ist – diese im rassistischen Diskurs aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes als der/die „Andere“, der/die „Fremde“, der/die „Nicht-ÖsterreicherIn“ wahrgenommen werden. In der Folge wird anhand der Erlebnisse dieser Jugendlichen illustriert, dass sich Rassismus nicht auf eine Migrations-, „Fremden-“ sowie „Ausländerdebatte“ beschränkt, sondern, dass eine bestimmte Gruppe von ÖsterreicherInnen ebenfalls rassistische Tendenzen gegenüber anderen ÖsterreicherInnen zeigen.

Abstract

This thesis focuses on documenting self-perception and the perception of others in the context of historical and current discourse. With the help of critical discourse analysis the socially constructed categories of Black and White will be examined as well as whether the socially constructed images and ascriptions of the Black-White antithesis of 18th and 19th century scientific racism have carried forward into the language and daily life of current Austrian society.

In addition to the Black-White analysis, the social position of Afro-Europeans within this constructed situation will be demonstrated. Data gained from qualitative interviews with Afro-Austrian adolescents will show that these young people, although the majority has been born and brought up in Austria and is familiar with the cultural elements associated with the “Norm-Austrian”, are perceived - due to their outward appearance - in the racist discourse as the “Other”, as the “Stranger”, or as the “Non-Austrian”. Consequently, supported by the experiences of these adolescents, the thesis will illustrate that racism is not only confined to the migration-, “stranger-“, or “foreigner-“ debate but that certain Austrians also manifest racist tendencies towards other Austrians.

Curriculum Vitae

Kontaktdaten

Name: Irene Gröpel
e-mail: irene.groepel@geza.at

Persönliche Daten

Geburtsdatum: 05.11.1985
Geburtsort: Wien, Österreich
Nationalität: Österreich
Familienstand: ledig

Schulische Laufbahn

1991-1995: Volksschule, Meißnergasse 1, Wien 1220,
1995-1999: BG und BRG, Bernoullistr.3, Wien 1220
1999-2004: International Business College (Bilinguale HAK),
Hetzendorf 46-48, Wien 1120
Matura im Juni 2004 absolviert mit Schwerpunkt in
Volkswirtschaftslehre (VWL) und Organisational
Behaviour and Cross-Cultural Management
(OBCCM)

Schulprojekte

April 2004: Teilnehmerin des Schulpartnerschaftsprojekts zwischen dem International Business College (IBC) und der Grammar School Lycée Municipal de Koudougou (LMK) (Burkina Faso)

September 2003 – March 2004: Maturaprojekt: Organisational Culture at the “BA-CA Foreign Payments Department”

Akademische Weiterbildung

Seit Oktober 2004: Studentin der *“Internationalen Entwicklung”* an der Universität Wien

Seit Oktober 2006: Studentin der *“Afrikanistik”* an der Universität Wien (mit Fokus auf afrikanische Geschichte, Swahili und Wolof)

Weitere akademische Aktivitäten

October 2008 – January 2009: Mitglied der Evaluationskommission betreffend der Habilitation von Frau Prof. Dr. Irmtraut Maral-Hanak

Sprachen

Deutsch, Englisch, Französisch, Kiswahili, Wolof, Shona

Bisherige Tätigkeiten

Juli 2000:	Ferialpraxis bei der Wiener Gebietskrankenkassa
August 2002:	Ferialpraxis bei der IREDA GmbH (Speditionsunternehmen)
September 2005:	Marktforschung für Kittenberger Erlebnisgärten
September 2005 – April 2006:	Telemark Marketing GmbH (Marktforschungsunternehmen)
Dezember 2008 – Februar 2009:	Lektorentätigkeit für Otto Glöckel Verein
Oktober 2006 – Juli 2009:	Tutorin der Lehrveranstaltung „Entwicklungszusammenarbeit“ an der Universität Wien
Seit April 2010:	Koordinatorin für den österreichischen Verein Friends of Education Africa in Vienna sowie für die NGO Education Africa South Africa Fundraising für die NGO GEZA – Gemeinnützige Entwicklungszusammenarbeit GmbH